DAS BESTE
JAHRGANG 6 *aus* Reader's Digest NOVEMBER 1953
Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

„Die großartigen Erfolge von ACTH und Cortison ..."

Cortison hat sich *doch* bewährt

Aus der Monatsschrift Today's Health von Paul de Kruif

WIE STEHT es heute mit den Hormonen, mit Cortison und ACTH? Haben sich ihre aufsehenerregenden Anfangserfolge bestätigt? Kann man sie nun den praktizierenden Ärzten getrost in die Hand geben?*) Vier Jahre Versuchsarbeit in den Kliniken haben auf diese Fragen die Antwort gegeben. Sie lautet ja — unbedenklich.

Tausende, die andernfalls von Schmerzen gefolterte Wracks wären, gehen jetzt ihrer täglichen Arbeit nach, weil sie mit ACTH oder mit Cortison behandelt werden. Viele andere leben noch, die ohne die tägliche Hormongabe längst tot wären. Neuartige Fabrikationsmethoden haben das Unglaubliche möglich gemacht: Hormone sind heute reichlich vorhanden, und die Preise sinken.

Vor einem Jahr noch schien alles darauf hinzudeuten, daß sich in der Medizin ein neues Hormon-Zeitalter anbahnte. Die neuen Heilmittel

*) Siehe „Die geheimnisvollen Kräfte des Cortisons", Das Beste aus Reader's Digest, Januar 1951 und „Antirheuma-Hormon, eine neue Hoffnung", Das Beste aus Reader's Digest, Januar 1952.

gegen viele akute Leiden, die den Patienten unter Umständen zum Krüppel machen, lagen für die Instrumententasche jedes Arztes bereit. Da kam der Rückschlag. Die Zeitungen brachten in großer Aufmachung Artikel mit Überschriften wie: „ÄRZTE WARNEN VOR HORMONGEFAHR" — „ACTH UND CORTISON VERSCHLIMMERN KRANKHEITEN" — „GEFÄHRLICHE KOMPLIKATIONEN BEI HORMONPATIENTEN" — „ARZT BERICHTET ÜBER RÜCKSCHLÄGE NACH ACTH-GEBRAUCH."

Woher dieser Aufruhr? Auf einem Ärztekongreß in Amerika hatte ein Professor die Hormone heftig angegriffen. Daraufhin lehnten viele Patienten die Behandlung mit ACTH ab; viele Ärzte verschrieben kein Cortison mehr. Dieser Schlag hat der Hormonbehandlung großen Abbruch getan.

Und doch: in dem Augenblick, in dem das angeblich von Hormonen verschuldete Unheil öffentlich angeprangert wurde, entbehrten die Angriffe bereits zum größten Teil ihrer Grundlage.

Die Pioniere der Hormonbehandlung hatten sich ihren Weg mühsam genug suchen müssen. 1949 war die ärztliche Welt in Staunen versetzt worden, weil nach Injektionen größerer Gaben ACTH und Cortison hoffnungslos Verkrüppelte wieder gehen konnten. Weshalb also nicht noch größere Dosen? Schließlich war ACTH ja nichts anderes als ein natürliches Produkt der Hypophyse und Cortison nur eine synthetische Form natürlicher Hormone der Nebenniere. Wenn eine kleine Dosis einem Patienten half, mußte dann eine größere nicht erst recht helfen? Ganz so einfach war es jedoch, wie sich herausstellte, nicht.

Zwar brachte Cortison arthritische Leiden wie durch einen Zauberschlag zum Verschwinden, zu große Gaben aber konnten bei *manchen* Patienten Eiweißverluste herbeiführen, die Hirnzentren reizen oder den Körper aufschwemmen und die Symptome des „Mondgesichts" hervorrufen. Die Menge, die dem einen half, rief bei einem anderen Schäden hervor, auch wenn sie zugleich seine kranken Gelenke wieder beweglich machte. Inzwischen haben die Hormonforscher den Ärzten Wege gezeigt, wie man Wirkungen von Hormongaben, die zu lange oder zu reichlich gegeben werden, vermeiden oder ausgleichen kann.

In den Fällen allerdings, in denen die Patienten ohnehin nichts mehr zu verlieren hatten, ließ man die Warnungen vor den möglicherweise auftretenden Schäden einer langen Behandlungsdauer außer acht. Tausende sind heute nur deshalb noch am Leben, weil sie ein Dasein mit gewissen unerwünschten Hormonnebenwirkungen dem sicheren Tode vorzogen. Und diese Menschen brauchen wunderbarerweise nicht selten im Laufe der Zeit weniger und weniger Hormone. Wird ihre Krankheit etwa am Ende ganz abklingen? Viel-

leicht. Auf jeden Fall blieb vor der Anwendung der Hormone keiner der Patienten lange genug am Leben, um den Ärzten die Möglichkeit zur Beobachtung zu geben, ob sie geheilt werden konnten!

Das Heer der verkrüppelten Gelenkrheumatiker hatte unter der Hormon-Panik besonders schwer zu leiden. Gerade bei Rheumatikern, an denen man mit den ersten Injektionen großer Hormongaben die erstaunlichsten Erfolge erzielt hatte, schienen auch die schlimmen Nebenwirkungen am häufigsten aufzutreten. Viele Rheumaärzte griffen reumütig wieder zum altgewohnten Aspirin. Da fand Dr. Hench von der Mayo-Klinik, daß man auch mit kleineren Dosen eine zwar langsamere, aber stetige Heilung erreichen konnte und dabei nur noch selten schädliche Nebenwirkungen beobachtete.

Die Mayo-Ärzte bemaßen nun ihre Dosen ganz individuell, je nachdem, wie der einzelne Patient sie vertrug. Sie steigerten die Mengen für kurze Zeit, wenn die rheumatischen Schmerzen plötzlich aufflackerten, und versuchten gleichzeitig, die ungünstigen Nebenwirkungen mit anderen Medikamenten und Diät auszugleichen. Sie fanden bald heraus, daß nur wenige ihrer Patienten Gaben brauchten, die so groß waren, daß sie schädlich wirkten. Die Hormone halfen auch bei geringerer Dosierung noch sieben von zehn Gelähmten.

Durch Cortison in Tablettenform, nach ärztlicher Verordnung eingenommen, waren die Kranken imstande, die jeweilige Dosis dem Auf und Ab des Krankheitsverlaufes anzupassen. Und eine oder zwei Einspritzungen in der Woche mit verbessertem, lange nachwirkendem ACTH hielt dann die Rheumatiker so weit schmerzfrei, daß sie arbeiten konnten. Und trotzdem haben die Zeitungen die Arthritiker mit der Vorstellung in Schrecken versetzt, eine lange Hormonbehandlung müsse zur Katastrophe führen.

Zahlreiche Veröffentlichungen in den letzten zwei Jahren haben diese Bedenken wieder zerstreut. In Oakland in Kalifornien hat Dr. Laurance Kinsell bei mehr als 50 Prozent der Gelenkrheumatiker die *volle* Arbeitsfähigkeit wiederhergestellt, indem er sie über zwei Jahre lang regelmäßig behandelte. Dr. Edward Boland berichtet aus Los Angeles, er habe bei zwei Dritteln seiner Patienten durch eine bis zu fünfzehn Monaten dauernde Behandlung den Krankheitsverlauf hinreichend unter Kontrolle halten können. Dr. Reveno in Detroit erzielte bei drei Vierteln aller Patienten, denen er mehr als zwei Jahre hindurch Hormon gegeben hat, gute Erfolge.

Ungezählten Rheumatikern und Arthritikern werden Hormone mit der Begründung vorenthalten, sie heilten nicht, sondern linderten lediglich die Entzündung und die Schmerzen. Nun hat aber Dr. Polley von der Mayo-Klinik darauf hingewiesen, daß selbst diese Schmerzlinderung ja

bereits ein erster Schritt zur Behebung der Lähmung sei. Sind die Schmerzen fort, dann kann man beginnen, mit Heilgymnastik und Hydrotherapie die geschädigten Gelenke und geschrumpften Muskeln wieder gebrauchsfähig zu machen.

Die Presse hat weiterhin in ihren alarmierenden Nachrichten behauptet, die Arthritis komme im gleichen Augenblick, in dem die Hormongaben aufhörten, wieder. *Auch das geschieht keineswegs in allen Fällen.* Bei einem unter je sieben Patienten, berichtet Dr. Hench, gehen die Krankheitserscheinungen jeweils vorübergehend zurück, ohne daß während dieser Zeitspanne eine Behandlung nötig ist. Dr. Spies aus Birmingham in Alabama, der diese Beobachtung bestätigt, stellt gleichzeitig die Frage, wie man denn feststellen wolle, ob ein Patient weiter mit Hormonen behandelt werden muß, wenn man nicht gelegentlich damit aussetzt. In der Klinik in Birmingham reduziert man von Zeit zu Zeit die Dosierung, um die sogenannte Erhaltungsdosis festzustellen, die bei jedem Patienten verschieden ist. Jeder der über hundert Gelenkrheumatiker wird also nur in Abständen mit Hormonen, dagegen ständig mit Naturheilverfahren, zweckmäßiger Ernährung und Aspirin behandelt und arbeitet dabei gleichzeitig stundenweise oder auch ganztägig.

Ist es nicht grausam, Menschen vor einem Medikament zu warnen, das ihnen das Augenlicht retten könnte? „Viel zu viele Ärzte schrecken noch immer davor zurück, ACTH oder Cortison zu spritzen", meint Dr. Dan M. Gordon aus New York. Dr. Gordon hat gemeinsam mit zwei anderen Forschern vor allem die Erhaltung des Augenlichts und die Bekämpfung akuter Entzündungen aller Teile des Auges und des Sehnervs durch Hormone gefördert. Trotzdem verwenden viele Ärzte noch immer die Hormone nur als allerletzten Ausweg, während gerade eine frühzeitige Anwendung eine permanente Trübung verhindern könnte, die die Sehkraft schwächt oder zerstört.

Die Ärzte Dr. Quinn aus Pontiac und Dr. Wolfson aus Ann Arbor haben eine völlig unerwartete Eigenschaft des ACTH entdeckt: es bekämpft *ohne Nebenwirkung* schwerste periodisch wiederkehrende und *chronische* Entzündungen oder Zersetzungen in der Tiefe des Auges und des Sehnervs. Sie fanden, daß Patienten, deren Leiden lokal begrenzt auftritt (wie im Auge), ACTH weitaus besser vertragen als solche, deren Krankheit den ganzen Körper erfaßt.

Sie übernahmen zahlreiche Patienten, die nach allen bekannten Methoden, auch mit leichten Hormongaben, behandelt und nach dem Fehlschlagen der Therapie entlassen worden waren. In allen diesen Fällen galten die Augenschäden als unheilbar. Jeden dieser Kranken behandelten sie individuell und steigerten dabei die ACTH-Dosen allmählich bis zu sehr großen Mengen — bis ihre Patienten wieder sehen konnten oder sie selbst es nicht mehr riskieren

konnten, weiter Hormone zu geben.

Da war eine Frau — seit dreißig Jahren stockblind. Ein „hoffnungsloser" Fall. Retrobulbäre Neuritis, Sehnerventzündung. Die Ärzte spritzten täglich steigende Mengen ACTH. Innerhalb eines Monats nahm die Patientin wieder Helligkeitsunterschiede wahr; nach vier Monaten hatte sie wieder normale Sehstärke und behielt sie auf die Dauer.

Da war ein Mann mit nur 10 Prozent Sehstärke auf dem rechten Auge — seit dreißig Jahren. Seine Chorioretinitis, Ader-Netzhautentzündung, hatte nun, seit einem Jahr, auch das linke Auge erfaßt. Quinn und Wolfson gaben starke ACTH-Injektionen. Nach fünfzig Tagen war die Sehkraft des linken Auges wieder normal. Eine weitergeführte Injektionsbehandlung aber brachte dann erstaunlicherweise auch das rechte Auge — das dreißig Jahre nahezu blind gewesen war — wieder zu 70 Prozent Sehvermögen.

In 54 von 66 hoffnungslosen Fällen hat ACTH Menschen das Augenlicht völlig oder zu einem hohen Grade wiedergegeben. Nur in drei Fällen mußte die Hormonbehandlung abgebrochen werden. Nur zweimal traten Rückfälle auf. Die übrigen haben ihre wiedergewonnene Sehkraft immer noch, und zwar in der Mehrzahl ohne weitere Hormongaben. Das sind keine Heilerfolge? Nun, immerhin ist das Leiden nicht wieder aufgetreten.

Nicht aufzulösen vermögen Hormone den grauen Star oder Blutpfropfen in den Netzhautarterien; ebensowenig können sie eine Netzhautablösung heilen oder den grünen Star beeinflussen. Dennoch haben sich mit der erfolgreichen Bekämpfung der anderen Leiden, die zur Erblindung führen, in der Augenheilkunde neue Möglichkeiten eröffnet.

Auch der praktische Arzt in Amerika behandelt jetzt eine große Zahl von Krankheiten mit Hormonen, wenn sie nur kurze Zeit angewendet werden müssen und schädliche Wirkungen fast ausgeschlossen sind. ACTH und Cortison verhindern, daß eitrige Hautausschläge sich weiter ausbreiten; sie können bei Bluttransfusionen das Leben retten und Reaktionen auf Penicillin und andere Antibiotika eindämmen. Während des Sommers können einige wenige Injektionen ein Heufieber verhindern, das sonst selbst auf Antiallergika und Antihistamine nicht reagiert.

Noch vor fünf Jahren war das chronische Asthma, das sehr verbreitet ist und so oft arbeitsunfähig macht, ein Problem. Jetzt kann man auch die gefährlichen Anfälle mit ACTH bekämpfen und die Patienten durch ungefährliche Dosen Cortison häufig symptomfrei halten.

Die Hormone geben dem praktischen Arzt ferner die Möglichkeit, Hauterkrankungen zu behandeln, denen sogar die Hautärzte noch vor wenigen Jahren hilflos gegenüberstanden. Hautausschläge, die auf Überempfindlichkeit gegen Medikamente und viele synthetische chemische

Stoffe (sogar Nylon gehört dazu) beruhen, sind überaus häufig. Diese entstellenden, juckenden und mitunter gefährlichen Krankheiten verschwinden nach Cortison und ACTH meist spurlos. Sie können danach mit geringen, unschädlichen Mengen Hormon unter Kontrolle gehalten werden, bis der Arzt ihre chemische Ursache gefunden hat.

Schwer an Ekzemen erkrankte kleine Kinder haben sich schon buchstäblich zu Tode gekratzt. Cortison kann hier das Leben retten.

Die Ärzte sind jetzt imstande, Millionen Menschen mit rheumatischen Beschwerden an Gelenken, Bindegeweben, Herz und Muskeln zu behandeln. Wütende Gichtanfälle können durch ACTH in einem Tag behoben und Rückfälle dann durch tägliche Gaben von Colchizin oder Benemid verhindert werden. Viele hartnäckige und peinigende, teilweise lähmende Muskel- und Sehnenscheidenentzündungen verschwinden nach kurzer Cortison- oder ACTH-Behandlung spurlos.

Gelenkrheumatismus bietet, weil er ganz allmählich beginnt, dem praktischen Arzt — der ihn ja als erster zu sehen bekommt — die beste Gelegenheit, das Leiden einzudämmen, bevor es den Gebrauch der Glieder beeinträchtigt. Dr. Philip Hench von der Mayo-Klinik ist überzeugt, daß der praktische Arzt in solchen Fällen Hormone anwenden könnte.

Aber die Hormone bürden dem Arzt zugleich eine ungeheure Verantwortung auf. Man kann sie nicht ohne genaue Prüfung verschreiben. Bevor ein Arzt sie anwendet, muß er sich zunächst vergewissern, daß keine Tuberkulose und Geisteskrankheit besteht. Hat ein Arthritiker Diabetes, hohen Blutdruck, Herzbeschwerden oder ein Magengeschwür, so müssen die Hormone mit ganz besonderer Vorsicht gegeben werden.

Der Arzt muß sich ferner stets vor Augen halten, daß die Hormone Schmerzen betäuben und Fieber unterdrücken, so daß unter ihrer Einwirkung ernste Infektionen unerkannt bleiben können. Er muß den Patienten dazu erziehen, ihm über jede Wirkung der Hormonbehandlung, gute und schlechte, ausführlich zu berichten — und er muß darüber Buch führen. In dieser unheimlichen Hormon-Welt ist jeder Patient etwas Eigenes — und das verlangt Zeit. Es ist eine neue Art der medizinischen Praxis.

Ernsthafte Schädigungen braucht kein Arzt zu befürchten, der die neue Hormonbehandlung verantwortungsvoll ausübt. Die Zeit und Mühe, die er dafür aufwendet, wird ihm reichlich vergolten durch die großartigen Erfolge von ACTH und Cortison bei Krankheiten, die noch vor fünf Jahren entweder unheilbar waren, die Menschen für immer zum Krüppel machten oder gar zum Tode führten.

»»««

Schweigen ist der sicherste Weg für den, der sich selbst nicht traut. L. R.

DER BESTE RAT MEINES LEBENS

Von
Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer

Als ich noch ein kleiner Junge war, bekam ich immer den guten Rat zu hören: „Was du tust, das tue ganz." Dieser Rat hat mich durchs Leben begleitet, mich in schweren Zeiten getröstet und mir Augenblicke tiefer Befriedigung gebracht.

Der Rat kam von meinem Vater, der ihn selber erprobt hatte. Als junger Soldat hatte er sich so ausgezeichnet, daß er auf dem Schlachtfeld zum Offizier befördert wurde. Später, als Beamter in der Justizverwaltung, war er pflichtbewußt in seiner Arbeit, hatte zum Lohn ein gutes Gewissen und war daheim ein entspannter, zufriedener Mann. Glück war für ihn einfach das schönste Nebenprodukt der Arbeit. „Nur wenn man seine Pflicht *ganz* erfüllt hat", pflegte er zu sagen, „ist man vollkommen glücklich."

Ich hätte wie die meisten Jungen viel lieber Ball gespielt als lateinische Verben konjugiert, aber Vater bestand darauf, daß meine Schularbeiten meine vornehmste Pflicht seien. „Konzentriere dich", ermahnte er mich immer wieder voller Nachdruck, und sein Spitzbart sträubte sich dabei ordentlich. „Laß dich nicht ablenken, bevor du fertig bist, und wenn eine Kanone neben dir losgeht."

Dank seiner Beharrlichkeit war ich ein guter Schüler; im Laufe von neun Jahren kam ich nicht ein einziges Mal zu spät. Aber trotz Vaters strenger Pflichtauffassung ging es bei uns daheim nicht etwa trübselig und freudlos zu; an Lachen und Frohsinn in wohlverdienten Mußestunden fehlte es nicht.

Auf der Universität München sollte ich mein Studium so bald wie möglich beenden, um zum Unterhalt der Familie beisteuern zu können. Nacht für Nacht büffelte ich beim Schein einer Petroleumlampe über meinen juristischen Lehrbüchern, und wenn mich der Schlaf übermannen wollte, dachte ich an den Rat meines Vaters und machte weiter. Aber wie sollte ich auf die Dauer jede Nacht durchhalten?

Da kam mir eine Idee. Ich füllte mein Waschbecken mit Wasser und stellte es neben mich auf den Fußboden. Dann zog ich die Schuhe aus und las barfüßig weiter. Wenn mir der Kopf vor Schläfrigkeit herunterfallen wollte, tauchte ich schnell meine Füße in das kalte Wasser, da war ich immer gleich wieder wach. Dank diesem Verfahren beendete ich das Studium in drei statt in vier Jahren.

Der Rat meines Vaters hat mir seit-

her noch oft geholfen. In meiner ersten Stellung kümmerte ich mich nie um den Büroschluß und habe es auch in meinem ganzen Leben nicht getan. Wenn man entschlossen ist, was man tut, ganz zu tun, hört man nach meiner Erfahrung ebensowenig die Uhr sechs schlagen, wie man besagte Kanone neben sich losgehen hört.

Ich erinnere mich an eine Stadtratssitzung in Köln im Jahre 1918. Mir als Oberbürgermeister lag daran, den alten Befestigungsring um die Stadt nicht durch Fabriken oder ein Häusergedränge, sondern durch einen Gürtel von Grünanlagen ersetzt zu sehen.

Niemand im Stadtrat stimmte mir bei. Ich war nahe daran, zu kapitulieren. Da fiel mir Vaters Ermahnung wieder ein, und ich machte mir die Mühe, alle meine Unterlagen zusammenzustellen — Vergleiche zwischen dem Gesundheitszustand der Bevölkerung kleiner und großer Städte, Kostentabellen, die neuesten Statistiken über alle einschlägigen Fragen. Nachdem ich mein Material bei mehreren Sitzungen vorgelegt hatte, waren alle Stadtväter bis auf einen gewonnen, und zu guter Letzt erhob sich auch dieser eine und sagte: „Soll er seinen Willen haben — er wird ihn ja sowieso bekommen!" Ich habe schon manchmal denken müssen, daß die Kölner das schöne Grün rings um ihre Stadt eigentlich meinem Vater zu verdanken haben.

Als der Nationalsozialismus an die Macht kam, fühlte ich mich verpflichtet, ihm entgegenzutreten, denn es war mir klar, daß er nur zu völliger Versklavung führen könne. Mein Widerstand brachte mich in ein Gestapogefängnis, wo meine Frau und ich eine trübselige silberne Hochzeit feierten. Aber ich habe meine Haltung nie bereut. Das Bewußtsein, getan zu haben, was ich für meine Pflicht hielt, gab mir eine innere Heiterkeit und Ruhe, köstlicher als alles physische Behagen.

In der Tat, was mir an Glück im Laufe eines sehr glücklichen Lebens zuteil geworden ist, kommt, glaube ich, zum größten Teil daher, daß ich immer bemüht gewesen bin, durchzuhalten und, was ich zu tun hatte, ganz zu tun.

Die große Frage

Als ein berühmter Astronom seinen Vortrag über die Milchstraße beendet hatte, fragte ihn eine Dame: „Wenn unsere Erde so klein ist und das Weltall so groß, wie können wir dann glauben, daß Gott uns überhaupt beachtet?"

„Das hängt ganz davon ab, an einen wie großen Gott Sie glauben", erwiderte der Gelehrte. W. P.

Die Wundermedizin für Hollywood?

Sprung in die dritte Dimension

Aus der Wochenschrift Time

Ein Löwe sprang brüllend aus der Kinoleinwand und landete auf dem Schoß des begeisterten Zuschauers. Speere und Flinten zielten auf seinen Kopf, Spinnen liefen ihm über das Gesicht, und schöne Frauen streckten verheißungsvoll die Arme nach ihm aus. Der plastische Film, die „Revolution der Brillen", hatte Amerika gepackt. Und Hollywood, das vor Sorgen wie betäubt umhertappte, hatte, fast zufällig, die schlagende Antwort auf das Fernsehen gefunden.

Das „3-D-Fieber" lockt Millionen Menschen wieder in die Kinos zurück, wo sie durch einen Nebel aus Alkohol und Jod (den hauptsächlichen Bestandteilen der Polarisationsgläser) mit schmerzenden Augen auf eine primitive optische Täuschung starren, deren Prinzip schon Euklid kannte und deren praktische Anwendung im altmodischen Stereoskop unsere Großväter am Sonntagnachmittag zum Einschlafen brachte. Voller Zuversicht behauptete ein Filmmann: „Hollywood steht vor einer neuen Zeit des Aufschwungs." Manches sprach dafür, daß er recht, anderes dafür, daß er unrecht gehabt hat.

Hollywood, der „kranke Mann von Südkalifornien", hat eine lange Krankengeschichte aufzuweisen, in der sich Zeiten strotzender Kraft und lebensgefährliche Krisen in schnellem Wechsel abgelöst haben. Das Fernsehen mußte ihm, so wollte es scheinen, endgültig das Lebens-

licht ausblasen. Die wöchentlichen Besucherzahlen der Kinos waren in Amerika von 80 Millionen, dem Rekord der Kriegsjahre, auf 46 Millionen gesunken, und das Ende war noch nicht abzusehen. Tag für Tag schlossen durchschnittlich drei Filmtheater ihre Pforten. (Seit 1946 stehen 5000 leer und verödet da oder sind in Markthallen umgewandelt worden.) Im letzten Jahr haben die meisten großen Filmgesellschaften fast ohne Gewinn gearbeitet.

Der „kranke Mann" war also recht wacklig auf den Beinen — da erschienen die beiden Wundermittel auf dem Markt: Cinerama und 3-D, der plastische Film. Bei Cinerama braucht der Zuschauer keine Brille zu tragen. Der Film wird gleichzeitig mit drei Kameras aufgenommen und dann mit drei Vorführapparaten auf eine stark gekrümmte Leinwand geworfen, die jedoch wegen ihrer Größe (neunzehn auf sieben Meter) in den meisten Theatern nicht unterzubringen ist. Die Wirkung auf die New Yorker Zuschauer war beängstigend. Wie von einem riesigen Staubsauger wurden sie gepackt und in alles, was geschah, hineingesogen. Als der Film eine Fahrt auf der Achterbahn zeigte, schien das ganze Theater in die Luft geschleudert zu werden und dann wieder, laut kreischend, hinabzusausen.

Noch ehe die Filmleute jedoch den Schock überwunden hatten und sich über die praktische Anwendung von Cinerama ganz klar waren, sprengte ihnen ein leidenschaftlicher Filmenthusiast, Milton Gunzburg mit Namen, auch noch die Hinterpforte zum Paradies auf. Einige Schmalfilme, die er plastisch gedreht hatte, machten auf Milton Gunzburg so großen Eindruck, daß er und sein Bruder Julian sich mit einem alten Kameratechniker, Friend Baker, zusammentaten. Baker bastelte ihnen in aller Eile eine Stereokamera zusammen, indem er zwei gewöhnliche Filmkameras so miteinander koppelte, daß sie im Gleichtakt arbeiteten. Im Kino werden die beiden Bänder dann von zwei Projektoren auf die Leinwand geworfen, und die Zuschauer sehen den Film durch Brillen, die ihn plastisch erscheinen lassen.

Der Traumfabrikant Arch Oboler erhielt von den Brüdern Gunzburg die Erlaubnis, in „Natural Vision", wie sie ihr System nannten, einen Film *Bwana, der Teufel* zu drehen. Der Film, eine Art Wald- und Wiesenmelodrama, handelt von zwei Löwen, die sich unzulässigerweise in den Bau einer Eisenbahnlinie in Afrika einmischen, und war so miserabel, daß bei der Premiere in Los Angeles niemand darauf achtete, daß die Stereoskopie noch miserabler war. Trotzdem schlug *Bwana* schon in der ersten Woche alle Kassenrekorde und brachte in zwei Theatern 95 000 Dollar. In Chikago brach er dann kurz darauf weitere Rekorde.

Das entschied die Sache. Die alten Löwen der Filmindustrie — die Schencks, die Skourases, die Warners, Adolph Zukor — verließen

brüllend ihren Bau und prüften mit erhobener Nase den günstigen Wind.

Das Zaubermittel. Bei Paramount wurde eine alte Stereokamera aus dem Keller gezerrt. Die Ausbeute der ersten zwölf Drehtage des Films *Sangaree*, eines Kostümfilms, wanderte in den Abfalleimer, und die ganze Geschichte wurde noch einmal von vorn gedreht — plastisch und in Farben. Universal begann mit *Aus einer anderen Welt*, Fox kündigte drei plastische Filme an, Metro zwei. Jack Warner holte sich Gunzburg, der mit Windeseile eine stereoskopische Neufassung eines alten Gruselfilms von einem Mord in einem Wachsfigurenkabinett drehte. Er fügte auch noch „plastischen" Ton hinzu (der aus mehreren im Theater verteilten Lautsprechern tönt) und machte ihn damit „vollplastisch". Bei Columbia koppelte man einfach zwei Kameras und kurbelte in elf Tagen ein Produkt mit dem Titel *Der Mann im Dunkel* herunter.

Begeistert rief der Columbia-Chef Jerry Wald: „Jetzt haben wir das Zaubermittel!" *Bwana, der Teufel*, *Der Mann im Dunkel* und *Das Kabinett des Professor Bondi* dürften zusammen mehr als 20 Millionen Dollar einspielen. Die Kinobesitzer sind guten Mutes, weil jetzt, seitdem es die „tiefen" gibt, auch die „flachen" wieder mehr Leute ins Theater ziehen.

Die Aktien der Polaroid Corporation, die ihre Polarisationsgläser 1946 verbessert und damit den Start des plastischen Films erleichtert hat, sind im letzten Jahr auf das Doppelte gestiegen. Gunzburg & Co. haben wunde Finger vom Verbuchen der eingehenden Schecks: Hollywood hat ihnen fünf Prozent der Bruttoeinnahmen aller Filme garantiert, die in „Natural Vision" hergestellt werden, und die Polaroid hat ihnen für ein Jahr das ausschließliche Recht eingeräumt, Brillen mit Polarisationsgläsern zu vertreiben. Seit dem Erscheinen von *Bwana* hat Gunzburg 100 Millionen Brillen zu 6,7 Cent das Stück gekauft, sie für zehn Cent das Stück verkauft und zwei Millionen Dollar daran verdient.

Nichts ist sicher. Eines aber hatte Hollywood nicht bedacht: Revolution erzeugt Revolution. Im Januar dieses Jahres erbebte Hollywood eines Morgens unter einem schweren Schlag: FOX BRINGT WICHTIGE VERBESSERUNG überschrieb der *Hollywood-Reporter* seinen Bericht. In all der Aufregung über 3-D hatten die anderen Gesellschaften fast vergessen, daß es Cinerama gab.

Anscheinend hatte die 20th-Century-Fox einen Weg gefunden, Cinerama allgemein verwendbar zu machen. Alle Fox-Filme würden, verkündete Darryl Zanuck, von nun an in CinemaScope erscheinen. CinemaScope ist das Warenzeichen für ein Weitwinkelobjektiv, das in jede gewöhnliche Filmkamera eingesetzt werden kann und ihr Blickfeld erweitert. Der erste dieser Filme ist *Das Gewand des Erlösers*.

Fox führte CinemaScope auf einer

leicht gekrümmten, etwa zwanzig Meter breiten und acht Meter hohen Leinwand vor. Spitze Zungen nannten es zwar das „Cinerama des kleinen Mannes", der wehmütig neidische Unterton in dem Ausdruck war jedoch nicht zu überhören. CinemaScope konnte im Zuschauer nicht die unwiderstehliche Illusion plastischer Tiefe erzeugen wie Cinerama; doch gaukelte sie dem Auge — ohne Spezialbrille — großzügig vor, alles Leben spiele sich vor prächtigem Hintergrund auf einer riesigen Terrasse ab.

Fox erklärte sich bereit, CinemaScope für 25 000 Dollar pro Film an die sorgenbeladene Filmindustrie zu vermieten. Die Filmgewaltigen zögerten. Wenn sie sich alle CinemaScope zuwandten, was würde dann aus den 330 Millionen Dollar werden, die in Filmen für die bisherige schmale Projektion steckten?

Dann aber kamen die Anwälte, zur Freude der meisten Beteiligten, damit heraus, die CinemaScope-Objektive — die Skouras erst im Dezember von dem Franzosen Henri Chrétien erwarb, der sie 1931 erfunden hatte — gehörten gar nicht ausschließlich Fox. Chrétien hatte vielmehr bereits 1936 eine ähnliche Abmachung mit Paramount getroffen.

Eine Gegen-Gegenrevolution bereitete sich vor. CinemaScope war gut und schön in der riesigen Radio-City-Music-Hall — was aber sollten die kleinen Theater machen?

Die Gegen-Gegenrevolutionäre kamen nun alle nacheinander mit einer gewichtigen Erklärung heraus: nach Jahren intensiver Forschung habe man ein eigenes Panorama-System entwickelt — mit plastischem Ton. In Wirklichkeit bestand die gewichtige Neuerung in nichts weiter als im Gebrauch einer Weitwinkeloptik in der gleichen gewohnten Kamera und ferner einer breiteren Leinwand in denjenigen Theatern, die die Ausgabe nicht scheuten.

Das Gute daran war, auch die alten Bestände konnten nun so vorgeführt werden, daß sie in die neuen, breiteren, aber nicht allzu breiten Flächen paßten. Es stimmt zwar, daß (durch die verschobenen Proportionen) ungefähr ein Viertel des Bildes oben oder unten abgeschnitten wurde, aber wegen so einem bißchen Schauspielerkopf würden die Leute sicher keinen Krach machen. Die ersten dieser nachträglich mit „Plastik" ausgestatteten Filme, die auf der breiten Leinwand gezeigt wurden, *Mein großer Freund Shane* von Paramount und *Die Bucht von Louisiana* von Universal, waren ein Riesengeschäft.

Wie geht's nun weiter! Welchen Weg wird der Film einschlagen? Darüber wird das Publikum entscheiden. Tausende von Kinobesitzern haben „Allzweck-Projektionsflächen" in Auftrag gegeben, auf denen sie alles, von CinemaScope abwärts, vorführen können.

Eines jedenfalls steht fest: CinemaScope wird das, was wir bisher als das Wesen filmischer Kunst angesehen haben, verschwinden lassen. Dahin

ist das Gefühl des Zuschauers, er belausche Vorgänge, die sich in einem anderen Zimmer abspielen. CinemaScope überrennt ihn im Frontalangriff mit überdimensionalen Bildern und Tönen.

„Von großer Kunst überwältigt werden ist eine Sache", meinte ein New Yorker Kritiker, „ersäuft werden in gewaltig vergrößerter Mittelmäßigkeit ist eine andere."

René Clair, der weltberühmte französische Regisseur, sagt noch eine andere Konsequenz der breiten Bildfläche voraus. Häufiger, schneller Wechsel von einem Bild zum anderen ist unmöglich geworden. Das Auge kann ein so großes Bild nicht mit einem Blick überschauen. Wir werden daher ein schnelles Wechseln von Bildern, die uns im Bogen umschließen, nicht ertragen. Das bewegte Bild wird also nur noch wenig Bewegung haben. Der Film wird der Bühne ähnlich werden, wo der Ablauf der Handlung viel mehr von den Worten und Gesten der Schauspieler getragen wird. Hollywoods Schauspieler, die bisher gewöhnt waren, immer nur einige Sätze auf einmal auswendig zu lernen und sie genau so zu sprechen, wie es ihnen der Regisseur vorgemacht hatte, werden nun tatsächlich anfangen müssen, zu schau-spielen.

Die Filmtechniker haben vorläufig noch nicht viel Ahnung von Stereoskopie. Einer von ihnen verkündete feierlich, die Stereokamera sähe die Dinge eben genau so wie das menschliche Auge, denn ihre Objektive hätten einen Abstand von zehn Zentimeter — „genau soviel wie die Augen". Darauf meinte ein Sachverständiger: „Jedes Schulkind kann Ihnen mit einem Lineal nachweisen, daß die Augen beim Menschen nicht zehn, sondern sechs Zentimeter auseinanderstehen. Das Menschenähnlichste mit einem Augenabstand von zehn Zentimeter ist ein Gorilla. Alle diese plastischen Filme sind bisher für ein Publikum von Gorillas gedreht worden."

Aber selbst wenn Hollywood alle technischen Schwierigkeiten des plastischen Films meistert, wird es immer noch Mängel geben. Auf Jahre hinaus wird das Kinopublikum Polarisationsbrillen tragen — und gerade dasitzen müssen.

Kann Hollywood sein großes Publikum wiedergewinnen und halten? Oder wird das Ganze auf ein Rückzugsgefecht gegen das Fernsehen hinauslaufen?

„In diesem Fall", meint der englische Filmproduzent Sir Alexander Korda, „wird der fatale Zauber der kleinen viereckigen Fläche, vor der man in Pantoffeln sitzen kann, statt hinaus in die Kälte zu müssen, das Kinogeschäft binnen kurzem erledigt haben." Zudem wissen auch die Fernsehleute bereits, wie man in Farben senden kann, und es ist nicht einzusehen, was sie hindern sollte, ihre Bilder plastisch zu machen.

Wie man mit seinem Einkommen auskommt

Eine Autorität in Finanzfragen stellt sechs allgemeingültige Leitsätze auf

Aus The Atlanta Journal und Constitution Magazine

von Sylvia Porter

SELBST wenn Sie heute ein höheres Einkommen haben als je zuvor in Ihrem Leben, wird es Ihnen vermutlich, falls Sie nicht gerade eine Ausnahme unter Millionen sind, viel Kopfzerbrechen bereiten, wie Sie Ihr Einkommen mit Ihren Ausgaben in Einklang bringen sollen.

Sie werden dieses Ziel nicht erreichen, wenn Sie nach einem starren Plan leben oder sich einem für die „Durchschnittsfamilie" errechneten Budget anpassen wollen. Sie müssen selber einen Plan ausarbeiten und sich selber ausrechnen, wie man es machen muß, daß das Einkommen für alles reicht, was man unbedingt braucht *und* was man unbedingt haben möchte. Nur so darf man hoffen, jeden Tag zu essen zu haben und sich außerdem einige seiner Wunschträume zu erfüllen.

Auf Grund eigener Erfahrung und von Urteilen vieler Sachverständiger habe ich ein halbes Dutzend Leitsätze aufgestellt, die jedermann von Nutzen sein können, ob er nun das Einkommen eines Bankdirektors oder nur das Existenzminimum hat.

1. *Besprechen Sie Ihren Plan mit der ganzen Familie. Rufen Sie sie an einem stillen Abend zusammen und lassen Sie ruhig auch die Kinder mit dabei sein.*

Nur so läßt sich erreichen, daß ein Programm auch wirklich durchgeführt wird; denn wenn jedes Familienmitglied weiß, worum es geht, wird es auch sein möglichstes dazu beitragen, daß das Ziel erreicht wird.

SYLVIA PORTER ist Finanzberaterin der amerikanischen Regierung und vieler Privatbetriebe gewesen. Ihre täglich in vielen Zeitungen erscheinenden Artikel werden von Millionen gelesen. Sie hat außerdem mehrere Bücher geschrieben. Man hat einmal von ihr gesagt: „Die Männer würden überall stehenbleiben, um Sylvia Porter anzuschauen — aber in Wall Street bleiben sie stehen, schauen und hören zu!"

In der ersten Zeit unserer Ehe setzten mein Mann und ich uns eines Tages zusammen, um herauszubekommen, warum unser Bankkonto so hartnäckig dicht an Null blieb. Wir stellten fest, daß jeder von uns sein gesondertes, „geheimes" Budget hatte und ohne Wissen des andern Einkäufe machte. Von da an machten wir unser „Finanzgebaren" gemeinsam — einer unserer vernünftigsten Entschlüsse.

2. *Wenn Sie Buch führen, tun Sie es möglichst einfach. Geben Sie sich nicht damit ab, jede Straßenbahnfahrt aufzuschreiben — das kostet zuviel Zeit und Mühe.*

Kaufen Sie sich ein billiges Notizbuch. Auf einer Seite vermerken Sie Ihr Monatseinkommen; wenn Sie nicht alle zwölf Monate im Jahr ein Einkommen haben, so verteilen Sie Ihre Einkünfte auf zwölf „Ausgabeperioden". Auf der zweiten Seite schreiben Sie auf, was Sie für größere unvermeidliche Ausgaben — Miete, Steuern, Schulden, *Spargroschen* — beiseite tun müssen, und verteilen Sie diese Ausgaben auf die einzelnen Monate. Auf einer dritten Seite tragen Sie ein, was nach Abzug der unvermeidlichen Ausgaben bleibt; dies ist der Betrag, der für die täglichen Ausgaben zur Verfügung steht. Auf einer vierten Seite experimentieren Sie dann so lange herum, bis die täglichen Ausgaben nicht nur mit Müh und Not aufgehen, sondern auch noch etwas übrigbleibt. Nur so werden Sie Nutzen *und* Freude von Ihrem Geld haben.

Wenn Sie bisher nicht Buch geführt haben, sammeln Sie alle Quittungen, die noch zu finden sind, und lassen Sie sich von den andern Familienmitgliedern alle Ausgaben sagen, an die sie sich noch erinnern können. Setzen Sie zunächst einmal provisorische Zahlen ein, es wird sich dann bald herausstellen, inwieweit sie zu berichtigen sind.

3. *Ziehen Sie den Sparbetrag als „unvermeidliche Ausgabe" ab,* BEVOR *Sie an die Anschaffung der angenehmen, aber nicht notwendigen Dinge gehen. Das ist nämlich das Geheimnis des Sparens.*

Sie sollten immer einen Notgroschen haben für unerwartete Ausgaben, die in keiner Familie ausbleiben. Diese Rücklage sollte mindestens ein Zweimonatseinkommen betragen. Geht das nicht, so besprechen Sie im Familienrat, wieviel jeden Monat beiseite gelegt werden kann, bis der Heckpfennig gesichert ist.

4. *Setzen Sie allen Familienmitgliedern, auch den Kindern, ein Taschengeld aus und überlassen Sie es jedem, wie er es verwenden will.*

Niemand sollte verpflichtet sein, über sein Taschengeld Rechenschaft abzulegen. Wenn der Mann die ganze Summe auf einmal mit seinen Freunden verjubeln will, so ist das seine Sache. Wenn die Frau ihr Teil für etwas ausgeben will, das allen andern unsinnig erscheint, so ist das ihre Sache. Kinder lernen überraschend schnell mit Geld umgehen, wenn man ihnen Gelegenheit dazu gibt.

5. *Halten Sie sich nicht starr an einmal festgesetzte Posten und setzen Sie sich nicht Grenzen, die Sie unmöglich einhalten können.*

Die Kosten einer Krankheit oder eines Unfalls kann man nicht vorauswissen. Wenn Sie Grenzen festsetzen, die für Ihre Familie zu eng sind, so werden Sie nie Ruhe vor den ewigen Geldsorgen finden. Haben Sie es mit einem Plan ein paar Monate lang versucht und gefunden, daß er nicht einzuhalten ist, so ändern Sie ihn ab. Es ist *Ihr* Budget und *Ihre* Sache, es Ihren Bedürfnissen anzupassen.

6. *Gelingt es Ihnen schließlich trotz allem Bemühen nicht, Ihre Einnahmen mit Ihren Ausgaben in Einklang zu bringen, so schränken Sie Ihre Ausgaben noch mehr ein oder vermehren Sie Ihre Einnahmen.*

Das ist die Haupt- und Grundregel. Denn wenn Sie auch bei sorgfältigstem Planen nicht imstande sind, mit Ihrem Einkommen auszukommen, so leben Sie eben über Ihre Verhältnisse und müssen sich das eingestehen. Aber es gibt auch da noch Auswege.

Es mag Ihnen im Augenblick vielleicht unmöglich erscheinen, Ihr Einkommen von heut auf morgen zu erhöhen. Es hat aber schon viele Menschen in ähnlicher Lage gegeben, die dennoch Mittel und Wege gefunden haben, ihre Zeit noch besser auszunutzen. Da ist zum Beispiel eine junge Frau, die kleine Kinder zusammen mit ihren eigenen in Obhut nimmt, wenn deren Mutter bei der Arbeit oder beim Einkaufen ist. Ein Mann, der mit Vorliebe in der Werkstatt bastelt, verschafft sich vielleicht Nebeneinnahmen, indem er Möbel repariert und aufarbeitet.

Es mag Ihnen unmöglich erscheinen, Ihre Ausgaben einzuschränken; aber bei näherer Betrachtung wird sich vielleicht zeigen, daß gewisse Änderungen in Ihrer Lebenshaltung nicht nur möglich, sondern sogar wünschenswert sind. Sie vergeben sich, was Ihre Stellung im Leben betrifft, damit nichts, sondern wahren Ihre Unangreifbarkeit und Unabhängigkeit.

Das sind die sechs Leitsätze, die simpler aussehen mögen, als sie in Wahrheit sind. Aber es gibt kaum einen anderen Weg, in Geldangelegenheiten zur Ruhe zu kommen. Wer sie anwendet, wird sehen, wie sehr sie einem helfen, mit seinem Einkommen auszukommen.

Patentlösung

Der Besuch bewunderte die Schnelligkeit, mit der das junge Elternpaar seine fünf Kinder gebadet und ins Bett gebracht hatte. „Wie machen Sie das nur in so kurzer Zeit?"

„Das ist nicht so schwierig", antwortete die junge Frau. „Ich spüle, und mein Mann trocknet ab." M.

Die Interflora sagt es mit Blumen
— in 107 Ländern der Erde

Ein blühendes Geschäft

Aus der Monatsschrift Lifetime Living *von Frank J. Taylor*

Mr. Goeppner, der Geschäftsführer und Teilhaber eines bekannten Blumengeschäftes in San Franzisko, war gar nicht besonders überrascht, als ihn ein Kunde fragte: „Wie lange würde es dauern, ein Dutzend Rosen nach Reykjavik auf Island zu schicken?"

„Einen Augenblick", sagte Goeppner und griff nach einem grünen Buch mit der Aufschrift *Interflora — 1953*. „Das werden wir gleich haben — in Reykjavik sind zwei Interflora-Blumengeschäfte. In diesem Monat haben sie Rosen, Nelken, Flieder und Wicken. Ich glaube, Ihre Rosen könnten in etwa drei Stunden an Ort und Stelle sein."

Während Goeppner den Telegrammtext mit der Bestellung und den Grußworten für die Begleitkarte schrieb, fragte ihn sein Kunde: „Wenn ich nun nach Madagaskar Blumen schicken wollte — wäre das auch möglich?"

„Selbstverständlich", antwortete der Blumenhändler. „In Tananarivo gibt es drei Blumengeschäfte, die der Interflora angeschlossen sind. Wir können Ihre Blumenwünsche praktisch an jeden Ort der Welt übermitteln — sogar der Eiserne Vorhang hat für uns ein paar Löcher."

Goeppners Firma gehört zu einer der drei großen Blumenhändler-Vereinigungen, die sich vor sieben Jahren zur Interflora zusammengeschlossen haben: dem amerikanischen Blumenhändler-Telegramm-Dienst, *Florists' Telegraph Delivery* (FTD-USA), dem britischen Blumenhändler-Telegramm-Dienst (British FTD) und der altbekannten Fleurop (Fleurop-Interflora). In 107 Ländern der Erde führt die Interflora jährlich über fünf Millionen Aufträge aus — per Post, Kabel, Telefon oder Funk. Sie hat ihre eigene internationale Währung, unterhält eigene Verrechnungsstellen. Sie wacht darüber,

daß ihre Mitglieder die Kunden reell bedienen.

Der gegenwärtige Präsident dieses weitverzweigten Unternehmens ist H. Rollo Mueller, der in Columbia im Staat Missouri ein mustergültiges Blumengeschäft besitzt. Schon zum zweiten Mal wurde er auf drei Jahre für dieses Ehrenamt gewählt. Mueller reist häufig nach Europa und Südamerika, um sich selbst davon zu überzeugen, daß die Aufträge gewissenhaft ausgeführt werden. Denn die Kunden bekommen die Ware ja nie zu Gesicht, die sie bezahlen, und sie kennen auch nur in den seltensten Fällen den Händler, der sie liefert.

„Unser Unternehmen ist auf Vertrauen gegründet", sagt er, „und läßt sich nur durchführen, weil man überall auf der Welt Blumen liebt."

Oft bedarf es allerdings des ganzen Einfallsreichtums der Interflora-Mitglieder, um es „mit Blumen zu sagen". Da war zum Beispiel der Mann in New York, dessen Angebetete nichts mehr von ihm wissen wollte und auf und davon flog — nach England. Kaum war sie in einem Londoner Hotel abgestiegen, als ihr auch schon der Boy einen Blumenstrauß brachte. Auf der Karte stand: „Von John". Am nächsten Tag folgten weitere Blumen. Ursprünglich wollte die Schöne nach Paris; nun flog sie nach Rom und mietete sich dort in einem Hotel ein. Am selben Tag schon kamen Blumen mit den Worten: „Ich liebe Dich. John." Sie fuhr nach Genf, sie fuhr nach Paris — die Blumen folgten ihr.

Der Blumenhändler in London hatte sich auf Geheiß von Johns New Yorker Blumengeschäft durch ein Reisebüro, das ihr die Post nachsandte, über ihre Reiseroute informiert und ihr dann — wiederum auf telegrafische Anordnung aus New York — in jeder Stadt durch Fleurop-Interflora-Geschäfte Blumen schicken lassen. Vier Wochen später kehrte sie zu ihrem John zurück.

Daß die dieser Organisation angehörenden Blumenhändler keine Mühe scheuen, den Wunsch eines Kunden zu erfüllen, den sie überhaupt nicht kennen, bewies jener Geschäftsmann in San Franzisko, der folgenden Auftrag von einem Maharadscha in Kalkutta erhielt: einen lebenden Ziegenbock mit Blumengirlanden zu schmücken und einer Hindufrau, die in einem Hotel am Goldenen Tor wohnte, zu überbringen. Der einfallsreiche Blumenhändler sagte sich, daß das blumenbekränzte Tier wohl einen tiefen Sinn haben müsse, beschaffte sich einen frommen Ziegenbock, ließ ihn baden, parfümieren und dekorieren. Und er brachte den Hoteldirektor tatsächlich dazu, daß er den Bock ins Hotel hereinließ. Er mußte zwar seine ganze Überredungskunst aufbieten — aber das ist Dienst am Kunden!

Ein englischer Blumenhändler mußte einmal an einem stürmischen Tag der Familie eines Leuchtturmwärters auf einer kleinen Insel vor der Südspitze Englands Blumen überbringen. Die ersten drei Versuche scheiterten, denn das Boot konnte

nicht nahe genug an die Insel heran. Beim vierten Mal wurde schließlich von der Insel ein Tau ausgeworfen und mit den sorgfältig verpackten Blumen wieder eingezogen.

Während der Krönungsfeiern in England hatte die Interflora Hochbetrieb. Von überallher wollten die Leute der Königin oder auch ihren Verwandten und Bekannten in London Blumen schicken. Die englischen Blumenhändler bewältigten die Aufgabe, indem sie ein „Interflora-Krönungsarrangement" entwarfen, das aus den Lieblingsblumen Ihrer Majestät bestand — aus roten Tudorrosen.

Die 19 000 Blumenhändler, die sich zur Interflora zusammengeschlossen haben, müssen auch die trennenden Schranken der Sprachen, der Währungen und der Ländergrenzen überwinden. Die amerikanische Organisation besteht seit vierundvierzig Jahren, mit dem Sitz in Detroit. Ihre Parole „Laßt Blumen sprechen" ist seit langem ein geflügeltes Wort. Als die englischen Blumenhändler den unerhörten Erfolg des FTD sahen — er hat einen durchschnittlichen Jahresumsatz von 45 Millionen Dollar —, gründeten sie ebenfalls einen Blumenhändler-Telegramm-Dienst; er umfaßt den Sterlingblock des Commonwealth außer Kanada, das zum amerikanischen FTD gehört. Blumenhändler auf dem alten Kontinent haben die Fleurop gegründet, die in Deutschland auf das Jahr 1908 als Gründungsjahr zurückblickt. Die Fleurop-Interflora hat ihren Sitz in Zürich.

Blumengrüße über den Eisernen Vorhang

In den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang — mit Ausnahme der Sowjetunion, Polens und der baltischen Staaten — arbeiten die der Fleurop-Interflora angeschlossenen Blumenhändler nach wie vor mit dem Westen zusammen. Oft sind dabei allerdings große Schwierigkeiten zu überwinden.

So erhielt zum Beispiel ein Fleurop-Geschäft in einer größeren Stadt der Ostzone aus Amerika den Auftrag, zum Muttertag 1953 einen Strauß zu 20,— Fleurin (etwas über 20,— DM) an einen kleinen Ort in 30 Kilometer Entfernung zu liefern. Als die Bestellung eintraf, war der einzige Zug bereits weg. Kurz entschlossen holte der Blumenhändler sein uralates Motorrad aus der Garage und ratterte die 30 Kilometer weit an jenen Ort. Alles Suchen nach der Empfängerin war jedoch vergeblich, und man riet ihm schließlich, es doch einmal in einem anderen, gleichnamigen Dorf — 50 Kilometer in entgegengesetzter Richtung — zu versuchen. Unverdrossen machte er sich wieder auf den Weg und fand endlich die Empfängerin, eine alte Bäurin, deren Sohn vor Jahren nach Amerika ausgewandert war. Es hatte lange gedauert, bis er es in der neuen Heimat zu etwas bringen konnte. Aber nun wollte er zum Muttertag die geliebte Mutter mit einem Strauß überraschen. Der Blumenhändler fühlte sich für seine Strapazen durch ihre Freudentränen reichlich belohnt.

Während des zweiten Weltkrieges war die Fleurop eingegangen, lebte aber nach Beendigung der Feindseligkeiten wieder auf und hat sogar Mitglieder in der Ostzone, in der Tschechoslowakei, in Rumänien, Ungarn und Bulgarien. Die Fleurop-Interflora und der britische FTD beliefern Afrika; die südamerikanischen und japanischen Blumenhändler sind dem amerikanischen FTD angeschlossen.

Die verschiedenen Währungen waren immer ein großes Hindernis für den internationalen Blumenversand. Ein Blumenhändler in Amerika oder Europa zum Beispiel, der eine Bestellung über ein 60-Rupien-Gebinde aus Indien ausführen sollte, hatte ja keine Ahnung, wie viele Blumen er nun liefern mußte. Darum schufen die Direktoren der drei Organisationen, als sie 1946 in Kopenhagen die Interflora gründeten, ihre eigene Währung, den Fleurin (aus dem französischen *fleur* — Blume). Ein Fleurin entspricht, in Anlehnung an die beiden stabilsten Währungen, Schweizer Franken und amerikanischen Dollar, einem Franken und einem Vierteldollar. Alle Aufträge der Interflora werden in Fleurin berechnet, wobei der Mindestwert eines Auftrags nach Übersee 20 Fleurin, also 20 SFr. oder 5 Dollar betragen muß. Nach oben sind neuerdings keine Grenzen mehr gesetzt. Der Kunde bezahlt bei Auslandsaufträgen außer der Blumenspende noch eine Gebühr für die Vermittlung, bei Aufträgen innerhalb seines Landes im allgemeinen einen zehnprozentigen Zuschlag. Porto, Telefon- oder Telegrammspesen trägt ebenfalls der Kunde.

Der Blumenhändler, der die Bestellung entgegennimmt, ist der Treuhänder des Geldes. Am Ende des Monats schickt er seiner Verrechnungsstelle — für Deutschland ist sie in Berlin, für die Schweiz in Zürich — seine Unterlagen zur Abrechnung. Jeder Blumenhändler hat bei seiner Verrechnungsstelle ein Barguthaben, das als Sicherheit und Arbeitskapital dient. Dieses einfache System funktioniert immer reibungslos, selbst in Zeiten, da Handelsbeschränkungen manchem Geschäftsmann Sorgen machen.

Die Sprachschwierigkeiten waren ein Problem für sich. Doch es wurde durch ein sinnvolles Jahrbuch gelöst, das Namen, Anschrift und Telegrammadresse aller Mitglieder enthält, in sechs Sprachen alle Blumen aufführt, die jeden Monat in den 107 Ländern zu haben sind und außerdem wichtige Hinweise und genaue Anleitung für den telegrafischen Versand der Blumen gibt. Das Interflora-Verzeichnis ist sozusagen der Knigge des Blumen-Geschenkdienstes.

Und die Interflora selbst ist nach den Worten von Präsident Mueller eine Art UNO der Blumenhändler. „Sie führt den Menschen vor Augen, daß sie durch Zusammenarbeit die jahrhundertealten Schranken der Welt überwinden können — zum Wohl jedes einzelnen!"

Eine unerschrockene junge Französin ist in Indochina als fliegende Chirurgin eingesetzt

Mademoiselle Helicopter

Aus der Monatsschrift France-Illustration

von Blake Clark

Die zierliche, dunkeläugige Französin, Hauptmann Valérie Edmée André, ist nur 1,60 Meter groß, aber sie scheint von Kopf bis Fuß aus Mut zu bestehen. Gleichzeitig Pilotin eines Hubschraubers und Chirurgin, fliegt sie oft mitten in das dichteste Kampfgetümmel in Indochina, versorgt die Schwerverwundeten und schwirrt eilig, aber behutsam mit ihnen zum nächsten Lazarett. In den vergangenen drei Jahren hat sie auf diese Weise 120 Einsätze geflogen und 168 Männern das Leben gerettet.

Eines Morgens vor gar nicht langer Zeit dröhnte der Lautsprecher auf dem Flugplatz Gia Lam bei Hanoi: „Hauptmann André! Bitte fertigmachen zum Start! Zwei Schwerverwundete aus Han-Mac herauszuholen. Dort Treffpunkt Jagdschutz!"

Als Edmée ihren Hubschrauber in Richtung Phu-Ly flog, das unmittelbar an das von den kommunistischen Viet-Minh-Truppen besetzte Gebiet grenzt, sprach sie zum Jagdschutz hinüber: „Hier Ventilator!"

„Hier Gelber Führer", kam die Antwort. „Sind in drei Minuten da!"

Auf einer kleinen Lichtung stellte sie eine weiße Markierung fest und machte sich bereit, in dem vorgeschobenen Stützpunkt zu landen, der in der Nacht zuvor von Viet-Minh-Truppen angegriffen worden war. Dieser Stützpunkt war nur 100 Meter im Geviert groß, von Stacheldraht umzogen und in jeder Ecke mit Maschinengewehren bestückt.

Hauptmann André ging mit ihrem Hubschrauber in einer engen Spirale auf die Lichtung hinunter, um im Schutz der Maschinengewehre zu bleiben. Gleichzeitig näherten sich im Tiefflug zwei französische Jagdmaschinen und nahmen das hohe Elefantengras um den Stützpunkt unter Feuer, um etwa darin verborgene Scharfschützen niederzuhalten.

Edmée stieg aus, ließ den Motor weiterlaufen und untersuchte die beiden verwundeten vietnamesischen Soldaten. Der eine hatte eine tiefe Wunde im Oberschenkel und bekam gegen seine heftigen Schmerzen eine Morphiumspritze. Man legte ihn auf eine der beiden Bahren, die seitlich am Hubschrauber angebracht waren. Als man den anderen Soldaten, dessen Schulter zerschmettert war, gerade auf die Bahre bettete, kam der Kommandant des Stützpunkts mit einem Paket Briefe angelaufen. „Wäre es Ihnen wohl möglich?" bat er. „Meine Leute sind seit einem Jahr hier. Die Versorgungsflugzeuge werfen zwar Post für uns ab, wir hatten aber erst einmal Gelegenheit, Briefe hinauszuschicken."

Hauptmann André nahm das Päckchen an sich und startete. Hinter Phu-Ly sagte sie ins Mikrophon: „Gelber Führer, danke, komme jetzt allein weiter!" In Hanoi landete sie nach geschicktem Anflug sanft wie eine Taube. Die beiden Verwundeten wurden rasch ins Lazarett befördert.

Obwohl sie schmächtig wie ein Jockey ist, hat Mademoiselle André den kräftigen Griff eines Athleten. Dabei ist sie feinfühlig, lebendig und beweglich wie Quecksilber. Und — ihre geschwungenen roten Lippen lachen gern.

Sie ist in Straßburg geboren, wo ihr Vater Professor am Gymnasium war. Mut und Unabhängigkeit waren immer schon Edmées hervorstechende Eigenschaften, bereits mit dreizehn Jahren begeisterte sie sich für Motorräder. Einmal sah sie während der Straßburger Messe Motorradfahrer tollkühn an den Holzwänden einer ringförmigen Schaubude entlangrasen, und nach der Vorführung bat sie, es auch einmal versuchen zu dürfen. Sie beherrschte das bockende, rasende Motorrad so glänzend, daß die übrigen Fahrer sie aufforderten, ihrer Truppe beizutreten.

Ihre Flugleidenschaft aber wurde entfacht, als der Bräutigam ihrer Schwester sie einmal im Flugzeug mitnahm. Mit sechzehn Jahren fing sie an, Flugunterricht zu nehmen. Als im zweiten Weltkrieg die Fliegerschulen von den Deutschen geschlossen wurden, wandte sich Edmée ihrem zweiten Interessengebiet zu und studierte an der Universität Straß-

burg Medizin. Später setzte sie ihr Studium in Paris fort und spezialisierte sich auf Gehirnchirurgie. Außerdem verband sie ihre beiden Hauptinteressen, indem sie einen Kurs in Luftfahrtmedizin belegte. Ihre Dissertation über die Pathologie des Fallschirmspringens trug ihr den Doktortitel der medizinischen Fakultät ein und die silberne Medaille, die in jedem Jahr nur ganz hervorragenden Studenten verliehen wird.

Dann übernahm sie als Ärztin die Stelle eines Sanitätsoffiziers auf einem Übungsfeld für Fallschirmspringer. Die rauhen Wolkenstürmer forderten sie im Scherz heraus, auch einmal einen Absprung zu wagen. Sie war so leicht mit ihren 45 Kilo, daß sie — obgleich sie stets als erste absprang — immer als letzte auf dem Boden ankam.

Als die Truppe sich eines Tages gerade zum Springen vorbereitete, kam der kommandierende General unvermutet zu einer Besichtigung. Die Soldaten traten an, und die winzige Edmée versuchte, sich in der dritten Reihe hinter zwei baumlangen Burschen zu verstecken. Der General schritt die Front ab, blinzelte spöttisch und rief: „Nanu, eine Frau?"

Der Kommandant beeilte sich, zu erklären, *Mademoiselle le docteur* habe die Truppe so gut betreut ... und da habe er ihr als Anerkennung erlaubt ... eine reine Gefälligkeit ..."

„Ist sie gesprungen?" fragte der General.

„Fünfzehn Mal, Herr General — und nicht schlecht!"

„Fünfzehn Mal!" rief der General aus. „Dann lassen Sie sie ärztlich untersuchen, und wenn alles in Ordnung ist, bekommt sie ihr Abzeichen."

So kam es, daß Edmée ein vollgültiger Fallschirmspringer wurde.

Als die französische Armee Ärzte für Indochina brauchte, meldete sich Mlle. André freiwillig. Nach ihrer Ankunft in Saigon im Jahre 1949 wurde sie Assistentin beim Chefarzt der dortigen Coste-Klinik, des Zentrums des Landes für Hirnchirurgie.

Eines Morgens rief Generalarzt Robert sie zu sich in sein Dienstzimmer. Ein französischer Sergeant liege schwer krank in der Nähe von Muong-Nghat im oberen Laos, einer so entlegenen Stellung, daß der nächste Arzt erst in fünf Tagen und nur auf einem beschwerlichen Fußmarsch durch feindverseuchtes Gebiet dorthin gelangen könne. Ob Mlle. André bereit sei, mit dem Fallschirm dort abzuspringen?

Mlle. André sprang also, brachte drei Wochen in der Stellung zu und behandelte vor allem Typhusfälle. Dann aber ergab sich die unumgängliche Frage, die dem Sanitätskorps immer wieder zu schaffen machte: wie befördert man einen Arzt, der mit dem Fallschirm abgesprungen ist, wieder aus der Stellung heraus?

In Edmées Fall brauchte man sechsundzwanzig Mann und eine Anzahl Lasttiere. Sie bahnten sich ihren Weg, einer hinter dem anderen gehend, durch den dichten Dschungel. Die Nachricht, eine junge Ärztin

sei vom Himmel herabgesprungen, hatte sich wie ein Lauffeuer unter den Eingeborenen verbreitet, und an jedem Rastplatz baten die Dorfbewohner sie um ärztliche Hilfe für ihre Kranken. Bis spät in die Nacht hinein, lange noch nachdem die Soldaten sich, vom Tagesmarsch erschöpft, schlafen gelegt hatten, behandelte Edmée die vietnamesische Bevölkerung.

Diese Erfahrung zeigte Mlle. André, wie dringend man für Indochina Hubschrauber brauchte. Als General Robert dann im Jahre 1950 Bescheid bekam, daß zwei verfügbar seien, verbrachte Mlle. André ihren nächsten Urlaub damit, sich auf ihnen einzufliegen. Mit ihrem Hubschrauber konnte sie von nun an vielen Männern das Leben retten, die sonst verloren gewesen wären.

„Bevor sie hierher kam", berichtete ein Kriegsfotograf, „wollten sich Soldaten, die einen Bauchschuß bekommen hatten, lieber erschießen, als die unvermeidlichen Folgen tragen. Wenn jetzt einer verwundet wird, denkt er sofort: ‚Die kleine Doktorin ist ja schon unterwegs.' "

Einmal war Edmée sechs Tage lang mit zwei Kompanien der Fremdenlegion abgeschnitten. Hauptmann Alexis Santini hatte sie hereingeflogen. Sie sollte siebzehn Verwundete behandeln, die er dann paarweis hinausflog. Wegen eines Motorscha dens kam er nach seinem zweite Flug nicht zurück. Während de Bandenkrieg rund um ihre Stellun tobte, operierte Edmée mit Erfol zwei Männer mit Hirnverletzungen und einen, dem ein Granatsplitte das Knie aufgerissen hatte. Ih „Operationssaal" war ein Zelt, de Operationstisch bestand aus rohen Bambusstäben. Am sechsten Ta gelang es ihr, mit allen ihren dreizehn Patienten auf einem Lastauto, har an der feindlichen Linie entlang, zu entkommen.

Dreimal wurde Hauptmann André mit der höchsten Klasse des *Croix de Guerre* ausgezeichnet. Außerdem ist sie noch Ritter der Ehrenlegion. Ein General erwähnte sie einst lobend im Tagesbefehl.

Indochina ist kein anziehender Aufenthaltsort. Manchmal steigt die Hitze bis zu 56 Grad. Mlle. André kennt kaum eine Ausspannung und hat nie genügend Schlaf. Aber wo sie sich auch zeigt — ob in den Lazaretten oder bei der kämpfenden Truppe oder auf den Straßen einer Stadt — immer geschieht es, daß irgendein Soldat auf sie zukommt und ausruft: „Mademoiselle Helicopter! Erinnern Sie sich an mich? Sie haben mir doch das Leben gerettet!"

In den Henry-Ford-Archiven befindet sich ein Dokument, das ein Licht auf die Denkart des Industriellen wirft. Es ist ein Kärtchen, das er sich aufgehoben hatte und auf dem gedruckt stand: „Hilf deinem Nächsten." Ford hatte darunter geschrieben: „Sich selbst zu helfen."

Drama im Alltag

Kennwort: Scharlachpest

Von Wladimir Petrow

Boris Begitschew, ein sympathischer, unerschrockener, intelligenter junger Russe, der die englische Sprache beherrscht, arbeitete im Jahre 1929 als Hilfsfunker bei der Wetterstation auf Franz-Joseph-Land, die die sowjetische Regierung dort — 1100 Kilometer vom Nordpol entfernt — hatte errichten lassen.

Das Leben auf Franz-Joseph-Land war sterbenslangweilig — bis zu jenem Tag im Oktober, an dem Begitschew folgende aufregende Funkmeldung aus dem Äther auffing.

„Hier ist die amerikanische Antarktis-Expedition ... Wiederholen Sie Ihre Signale ... Wo sind Sie? ... Dann befinden Sie sich ja in der Nähe des Nordpols ... Wir sind nicht weit vom Südpol. Wir können uns beide beglückwünschen — es ist vermutlich das erste Mal, daß über diese Entfernung eine Kurzwellen-Funkverbindung hergestellt wurde. Ich werde versuchen, Sie wieder einmal zu erreichen. Mein Name ist John Tenner. Wie heißen Sie?"

Boris Begitschew konnte es kaum glauben, daß der direkte Empfang eines Funkspruchs von so weit her möglich war, doch später im Herbst wechselte er noch zweimal mit Tenner ein paar kurze Grüße. Und am 31. Dezember fing er wiederum das freundschaftliche Signal des amerikanischen Antarktisforschers auf. Die beiden Männer begrüßten sich und unterhielten sich miteinander.

Tenner teilte Begitschew mit, daß er in San Franzisko wohne. Der Russe fragte ihn über Jack London aus, dessen Bücher er beinahe auswendig kannte. Tenner erzählte ihm, daß er, genau wie Jack London, an der kalifornischen Küste aufgewachsen sei und daß auch er Londons Geschichten sehr liebe. Begitschew sagte ihm, daß er Amerika gerne kennenlernen würde, und Tenner lud ihn ein, ihre Bekanntschaft in San Franzisko fortzusetzen. Dabei hatte Tenner einen originellen Einfall. „Wenn Sie mich besuchen", sagte er, „dann beginnen Sie, um Ihre Identität zu beweisen, Ihre Unterhaltung mit den Worten: ‚Ist es wahr, daß Sie *Die Scharlachpest* von Jack London elfmal gelesen haben?' "

„Abgemacht", antwortete Begitschew, „das soll das Losungswort sein."

Im zweiten Weltkrieg war Boris Begitschew Offizier der russischen Armee. Doch er haßte Stalins Tyran-

nei, desertierte mit General Wlassow und trat in die Befreiungsarmee ein, die gegen die Kommunisten kämpfte. Im Frühjahr 1945, nach dem Zusammenbruch Deutschlands, setzte sich seine Einheit nach Westen ab, in der Hoffnung, Zuflucht bei den amerikanischen Streitkräften zu finden.

Doch bald erfuhr Begitschew, daß die Amerikaner, gemäß dem Abkommen von Jalta, alle Flüchtlinge der Befreiungsarmee verfolgten und an die Sowjets auslieferten. Er wußte, daß dies entweder Tod oder Konzentrationslager bedeutete.

Dann kam die Nachricht, daß Wlassow geschlagen und ein Teil seiner Division von sowjetischen Panzern eingekesselt war. Von nun an war jeder Freiheitskämpfer auf sich selbst angewiesen. Begitschew floh allein weiter gen Westen. Nachts marschierte er, und tagsüber hielt er sich verborgen.

Eines Abends traf er in der Dämmerung im Wald auf einen amerikanischen Panzer, der in einer Schneise haltgemacht hatte. Ein Sergeant, der neben dem Panzer stand, fragte Begitschew: „Sind Sie Russe?"

Begitschew bejahte und erklärte, daß er sich auf der Flucht vor den kommunistischen Truppen befinde. In diesem Augenblick kamen zwei sowjetische Militärpolizisten in einem Auto angefahren. Der amerikanische Offizier, der den Panzer befehligte, machte ihnen ein Zeichen, anzuhalten, und fragte sie, ebenfalls in Zeichensprache, ob sie den Flüchtigen mitnehmen wollten. Die Sowjetpolizisten erklärten sich nur zu gern bereit.

Einer von ihnen zog seine Pistole und sagte auf russisch zu Begitschew: „Steig ein, marsch!"

Als Begitschew sich eben anschickte, dem Befehl Folge zu leisten, hörte er den amerikanischen Sergeanten sagen: „Captain Tenner, was ist eigentlich mit den Russen los? Sie scheinen sich untereinander nicht besonders zu vertragen."

Der Hauptmann zuckte die Achseln. „Wer wird schon aus den Russen klug?"

Der sowjetische Militärpolizist richtete die Pistole auf Begitschew und schrie: „Mach, daß du ins Auto kommst!"

Ohne die Waffe aus den Augen zu lassen, sagte Begitschew auf englisch: „Ist es wahr, Captain Tenner, daß Sie *Die Scharlachpest* von Jack London elfmal gelesen haben?"

Tenner starrte ihn eine Sekunde lang verblüfft an, wandte sich dem Militärpolizisten zu und sagte schroff: „*Njet* — ich übernehme den Mann selbst." Dann bedeutete er Begitschew, rasch in den Panzer zu steigen, folgte ihm mit dem Sergeanten und verschloß krachend die Luke.

Als der Panzer durch den Wald rollte, erklärte Begitschew Tenner, warum er und Tausende anderer russischer Soldaten vor der „Scharlachpest" des Kommunismus flohen.

Schließlich ließ Tenner anhalten. Er lächelte, drückte Begitschew einen Karton Zigaretten in die Hand und sagte: „Wir müssen jetzt wieder

umkehren, Mr. Begitschew. Ich glaube, daß Sie sich von hier aus gut durchschlagen können. Sollten Sie je in die Vereinigten Staaten kommen, vergessen Sie nicht, mich zu besuchen. Sie müssen mir dann noch genauer erklären, warum Sie den Kommunismus ‚Die Scharlachpest' nennen."

Begitschew dankte Hauptmann Tenner, die beiden Männer gaben einander die Hand, und der Flüchtling tauchte im Wald unter.

Die weitere Flucht gelang Boris Begitschew, denn ich habe ihn ein Jahr später in Rom gesehen, wo er mir seine Geschichte erzählte. Ob es ihm inzwischen gelungen ist, in die Vereinigten Staaten zu kommen, weiß ich nicht.

Es sagte . . .

. . . eine Sekretärin, die auf Urlaub ging, zu ihrer Vertreterin: „Also Sie machen da weiter, wo ich aufgehört habe. Das bezieht sich aber nicht auf den Chef."

. . . ein Ehemann beim Anblick der Kofferberge, die er für die Ferienreise im Wagen unterbringen sollte: „Machen wir uns doch nichts vor. Wir lassen keineswegs alles hinter uns zurück. Wir nehmen es mit."

. . . eine Frau aufgebracht zu ihrem Mann: „Ich wünschte, du hättest etwas von dem Schneid, den die Regierung hat. *Die* läßt sich nie durch Schulden davon abhalten, Geld auszugeben."

. . . ein Mann im überfüllten Omnibus zu seinem Nebenmann: „Die langwierige Fahrt ins Büro stört mich überhaupt nicht. Aber das Ankommen kann ich nicht ausstehen."

. . . ein Vater zum anderen: „Letzte Woche hat er zum erstenmal, seitdem er mit der Schule fertig ist, selber Geld verdient. Er hat die Uhr verkauft, die ich ihm zum Examen geschenkt hatte."

. . . eine Dame am Steuer zu ihrer Freundin: „Nun sieh dir mal an, wie dicht dieser unverschämte Kerl vor mir herfährt."

. . . ein Feriengast in einem einsamen Dörfchen zum anderen: „Hier gibt es einfach alles. Kein Radio, kein Telefon, keine Zeitung . . .!"

. . . ein Mann zum andern auf einer Gesellschaft: „Ich bin hundemüde. Ich werde jetzt mal mit einem hübschen Mädchen flirten, dann fährt meine Frau mit mir nach Haus."

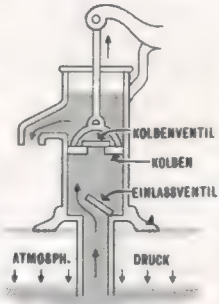
. . . eine geplagte Hausfrau: „Ich kann noch so viele Aschenbecher hinstellen. Ausschütteln muß ich immer den Teppich."

. . . ein ungeduldiger Patient zur Schwester: „Jetzt aber Schluß mit Diät. Jetzt will ich etwas zu essen!"

Wissenschaft im Alltagsleben-VI

Von Harland Manchester

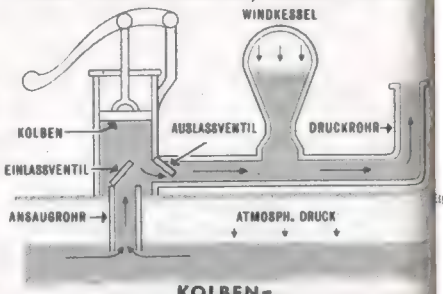
In Technik und Wirtschaft benötigen wir die verschiedenartigsten Pumpen. Die einfachste Art — die *Kolbensaugpumpe* — arbeitet im Prinzip genau so wie ein Strohhalm, mit dem man Limonade oder Eiskaffee trinkt. Man zieht dabei das Getränk nicht hoch, sondern saugt die Luft aus dem Strohhalm, erzeugt dadurch ein Vakuum, und der atmosphärische Druck fördert die Flüssigkeit aus dem Glas in den Strohhalm. Ganz ähnlich schafft man durch Heben des Kolbens im Zylinder der Kolbensaugpumpe ein Vakuum. Der atmosphärische Druck im Brunnen fördert das Wasser in das Saugrohr; dort öffnet es ein Einlaßventil und fließt in den unteren Teil des Zylinderraumes. Hört die Kolbenbewegung auf, so schließt sich das Einlaßventil. Drückt man den Kolben nun nach unten, so öffnet das Wasser das Kolbenventil und tritt in den Raum darüber ein. Beim nächsten Hub des Kolbens schließt das Gewicht des über dem Kolben befindlichen Wassers das Kolbenventil; das Wasser wird angehoben und kann aus dem Ausflußrohr herausfließen.



KOLBENSAUG-PUMPE

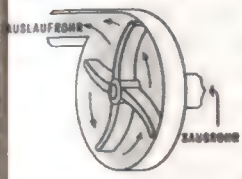
Diese Kolbenpumpe kann Wasser schon rein theoretisch nicht höher als zehn Meter ansaugen; denn das Gewicht einer Wassersäule von dieser Höhe ist gleich dem Gewicht der Luftsäule, die in Meereshöhe auf der gleichen Fläche lastet. Und da kein Kolben völlig luftdicht ist, beträgt die Hubhöhe der Pumpe in der Praxis nur sieben bis acht Meter.

Um Flüssigkeiten auf größere Höhe zu heben, bedient man sich daher anderer Pumpenarten. Bei der gewöhnlichen *Kolbendruckpumpe* wird durch Heben des Kolbens im Zylinder ein Vakuum erzeugt. Dieses schließt das Auslaßventil; der atmosphärische Druck preßt durch das Ansaugrohr das Wasser nach oben, dieses öffnet das Einlaßventil und strömt in den Zylinderraum. Das Senken des Kolbens schließt das Einlaßventil und preßt das Wasser in das Ausflußrohr. Viele Druckpumpen haben einen Windkessel. Wenn das Wasser durch den heruntergehenden Kolben hinausgedrückt wird, komprimiert es die Luft im Windkessel; und während der Kolben dann wieder nach oben geht, um weiteres Wasser anzusaugen, dehnt sich die Luft wieder aus und drückt das Wasser im Rohr hoch. Dadurch fließt das Wasser nicht stoßweise, sondern als un-



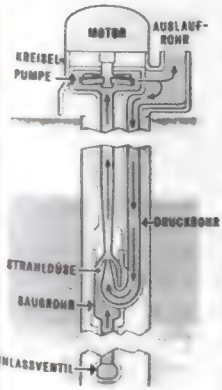
KOLBEN-DRUCKPUMPE

unterbrochener Strahl aus der Pumpe. Während die Ansaughöhe auch hier theoretisch auf zehn Meter beschränkt bleibt, kann die Druckhöhe jedem Bedarf angepaßt werden. Das ist nur eine Frage der Antriebsleistung.



KREISELPUMPE

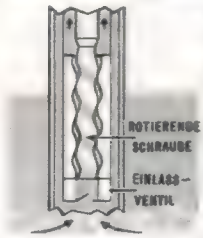
Die weitverbreitete *Kreiselpumpe* arbeitet nach dem gleichen Prinzip wie ein Junge, der seine Schleuder im Kreise über dem Kopf schwingt, um dem Stein darin durch die Zentrifugalkraft Wucht zu verleihen. Das Wasser tritt in der Mitte der Pumpe ein, die geschwungenen Flügel des Laufrades werfen es nach außen und schleudern es mit hoher Geschwindigkeit in das Auslaufrohr, wobei sie gleichzeitig an der Mitte eine Saugwirkung hervorrufen, die weiteres Wasser in die Pumpe saugt.



STRAHLPUMPE

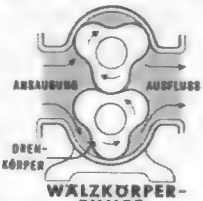
Um Wasser aus etwa sechzig Meter tiefen Brunnen zu fördern, verwendet man häufig *Strahlpumpen.* Eine Kreiselpumpe an der Erdoberfläche drückt einen Wasserstrahl durch ein Rohr bis unter den Wasserspiegel hinunter. Dort ist das Rohr U-förmig umgebogen und spritzt das Wasser durch eine Düse in einem Strahl im Hauptrohr nach oben; dadurch erzeugt es einen Sog, der zusätzlich Wasser an die Oberfläche reißt. Die Pumpe drückt den Wasserüberschuß in das Laufrohr und schickt gleichzeitig Wasser durch das Druckrohr in den Brunnen hinunter, um immer mehr Wasser hochzureißen.

Bei noch tieferen Brunnen verwendet man eine *Schraubenpumpe.* Diese „quetscht" das Wasser im Rohr nach oben. Eine rotierende Schraube, die nahe am Grund des Brunnens arbeitet, ist an einer langen Welle befestigt, die von einem Motor an der Oberfläche gedreht wird. Die Saugwirkung der Pumpe öffnet ein Ventil am unteren Ende des Rohres, so daß das Wasser einströmen kann. Die Schraube hat breite, gerundete Gewinde und dreht sich in einem Gummizylinder, dessen Wand entsprechend geschweift ist. Dreht sich die Schraube, so hält sie das Wasser zwischen sich und der Zylinderwand fest und quetscht es so zur Oberfläche empor.



SCHRAUBENPUMPE

Rotationspumpen mannigfaltiger Art werden in der Industrie verwendet, sie sind unentbehrlich, wenn man Öl, Asphalt, Farbe und andere zähflüssige Stoffe befördern will. Ein interessantes Beispiel dafür ist die „Wälzkörperpumpe", in der rundumlaufende wulstartige Ausbuchtungen zweier Drehkörper die Flüssigkeit wie Schaufeln mitnehmen



WÄLZKÖRPER-PUMPE

und unter Druck herauspressen. Die meisten Rotationspumpen lassen sich in ihrer Wirkung umkehren, so daß sie die Flüssigkeit auch in entgegengesetzter Richtung pumpen können.

Beim Automobil wird der Kühlwasserumlauf durch eine Kreiselpumpe betätigt, Treibstoff wird durch eine vereinfachte Druckpumpe gefördert und Öl durch eine Wälzkörperpumpe oder ihr ähnliche Zahnradpumpe, die an Stelle des Drehkörpers mit wulstartigen Ausbuchtungen Zahnräder enthält. Druckpumpen werden in Obstplantagen und Gärten zum Besprühen benützt und verschiedentlich auch bei Feuerlöschern im Haushalt. Kreiselpumpen werden bei Feuerspritzen verwendet.

» » « «

Die große Entdeckung

Was habe ich mir in meiner Jugend für Sorgen gemacht! Um meine Schularbeiten, meine schlechten Leistungen im Sport, um meine jüngeren Geschwister, die sich ihrerseits keinerlei Sorgen machten.

Wenn ich später gelernt habe, ein Mißgeschick gelassener hinzunehmen, so verdanke ich das drei Freunden. Der erste, Funk, war Direktor einer großen Firma in Chikago. Ich war damals knapp zweiundzwanzig. Das kleine Unternehmen, in dem ich arbeitete, machte bankrott, und ich verlor meine Stellung. Funk rief mich an: „Ich will nach dem Essen noch etwas spazierengehen. Kommen Sie mit?" Statt mir aber, wie ich gehofft hatte, Mut zuzusprechen oder gar einen Posten anzubieten, sagte er: „Sie sind ein Glückspilz."

„Ein Glückspilz!" rief ich. „Ich habe zwei Jahre verloren, und dazu schuldet man mir noch 1600 Dollar Gehalt."

„Trotzdem! Jeder ist ein Glückspilz, den das Leben schon in der Jugend hart anpackt. Er lernt sich zusammennehmen, keine Angst haben, weitermachen. Schlimm ist nur der dran, der seine Enttäuschungen erst zwischen vierzig und fünfzig erfährt. Er hat keinen Schneid mehr, keine innere Kraft, die er sich in früheren Kämpfen erworben hat. Er hat nie von vorn anfangen müssen und ist nun zu alt, es zu lernen."

Mein zweiter Ratgeber war ein Wirtschaftler, der mir schrieb: „Jammern Sie niemals über Ihre Sorgen, denn Sie verdanken ihnen Ihr halbes Einkommen." Wie wahr! Die meisten Posten verlangen weder Verantwortung noch Kopfzerbrechen. Es sind „ruhige Posten", aber sie werden auch nicht gut bezahlt. Nur auf Posten mit viel Verantwortung und Sorgen verdient man ein großes Einkommen.

Der dritte war ein prächtiger Ire. „Wie alt sind Sie?" fragte er mich eines Tages. „Vierzig", erwiderte ich. „Dann haben Sie noch fünf Jahre vor sich, ehe Sie die große Entdeckung machen."

„Die große Entdeckung? Welche denn?"

„Daß Sorgen uns nicht sprunghaft überfallen, sondern ständig begleiten. Sorgen sind nicht eine gelegentliche Unterbrechung unseres Lebens. Sorgen *sind* das Leben."

BRUCE BARTON

Einer, der nie von Erfolgssystemen gehört hatte und doch wußte, wie man Freunde gewinnt

CHARLIE

der allzu menschliche Schimpanse

Aus dem Buch „The Overloaded Ark"
von Gerald M. Durrell

ICH HABE Charlie in Westafrika kennengelernt, auf einer Tierfangexpedition für englische Zoos. Ein Kolonialbeamter hatte ihn als Haustier gehalten. Ohne ihn gesehen zu haben, hatte ich zugesagt, ihn in den Londoner Zoo zu bringen. Aber als Charlie dann in unserem Lager ankam, blieb mir doch die Luft weg — denn statt des kleinen Schimpansenjungen, das ich mir vorgestellt hatte, sah ich zu meinem Schrecken nun einen völlig ausgewachsenen Burschen von acht oder neun Jahren vor mir, mit Riesenarmen und einem klotzigen, behaarten Brustkorb, der den meinigen mindestens um das Doppelte übertraf! Sein Kopf war fast kahl, und schlecht gewachsene Zähne gaben seinem Gesicht einen unheimlich boxerhaften Ausdruck. Wenn aber Charlie auch kein Adonis war — als Persönlichkeit besaß er Qualitäten — das merkte man auf den ersten Blick.

Er kam ins Lager in einem kleinen Lastwagen, auf dem er gemütlich in einem großen Lattenverschlag hockte. Als man ihm die Tür aufmachte, trat er so selbstsicher wie ein Filmstar heraus, warf einen prüfenden Blick auf seine neue Umgebung, wandte sich dann zu mir und streckte mir seine weiche, innen rosig gefärbte Hand mit jener gelangweilten Miene entgegen, die man häufig bei händeschüttelnden Politikern sieht. Um den Hals trug er eine etwa fünf Meter lange Kette, die bis in seinen Verschlag reichte. Ein weniger selbstbewußtes Tier hätte sie als Zeichen der Knechtschaft empfunden; Charlie trug sie mit der Grandezza eines Oberbürgermeisters. Nachdem er mir die Hand gedrückt hatte, holte

er seine Kette ein, indem er sie sorgfältig in Schlingen zusammenlegte, und begab sich in unsere Hütte, als gehörte sie ihm.

Dort setzte er sich auf einen Stuhl und blickte mich hoffnungsvoll an. Offensichtlich erwartete er irgendeine kleine Erfrischung nach der anstrengenden Reise. Ich rief dem Koch zu, er solle Tee machen — man hatte mir gesagt, Charlie schwärme dafür besonders. Dann setzte ich mich selbst und wollte mir gerade eine Zigarette anzünden, als ein langer, behaarter Arm zu mir über den Tisch langte und Charlie einen Grunzer ausstieß. Gespannt auf das, was nun kommen würde, gab ich ihm die Zigarette; zu meiner Überraschung steckte er sie sich vorsichtig in den Mundwinkel. Darauf reichte ich ihm die Streichhölzer, im Glauben, daß ihn wenigstens *das* aus der Fassung bringen würde; aber Charlie öffnete die Schachtel, holte ein Hölzchen heraus, zündete es an, setzte die Zigarette in Brand und warf die Schachtel auf den Tisch. Dann schlug er die Beine übereinander, lehnte sich in den Stuhl zurück, sog dankbar den Rauch ein und stieß ihn in großen Wolken durch die Nase wieder aus. Ab und zu untersuchte er das Ende der Zigarette, um zu sehen, ob die Asche schon abgestreift werden müsse — war es der Fall, so schnippte er sie säuberlich mit dem Fingernagel weg.

Als der Tee fertig war, goß ich ihm einen großen Blechbecher voll ein und tat drei Eßlöffel Zucker hinein. „Uuuuh-amff!" sagte Charlie beifällig und nahm vorsichtig den Becher mit beiden Händen entgegen. Zunächst probierte er mit vorgeschobener Unterlippe, ob der Tee auch nicht zu heiß sei — er war es, und so pustete Charlie darauf, bis er etwas abgekühlt war, und trank ihn dann aus. Als er entdeckte, daß unten noch ein flüssiger Zuckerrest war, balancierte er sich den Becher auf die Nase, bis ihm der letzte Zucker in das Maul getröpfelt war. Und hielt mir dann den Becher zum Nachfüllen hin.

Charlies Verschlag wurde auf einen Platz gestellt, von dem aus er alles, was rings um die Hütte vorging, gut überblicken konnte; oft rief er mir während unserer Arbeit laute Bemerkungen zu. An diesem ersten Tag hatte ich ihn in der Nähe des Verschlages an einen Baumstumpf gekettet, war aber kaum in die Hütte zurückgegangen, als ein fürchterlicher Krawall unter unseren kleineren Affen ausbrach, die nicht weit von ihm angebunden waren. Ich stürzte hinaus und konnte gerade noch sehen, wie ein kohlkopfgroßer Steinbrocken mitten zwischen ihnen landete, sie aber glücklicherweise verfehlte. Anscheinend war Charlie dabei, sich im Kegeln zu üben.

Ich griff nach einem Stock und rannte laut rufend auf ihn zu, überlegte dabei aber, was wohl geschehen würde, wenn ich ein Tier züchtigte, das doppelt so stark war wie ich. Zu meinem Erstaunen warf sich Charlie auf die Erde, versteckte den Kopf in

seinen langen Armen und kreischte aus vollem Halse. Ich schlug ihn zweimal leicht mit dem Stöckchen und sagte streng: „Du bist ein ganz, ganz böses Tier!"

„Wuuuuh!" antwortete er und blickte scheu zu mir auf. Ich schalt weiter — da hockte er sich hin, rollte mein Hosenbein auf und begann zu untersuchen, ob sich auf meiner Wade wohl etwas Lebendes finden ließe.

Als ich Charlie dann abends das Futter brachte, begrüßte er mich entzückt mit lauten Huhus und hopste auf und nieder. Bevor er jedoch sein Abendessen anrührte, packte er meine Hand. Mir war etwas bange zumute, als er einen meiner Finger vorsichtig zwischen seine gewaltigen Zähne nahm — aber er biß nur ganz zart darauf, und da begriff ich: einem anderen den Finger zwischen seine Zähne stecken war in der Schimpansenwelt sowohl eine Begrüßungsform als auch ein Zeichen des Vertrauens. Charlie wollte mir schmeicheln — er behandelte mich wie seinesgleichen!

Ich, meinerseits, hörte bald auf, in Charlie nur ein Tier zu sehen. So viele seiner Angewohnheiten ließen ihn fast menschlich erscheinen, und seine tiefliegenden kleinen Augen sahen einen dermaßen intelligent an — oft blitzte etwas wie ein ironisches Lachen in ihnen auf! Großen Spaß machte es ihm, den Inhalt meiner Taschen zu revidieren; er hat sich dabei nur ein einziges Mal geweigert, mir etwas zurückzugeben, und zwar mein Taschentuch. Er hielt es hinter seinem Rücken versteckt und schob es immer von einer Hand in die andere, während ich es zu ergattern suchte. Schließlich stopfte er es sich in das Maul und tat, als wäre der Fall damit erledigt. Aber ich wußte, daß er glauben würde, sich immer so aus der Affäre ziehen zu können, wenn ich ihm jetzt das Taschentuch ließe, und gab deshalb eine halbe Stunde lang keine Ruhe, bis er mir das halbaufgeweichte Ding widerstrebend auslieferte. Danach brauchte ich nur noch die Hand hinzuhalten, um ohne Umstände alles von ihm zu bekommen, was ich haben wollte.

Charlies Benehmen war ausgezeichnet. Bekam er eine Flasche Limonade und ein Glas, so goß er sich sein Getränk mit der Sorgfalt eines Barmixers ein, der einen Cocktail mischt. Er fiel auch nie über sein Futter her, um gierig alles hinunterzuschlingen, wie die kleineren Affen es taten. Immer begrüßte er mich vorher und bedankte sich mit der ganzen Skala seiner ausdrucksvollsten Huhus, aß dann langsam und manierlich und schob Bissen, die er nicht mochte, an den Tellerrand. Nur zum Schluß der Mahlzeit verstieß er gegen alle Etikette — da schleuderte er jedesmal seinen leeren Becher und den Teller so weit wie möglich von sich.

Endlich war es so weit, daß wir zum nächsten Lager weiterziehen mußten. Als das Lastauto kam, um unsere Tierkollektion aufzuladen, fing Charlie mit schallendem Huhu

vor freudiger Erregung zu tanzen an. Er begriff, daß ihm jetzt ein von ihm ganz besonders geschätztes Vergnügen bevorstand — eine Autofahrt nämlich —, und ließ auf seinem Verschlag ein wildes Getrommel los, damit wir ihn auch ja nicht übersähen. Als der Verschlag auf den Wagen gewuchtet wurde, grinste er vor Wonne. Wir waren noch nicht lange unterwegs, da fing unsere Begleitmannschaft zu singen an: Charlie stimmte mit ein, in langgezogenen und so melodiösen Heultönen, daß der Koch einen Lachkrampf bekam und vom Auto fiel.

Bei der Ankunft in unserem neuen Lager ging zunächst einmal wie immer alles drunter und drüber; aber Charlie gab, noch ehe für Trinkwasser gesorgt werden konnte, bereits klar zu verstehen, daß er durstig sei. Um ihn zu beschwichtigen, gab ich ihm eine Flasche Bier, die er mit entzücktem Schmatzen annahm. Je tiefer aber der Flaschenpegel sank, desto gewaltiger spielte Charlie sich auf und um so mehr Eingeborene scharten sich um ihn. Er war bald mit Bierschaum bedeckt und genoß die Sache in vollen Zügen, führte einen höchst kuriosen seitlichen Schiebetanz auf, klatschte in die Hände und schlug Purzelbäume.

Hinterher brauchte er einige Stunden, um wieder nüchtern zu werden, und drei Polizisten brauchten *wir*, um die Menschenmenge zu zerstreuen. Danach hat Charlie nie wieder etwas Stärkeres als Tee oder Limonade zu trinken bekommen.

Wenig später traf der Tiereinkäufer vom Londoner Zoo in Kamerun ein. Ihm übergab ich Charlie nun mit großem Bedauern zum Weitertransport nach England. Vier Monate darauf besuchte ich Charlie in seiner geräumigen, mit Stroh gefüllten Behausung in Regent's Park, dem Stadtzoo von London, wo er sich beim Personal bereits ungemein beliebt gemacht hatte. Ich erwartete nicht, daß er mich wiedererkennen werde, denn ich hatte, als er mich zuletzt sah, einen Tropenanzug getragen und mir einen Vollbart wachsen lassen. Aber ob er mich erkannte! Glückstrahlend drehte er sich in seinem Käfig im Kreise, kam dann auf mich zugerannt und begrüßte mich wie ehemals — mit einem ganz zarten Biß in den Finger.

Ich gab ihm Zucker, und dann rauchten wir zusammen eine Zigarette, während er mir nach altem Brauch die Schuhe und Socken auszog und meine Beine examinierte. Dann nahm er seinen Zigarettenstummel und drückte ihn vorsichtig in gehöriger Entfernung von seinem Stroh auf dem Boden aus. Als es für mich Zeit zum Gehen war, schüttelte er mir in aller Form die Hand und beobachtete durch eine Ritze in seiner Tür, wie ich fortging.

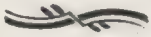
Ich habe Charlie nie wiedergesehen. Seine schlechten Zähne fingen an, ihn zu plagen, und so brachte man ihn zur Behandlung in die Krankenabteilung des Tiergartens. Dort scheint ihn die plötzliche Stille gelangweilt zu haben — er brach

zweimal aus und machte sich quer durch den Regent's Park davon.

Beim erstenmal stieß er auf einen Bus, der ihm gerade recht kam: da er so gern Auto fuhr, schwang er sich hinein und rief unter den Insassen beträchtliches Entsetzen hervor. In seiner Erregung vergaß er sich sogar so weit, daß er jemand biß. (Wenn doch die Menschen nur begreifen wollten, daß Kopflosigkeit und Geschrei die sichersten Mittel sind, jedes wilde Tier zum Angriff zu reizen!) Dann stieg er aus, ging die Straße entlang, bedrohte eine Frau mit Kinderwagen (die fast ohnmächtig wurde) und trieb sich dann weiter in der Gegend herum, um zu sehen, wie er sonst noch Leben in den Londoner Alltag bringen konnte — bis ein Wärter vom Zoo erschien.

Bei seiner zweiten Flucht lief er durch die Straßen und bummerte mit voller Kraft gegen die Türen von parkenden Autos, zweifellos in der Hoffnung, ein Stückchen mitgenommen zu werden. Hastig geschlossene Wagenfenster und entsetztes Geschrei waren alles, was er erntete.

Wegen dieser Ausbruchsversuche wurde Charlie zum Tode verurteilt. Aus einem gutartigen, verständigen Menschenaffen war er plötzlich zu einem unberechenbaren Untier geworden, das jederzeit von neuem ausbrechen und ernstlich jemanden verletzen konnte. Ich aber werde Charlie im Gedächtnis behalten — als einen allezeit zu Späßen aufgelegten, aber höflichen alten Knaben, der sich aus irgendeinem unerfindlichen Grunde als Schimpanse verkleidet hatte.



Kann man's besser sagen?

Herbstlied: Der Himmel mit einem Halsband aus wilden Gänsen.

Sie hat ein mitfühlendes Herz, aber sie verschwendet es nur an sich selbst.

Meine Vorstellung von Luxus: ein Häuschen mit einem kleinen Zimmer für mich allein.

In diesem Verkehrsgewühl gelangt man schließlich nur noch auf die andere Straßenseite, wenn man schon dort geboren ist.

Alles, was sich so ein kleiner Bengel für schlechte Tage zurücklegt, sind dumme Streiche.

Der eine dürstet nach Ruhm, der andere nach Geld — aber nach Paprikagulasch dürstet es jeden.

Ein unscheinbarer kleiner Mann mit Eheringen unter den Augen.

Kleine Lehren fürs Leben

Recht und Gerechtigkeit

Als junger Anwalt löste mein Mann sehr geschickt das Problem, unseren kleinen Mädchen das Streiten abzugewöhnen. Er erklärte ihnen, wie es bei Prozessen zugeht, daß einer eine schriftliche Klage einreicht, die der andere dann zu widerlegen sucht, und wie darauf die Verhandlung und das Urteil folgen. Ob sie nicht ihre Streitfälle auf die gleiche Weise schlichten wollten?

Die Idee fand großen Beifall. Die Kinder erschienen nun abends oft bei ihrem Vater, lasen ihre Beschwerde vor, dann kam die Entgegnung, das Verhör durch den Vater und schließlich sein Urteil. Der Erfolg war, daß die vermeintlichen Verfehlungen neben dem ganzen interessanten Prozeßverfahren völlig verblaßten; und wie weise der Plan gedacht war, zeigte sich rasch — denn sowie die Empörung der Klägerin in Gestalt dürrer Worte zu Papier gebracht werden mußte, merkte sie bald, daß es im Grunde nichts Rechtes aufzuschreiben gab, höchstens etwas so Belangloses, daß sie sich schämte, ihrem Vater damit zu kommen. K. S.

Die Gurke

Mit zehn Jahren bekam ich einmal von meinem Vater eine Gurke in einer Flasche gezeigt; der Flaschenhals war sehr eng, die Gurke aber so dick, daß sie unmöglich herauszubringen war. Auf meine verwunderte Frage, wie sie hineingekommen sei, führte er mich in den Garten und stülpte dort eine leere Flasche über eine ganz kleine Gurke, die noch an ihrer Ranke saß: ebenso mußte die große in ihre Flasche hineingewachsen sein.

„Sieh mal", sagte mein Vater zu mir, „oft frage ich mich, wie gewisse Leute als vernunftbegabte Wesen zu ihren unvernünftigen Angewohnheiten gekommen sein mögen — ich glaube, auf die gleiche Weise, wie die Gurke in die Flasche da, nämlich als sie noch jung waren. Jetzt können sie nicht mehr heraus. Denk dran, Junge, und sieh dich vor!" Ich denke heute noch daran.

C. W. P.

„Eine Minute!"

Wenn Mutter mich vom Spielen oder Lesen wegrief, hatte ich's niemals eilig. „Eine Minute!" antwortete ich — aber aus der einen wurden gewöhnlich viele.

Bis Mutter ein Zifferblatt aus Pappe an die Wand hängte, das nur einen Zeiger hatte. Den stellte sie auf zwölf und erklärte mir, er werde von nun an jedesmal um ebenso viel Minuten vorgerückt, wie ich zu spät käme, wenn ich gerufen worden sei. Die Summe werde abends von meinem Tag abgezogen, so daß ich um so früher zu Bett gehen müsse.

Nachdem ich ein paarmal sehr bald nach dem Abendessen den andern hatte gute Nacht sagen und schlafen gehen müssen, verschwand die „eine Minute" aus meinem Vokabular — ich hatte gelernt, was „sofort" heißt. E. P.

Die amerikanische Marine entwickelt, im Wettlauf mit der Zeit, Abwehrmethoden und -geräte gegen

Die Druckmine – eine drohende Gefahr

Von Donald Robinson

Vor ein paar Monaten bekam der Kapitän eines amerikanischen Liberty-Schiffes, das Proviant und Material für die US-Streitkräfte in Europa geladen hatte, seltsame Befehle. Die Militärtransportabteilung wies ihn an, mit seinem Frachter *nicht* Cherbourg oder einen der sonst üblichen Nachschubhäfen anzulaufen. Statt dessen mußte er vor der normannischen Küste Anker werfen und seine Ladung dort, durch die rauhe Brandung hindurch, an den Strand schaffen. Seither haben auch andere Transporter Befehl erhalten, das Anlandbringen von Nachschubmaterial ohne Hafenanlagen durchzuexerzieren. Und warum? Weil die Russen eine neue Seemine von so vernichtender Wirkung haben, daß man mit ihr jeden Hafen in Westeuropa sperren kann.

Premierminister Churchill hat diese Mine eine Bedrohung für die Existenz des englischen Volkes genannt. Seine Regierung hält die Gefahr für so ernst, daß sie Pläne vorbereitet, im Kriegsfall Millionen Menschen von den Britischen Inseln zu evakuieren.

Amerikanische Militärfachleute sind gleichfalls in Sorge und befürchten, die Russen könnten durch heimliches Verminen der Eingänge aller größeren amerikanischen Seehäfen ein zweites Pearl Harbor heraufbeschwören. Die Marine — soviel kann gesagt werden — ist dabei, diese Möglichkeit durch entsprechende Maßnahmen auszuschalten. Deshalb steckt sie ein Höchtmaß an Energie (und viele Millionen Dollar) in die Entwicklung von Entminungsgeräten, um dieser neuen Gefahr zu begegnen.

Die Waffe, welche die freie Welt so beunruhigt, ist ein neuer Typ der Druckmine. Um sie zur Detonation zu bringen, braucht ein Schiff sie überhaupt nicht zu berühren. Sie

kann mehrere hundert Meter unter der Wasseroberfläche auf dem Meeresgrund liegen und ein darüberwegfahrendes Schiff vernichten: die leichte Veränderung im Wasserdruck, die das oben vorbeiziehende Schiff verursacht, läßt sie explodieren. Und ihre Sprengwirkung ist so stark, daß ein Ozeanriese wie die *Queen Mary* glatt in zwei Hälften auseinanderbräche.

Mittels einer einfachen Vorrichtung ist der Minenzünder auf jeden Schiffstyp einzustellen: auf einen Flugzeugträger von 30 000 Tonnen, einen Truppentransporter von 20 000 Tonnen oder einen Tanker von 10 000 Tonnen. Noch teuflischer wird die Mine dadurch, daß ihr Zeitzünder es zum Beispiel einem U-Boot möglich macht, heute schon ein ganzes Minenfeld vor einem Hafen zu legen — für einen Überraschungsschlag, der erst Monate später gegen die Schiffahrt geführt wird.

Das Auslegen der Mine, die etwa wie ein Ölfaß aussieht, aber die doppelte Länge hat, ist einfach. Ein U-Boot kann bequem mehrere Dutzend befördern — der neue, schnelle und 1800 Tonnen große U-Minenlegertyp der Russen bis zu 70 Minen — und sie, ohne aufzutauchen, durch seine Torpedorohre unter Wasser ausstoßen. Auch von Flugzeugen können sie ohne Schwierigkeit abgeworfen werden: ein einziger Verband mittlerer Bomber könnte so viel Minen legen, daß es für jedes Schiff riskant wäre, sich der französischen Küste auch nur zu nähern. Die Herstellungskosten für eine Druckmine betragen etwa 2000 Dollar, sind also minimal im Vergleich zu den hundert Millionen Dollar, die das Schiff kostet, das sie versenken kann.

Und woher weiß man, daß die Russen diese Mine haben?

Die Antwort ist einigermaßen verblüffend. Sie erhielten das Konstruktionsgeheimnis von den — Amerikanern.

Druckminen sind eine deutsche Erfindung und wurden zum erstenmal im Jahre 1944 verwandt. Sie machten den Alliierten bei der Invasion in der Normandie viel zu schaffen, konnten aber die Landung nicht aufhalten, weil Hitler die neuen Minen einsetzte, ehe sie ganz frontreif waren. Die amerikanische Marine bekam ein paar davon in die Hand, flog sie nach den USA und beorderte sofort ihre Wissenschaftler an die Arbeit. Ein Jahr darauf hatte man beträchtliche Fortschritte erzielt.

Plötzlich aber erhielt die Marine Anweisung „von oben", ihr gesamtes Material über die Mine einer sowjetischen Marinekommission in Washington auszuhändigen — und zwar nicht nur das von den Deutschen übernommene, sondern auch alles, was man darüber hinaus selbst gefunden hatte. Rußland war ja damals ein Bundesgenosse, und amerikanische Schiffe liefen ständig russische Häfen an. Doch Moskau bekam damit eine gefährliche Waffe, die es eines Tages gegen seine Freunde von früher einsetzen könnte.

Die Russen, die die enormen Möglichkeiten der Druckmine erkannten, beauftragten sofort ihre führenden Wissenschaftler mit der Weiterentwicklung. Nach Kriegsende stöberten sie heimlich viele der deutschen Druckminenspezialisten auf und transportierten sie nach Rußland ab. Mit ihrer Hilfe und dem von den Amerikanern erhaltenen Material haben sie dann, wie man weiß, eine noch gefährlichere Mine entwickelt.

Im Fall eines Krieges wäre eine erfolgreiche russische Verminungsaktion ein schwerer Schlag für den Westen. Amerika führt viele wichtige Rohstoffe aus Übersee ein. Wären seine Häfen blockiert, würde es ihm schwerfallen, genügend Waffen zu produzieren. Und England geriete in eine noch schwierigere Lage, da es den größten Teil seiner Nahrungsmittel auf dem Seewege bekommt. Wären Westeuropas Häfen durch Minen gesperrt, könnten die USA weder mit Truppen noch mit Material zu Hilfe kommen — das Ausladen am Strand, ohne Hafenanlagen, könnte nicht einmal den dringendsten Bedarf decken.

Die flachen Gewässer vor der amerikanischen Ostküste sind wie geschaffen für eine Verminung. Und nach vorliegenden Berichten bauen die Russen U-Boote mit großem Aktionsradius und hoher Geschwindigkeit (25 Knoten), die eigens dafür konstruiert sind, im Pendelverkehr bis hinüber an die Küsten der USA und wieder zurück zu fahren.

Aus Sicherheitsgründen sind zwar die Gesamtverluste durch Seeminen im zweiten Weltkrieg und in koreanischen Gewässern nicht veröffentlicht worden. Doch nach offiziellen Berichten hat allein Großbritannien durch deutsche Minen 281 Kriegsfahrzeuge und 296 Handelsschiffe verloren. Und im November 1942 mußte der New Yorker Hafen mehrere Tage lang wegen deutscher Minen völlig geschlossen werden; desgleichen Norfolk und Charleston.

In Korea gehörten Seeminen zu den wirksamsten Waffen der Kommunisten. Anfang Oktober 1950 hatte General MacArthur, um zurückgehende nordkoreanische Truppen abzuschneiden, eine Landung bei Wonsan befohlen. Sie sollte nicht später als am 20. Oktober stattfinden. Planmäßig stand am 19. Oktober ein Verband von 250 Schiffen mit mehreren zehntausend Soldaten vor Wonsan. Doch die Truppen konnten sechs Tage lang nicht an Land gesetzt werden: die Einfahrt war zu stark vermint. Infolge der Verzögerung entkam ein großer Teil der nordkoreanischen Armee.

Noch im Mai dieses Jahres waren bestimmte Seegebiete vor Korea derart von Minen verseucht, daß die Flotteneinheiten der UNO nur bis auf 50 Kilometer an die Küste herangehen konnten.

Interessant dabei ist, daß die Kommunisten in Korea ausschließlich magnetische und Kontaktminen verwendet haben — keine Druckminen. Und warum?

Die Antwort dürfte auf der Hand liegen. Sie wollen nicht, daß andere sehen, welche Fortschritte sie gemacht haben.

Die intensive Suche der US-Marine nach Gegenmitteln gegen die Druckmine wird hinter einer Mauer strengster Geheimhaltung durchgeführt. Die hochgeheime Minenabwehr-Versuchsstation, die sich am Golf von Mexiko, außerhalb von Panama-City im Nordwesten Floridas, über ein Gebiet von 150 Hektar erstreckt, ist ebenso scharf bewacht wie die Atomwaffen-Versuchsanlagen in Los Alamos. Um hineinzukommen, muß man eine Sondergenehmigung vom Marineministerium in Washington haben, und ein Offizier muß einen ständig begleiten. Der Chef der Versuchsstation ist der siebenundvierzigjährige Kapitän z. S. Richter, der im zweiten Weltkrieg wohl mehr Minenräumunternehmen mitgemacht hat als jeder andere amerikanische Seeoffizier.

Die wichtigste Aufgabe, vor der man in Panama-City steht, ist, ein zuverlässiges Verfahren zum Räumen der neuen Druckmine zu finden. Bei ihr versagen nämlich die üblichen und verhältnismäßig einfachen, wenn auch nicht ungefährlichen Methoden, mit denen magnetische und akustische Minen unschädlich gemacht werden. Die Marine hat Geräte, die genau wie das Magnetfeld eines Schiffes wirken und eine magnetische Mine hochgehen lassen, ohne daß sie dem Räumboot Schaden tut. In ähnlicher Weise verwendet man geschleppte Geräuschbojen, die eine akustische Mine dazu bringen, harmlos zu verpuffen.

Doch die Druckmine ist zu raffiniert konstruiert, als daß sie auf etwas anderes reagierte als auf ein größeres Schiff. Ganze Flottillen von Schnellbooten sind über solche Minenfelder hinweggebraust und haben versucht, mit ihrer Bug- und Hecksee die Druckminen zur Detonation zu bringen. Vergebens ... Dann hat man nach sorgfältigen Berechnungen große Holzflöße konstruiert, die die von einem Schiff verursachten Änderungen im Wasserdruck hervorrufen sollen, und hat sie durch von Druckminen verseuchte Gewässer geschleppt. Der Erfolg war gering.

Kapitän Richter und seine Wissenschaftler setzen jedoch große Hoffnungen auf gewisse neue Räumgeräte, an denen sie arbeiten — und die sich vielleicht als die Abwehrwaffe gegen die drohende Gefahr der Druckmine erweisen werden.

„Es ist", sagt Kapitän z. S. Richter, „ein Wettlauf mit der Zeit."

» » « «

EIN FERNSEHREPORTER versprach sich in seinem Bericht über einen Boxabend und sagte: „Die meisten Damen haben sich heute abend besonders festlich angezogen. Einige zeigen sich sogar in kleiderlosen Abendträgern."

Glückliches Hawaii

Aus der Monatsschrift Holiday

von James A. Michener

UND WENN Sie selbst Wochen auf den Hawaiischen Inseln verbracht haben, Sie werden es auch dann noch nicht fassen können, daß ein solch kleines Fleckchen Erde so bis zum Rand voller Wunder sein kann.

Da sind die Berge. Majestätisch steigen sie, in ewige Wälder gehüllt, zu gewaltiger Höhe empor. Von ihren Abhängen stürzen Wasserfälle, und um ihre Gipfel ballen sich Wolken. Sie gehören zu den schönsten der Welt, leicht zugänglich, dicht am Meer, innig verflochten mit dem Leben auf den Inseln.

Da sind die Blumen. Ich habe eine Hecke gesehen, über tausend Meter lang, nur aus Hibiskus in mindestens zwanzig verschiedenen Farben. Nahezu jeder kann in Gewächshäusern, die einfach aus Latten bestehen, seltene Orchideen ziehen, während die gewöhnlichen Orchideen von den Gärtnern auf offenem Feld angebaut und in Partien zu 500 Kilo verkauft werden. Wohin man sich auch wendet, überall gibt es so viele Blumen auf einem Fleck wie sonst nirgends.

Da ist das Klima. Honolulu hat im August eine durchschnittliche Temperatur von 25 Grad Celsius; das sind nur vier Grad mehr als im Januar. Die höchste Temperatur, die je

gemessen worden ist, betrug 31 Grad. Dieses angenehme Klima ist das Werk des Nordostpassats, der nahezu unablässig weht und die Regenwolken bringt, die die Insel erst bewohnbar machen. Auf einem berühmten Berg der Insel Kauai fällt jährlich die gewaltige Menge von 15 700 Millimeter Regen, während es bei einem kleineren Berg dreißig Kilometer weiter nur 460 Millimeter sind.

Da sind die Menschen. Sie sind die eigentliche Zierde des Landes: 189 000 Japaner, 77 000 hawaiische Mischlinge, 69 000 Weiße, 63 000 Filipinos, 32 000 Chinesen, 13 000 reinrassige Hawaiier, 10 000 Portorikaner, 7000 Koreaner und 5000 Angehörige anderer Rassen. Alle diese Menschen leben recht einträchtig miteinander und haben einen Lebensstil entwickelt, der der übrigen Welt als Vorbild dienen könnte.

Die meisten dieser Gruppen sind als Arbeiter für die Zuckerrohrplantagen ins Land gekommen, mit Ausnahme der Hawaiier, die schon immer da waren und die, wie alle vernünftigen Polynesier, nicht einsahen, weshalb sie arbeiten sollten. Als die Chinesen hierher gebracht wurden, sparten sie ihr Geld, studierten und wurden Kaufleute und Ärzte. Nacheinander wurden dann Portugiesen, Japaner, Portorikaner, Koreaner, Spanier und Filipinos ins Land geholt, aber auch sie wurden vom Geist der Freiheit dieser Inseln angesteckt. Sie wurden Geschäftsleute und fingen an, ihre Söhne auf die Hochschule zu schicken.

Es wäre naiv, zu glauben, Hawaii sei, was das Zusammenleben der Rassen anbelangt, ein Paradies. Das ist es nicht. Einige der besten Wohnbezirke Honolulus sind für Farbige gesperrt, obgleich die Stadtverwaltung das energisch bestreitet. Stellenangebote in den Zeitungen enthalten häufig den Zusatz, lediglich Weiße könnten sich bewerben. Das Gesetz des Territoriums hingegen kennt keinerlei Rassenunterschiede. Japanerinnen werden Schulleiterinnen. Ein Chinese ist Polizeichef. Ein Japaner ist Präsident des Senats. Ein anderer Chinese ist der Sprecher des Parlaments. Im öffentlichen Leben und vor dem Gesetz ist Hawaii das Land der Freien, und das ist gewiß ein bemerkenswerter Vorzug.

Die Hawaiier — die Menschen also, die „schon immer" hier gelebt haben — nehmen eine besondere Stellung ein. Sie sind die Aristokratie, die Elite des Landes, und Angehörige anderer Rassen sind stolz, wenn sie sich einer teilweise hawaiischen Abstammung rühmen können. Als ein hawaiischer Mischling einmal über seine Abstammung sprach, fielen seine Zuhörer vor Lachen fast von den Stühlen. Er behauptete: „Ich habe chinesisches und hawaiisches Blut und auch etwas englisches." Vom ersten und zweiten wußten alle, das dritte aber bezweifelten sie sehr. Da entgegnete der Hawaiier: „Einer meiner Vorfahren hat Kapitän Cook gefressen." (Cook, der Entdecker der Insel, wurde dort 1779 ermordet.)

Alle Einwohner gebrauchen gewisse polynesische Wörter, die so eindrucksvoll sind, daß sie auch jeder Besucher mit Vergnügen in seinen Wortschatz aufnimmt. Unentbehrlich sind: *haole*, das ist ein Weißer; *kamaaina*, ein Alteingesessener; und *malihini*, ein erst kürzlich Zugezogener. Nach einigen Tagen schon wirft man mit Ausdrücken um sich wie „eine Menge *hoomalimali*" (Geschwätz), „zuviel *pilikia*" (Schwierigkeiten), und dem herrlich kurzen *pau*, das punktum, erledigt bedeutet. Versagen die Worte, kann man immer noch die Augen verdrehen und „*auwe! auwe!*" rufen, was dann auf alles mögliche Schreckliche oder Traurige paßt.

Das grösste Ereignis für die Einwohner von Honolulu ist die Ankunft eines Schiffes. Alle zwölf Tage punkt neun Uhr kommt der Vergnügungsdampfer *Lurline* von San Franzisko, und das wird den ganzen Tag gefeiert, bis er gegen vier wieder in See sticht.

Jeder Bürger von Honolulu, der Freunde an Bord hat, ist dann schon vor Tagesanbruch auf den Beinen, um eine Empfangsabordnung zusammenzutrommeln und *leis* (Blumen, die zu prachtvollen Girlanden gebunden werden) zu besorgen. Wunderschöne Mädchen klettern an Bord der beiden bereitstehenden Barkassen.

Sobald die Sonne am Himmel steht, legen die Barkassen ab, bis zum Rand mit Menschen beladen, und am berühmten Diamond-Head-Vorgebirge klettern die Scharen der Besucher an Bord der *Lurline*. Vierzig Minuten lang geht es dann zu wie in einem Tollhaus. Alles rennt durch das Schiff und ruft laut nach Passagieren, um sie im Namen des Hotels oder des Handelshauses, in dem sie erwartet werden, zu begrüßen. Hat eines der bildhübschen Mädchen den Gast, nach dem sie gesucht hat, entdeckt, so stülpt sie ihm einen *lei* über die Ohren, gibt ihm einen gewaltigen Kuß und schreit: „*Aloha* im Royal Hawaiian Hotel" oder was es sonst sein mag. Gleichzeitig rufen junge Männer nach der Gattin des Ankömmlings, die sie dann ihrerseits ebenso herzhaft willkommen heißen.

Am Pier schmettert die Königlich Hawaiische Kapelle Marschmusik und Hula-Tänzerinnen unterhalten die Gäste. Dieser Empfang ist so überwältigend — auf dem Flugplatz geht es nicht viel anders zu —, daß mancher Passagier sich nicht mehr losreißen kann und Honolulu nie verläßt.

Unverzeihlich wäre es jedoch, nicht über die Grenzen von Honolulu hinaus zu kommen. Eine Fahrt durch Oahu, die Insel, auf der Honolulu liegt, führt über den Pali, eine der vielen Klippen, die sich kilometerweit an der Küste hinziehen, grün bewachsen und mit tief eingeschnittenen Tälern, als hätten gewaltige Finger die Berge zerfurcht. Dann geht es am windgepeitschten Strand entlang, vorbei an den großen militärischen Anlagen und weiter über den Kole-

kole-Paß in trostlose Einöde. Die Berge sind überwältigend schön, und der unvermittelte Übergang vom Urwald zur Lavawüste ist atemraubend.

Ein alter Südseebummler hat mir einmal gesagt: „Wenn Sie auf einer Insel sind, fahren Sie mit dem Boot hinaus — da sehen Sie sie wirklich. Inseln sind vor allem Meer." So bestieg ich an einem Wochenende mit meinem Freund ein Schiff und fuhr nach Molokai. Wir glitten an unzugänglichen Fjorden vorüber und blickten zu den 250 Meter hohen Felswänden hinauf, die nur von Seevögeln und wilden Ziegen bewohnt sind. Es ist kaum zu glauben, daß es so dicht bei Honolulu eine so grandiose Landschaft gibt, ganz unberührt und fast unbekannt.

Kauai sah ich aus der Luft. Tony Texeira, ein Fischer, nahm mich in seinem kleinen Flugzeug mit. „Ich kann die Fische von oben viel besser erkennen als vom Boot aus", erklärte er mir, als wir hineinkletterten. „Fischschwärme bleiben, wenn man sie gefunden hat, noch stunden-, ja tagelang an der gleichen Stelle. Ich gebe meiner Mannschaft über Funk Bescheid, so daß sie direkt, ohne Zeit- und Benzinverschwendung, an Ort und Stelle kommen kann."

Wir umkreisten donnernd Kauai, gelegentlich so tief, daß die aufgewühlte See mit langen, weißen Fingern nach uns zu greifen schien, und dann wieder so hoch, daß die Insel mit dem goldgelben Strand und den regenfeuchten Bergen sich wie ein prachtvolles, wild gegliedertes Ornament von der See abhob.

Tony liebte seine Insel. „Der Cañon da unten", sagte er, „ist zwar nicht so gewaltig wie der Gran Cañon, dafür ist er aber sehr viel farbiger. Und da ist Spouting Horn — ein siedender Kessel, ein Geiser, der ständig in Tätigkeit ist, und ein Echogewölbe, in dem es pfeift und seufzt."

Schließlich zeigte er mir das Hanalei-Tal, das auf engem Raum alle Wunder eines tropischen Tales vereint: herandrängende Berge, den vielfach gewundenen Fluß, Reisfelder, die mit ihren Luftwurzeln weit ausgreifenden indischen Feigenbäume und den Eindruck satter Zufriedenheit. Sie nennen Kauai die „Garteninsel". Im ganzen Pazifik kenne ich keine andere von so vollendetem Liebreiz.

Die Hauptinsel, Hawaii, ist das Werk fünf großer Vulkane, zwei von ihnen, Mauna Loa und Kilauea, sind auch heute noch außerordentlich aktiv. Kilauea, den kleineren, lieben die Hawaiier vor allem. Nach der Inselsage wandert die Göttin Pele über die Welt von Vulkan zu Vulkan und entzündet ihr Feuer. Immer aber kehrt sie in ihr ständiges Heim, den feurigen Krater des Kilauea, zurück. Jeder Ausbruch dieses Vulkans gilt als glückverheißend.

Pele war mir gut gesinnt. Am Tage nach meiner Ankunft löste ihr Finger die heftigste Eruption des Kilauea seit dreiunddreißig Jahren aus. Flug-

gesellschaften veranstalteten Rundflüge, die Zeitungen brachten täglich ein Bulletin, und jeder meinte, noch nie sei der Kilauea so herrlich gewesen.

Eine gute Asphaltstraße erlaubt jedem, unmittelbar an den Feuerherd heranzufahren. Ich verbrachte da oben neun Stunden und hätte mich auch nicht gelangweilt, wenn es neun Tage gewesen wären. Der ausgebrannte Krater umfaßt über 1000 Hektar Grasland. An einer Seite, in einem 230 Meter tiefen Loch, liegt der noch tätige Schacht. Er schleudert seine Lavafontänen bis an den Rand des Kraters und noch darüber hinaus. Ich selbst sah eine dreißig Meter dicke Feuersäule, die 220 Meter senkrecht in die Höhe stieg.

Nachts war der Anblick unvergleichlich. Eine große wallende Dampfwolke hing über dem Krater, indes Hunderte von Autoscheinwerfern an ihm entlang und in Spiralen in ihn hinunterglitten. Am Rand des Feuerherdes selbst standen vielleicht tausend Menschen, die zu dem brodelnden Lavasee tief unter ihnen hinabstarrten. Seine Oberfläche, die bei Tageslicht aussah wie solider Fels, zeigte jetzt Hunderte feiner Spalten, die im Dunkel rot aufleuchteten und sich zu immer neuen feurigen Mustern verflochten und kreuzten.

„Wo sonst können Sie am Tor der Hölle vorfahren und einen Blick hineinwerfen?" meinte ein nüchterner Geschäftsmann.

Wenn ich nun auch einiges zur Sprache bringe, was den Besucher der Inseln etwas befremdet, wird man mir das hoffentlich nicht übelnehmen. Gekocht wird in Hawaii ziemlich schlecht, viel schlechter als sonst in Polynesien, weil man hier von Fischen und Muscheln, von der Kokosnuß in ihren verschiedenen Formen und von den Brotbaumfrüchten wenig Gebrauch macht. Und *poi* — „Tapetenkleister ohne Pinsel serviert" — ist vielleicht wirklich der am leichtesten verdauliche Kinderbrei, wie manche Ärzte behaupten. Ich bin aber fest überzeugt, daß diese Vorstellung sich nur darum hält, weil Babys zu klein sind, um zu protestieren.

Eine andere Enttäuschung ist die hawaiische Hula. Sie ist gewiß sehr hübsch, die Bewegung der Hände ist von auserlesener Poesie, mit den wirbelnden Ausbrüchen der echten Tahiti-Hula aber hält sie keinen Vergleich aus.

Ein weiterer Gegenstand der Verwunderung ist in Hawaii das *muumuu*, ein wogendes, unförmiges Nachtgewand, das als Kleid gilt. Bei Abendgeselligkeiten tragen es die Frauen häufig als eine Art Zugeständnis an das alte Hawaii. Trotzdem, ich habe einige 2000 Frauen in solchen Säcken gesehen — es war keine darunter, nach der man sich etwa umgedreht hätte. Ich wurde belehrt, das *muumuu* sei von Missionaren erfunden worden, um jede unerlaubte Gefühlsregung abzutöten. Kein moralisches Experiment hat sein Ziel je vollkommener erreicht.

Der Männeranzug ist in Hawaii

konservativ bis zum äußersten. Die angemessene Kleidung des Geschäftsmannes ist jahraus, jahrein ein dunkler Anzug mit weißem Hemd, diskreter Krawatte und dunklen Schuhen.

Nie werde ich die entsetzten Mienen einiger Geschäftsleute vergessen, als sie sahen, daß ich sie im farbenfrohen Waikikihemd zu einem Frühstück begleiten wollte. Ich erkannte rechtzeitig die Lage und tat, als hätte ich mich nur verspätet. „Entschuldigen Sie bitte", japste ich. „Ich muß mich noch umziehen. Bitte warten Sie einen Augenblick." Wir kamen zwar zu spät, aber korrekt gekleidet.

Der Strand von Waikiki hat ungerechte Kritik und übertriebene Lobpreisung erfahren. Sicherlich, er ist nicht sehr breit, und die Autobusse fahren dicht an ihm entlang. Dafür hat er aber zwei unschätzbare Vorzüge: die ungewöhnliche Form der Korallenbänke erzeugt lange, heftige Brecher, auf denen die Wellenreiter mit atemraubender Schnelligkeit dahinsausen. Und er ist fr zugänglich. Jeder Strand in Haw ist öffentlich. Wo sich die Häuser nahe herandrängen, sind dazwisch schmale Wege ausgespart, auf den man zum Strand gelangen kann.

Die vornehmen Hotels rund u Waikiki haben ebenfalls ihre Beso derheit. Es gibt in ihnen keine Zi mer ohne Aussicht. Entweder h man ein Zimmer nach der Seeseit mit der Aussicht auf den Stran oder man hat ein Zimmer nach d Bergen hinaus, in das, über Gärt voller Blumen, eine kühle Bri weht.

Wer sich in Hawaii nicht wo fühlt, dem ist, glaube ich, nicht helfen. Ich jedenfalls liebe das frö liche Leben, die herrlichen Mädche den unablässig wehenden Passat, d wilde Brandung und die dicken W ber mit ihren Armen voller *leis* u ihren verrückten Bananenhüten. M gefällt es da, wo ein Mann sich Stolz auf seine doppelte Abstammu halb irisch, halb hawaiisch Killarn Opiopio nennt.

Takt

Der englische Dichter Hugh Walpole hatte einen so sicheren Instinkt dafür, wie man einem anderen eine schlechte oder unerwartete Nachricht schonend beibringt, daß er in solchen Fällen immer wieder zu Hilfe gerufen wurde. „Nur eine Krankenschwester in einem Londoner Entbindungsheim war mir in diesem Punkt weit überlegen", erzählte er. „Ich beobachtete zum Beispiel, wie ein aufgeregter Vater sie im Gang bestürmte: ‚Machen Sie doch dieser quälenden Ungewißheit ein Ende, Schwester. Ist es ein Junge?' Ohne eine Miene zu verziehen, erwiderte sie: ‚Doch, ja. Der mittlere ist ein Junge.'" B. C.

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Von Peter Dülberg

unter Mitwirkung von Dr. Oskar Jancke

Es gibt Voreilige, die glauben, daß unsere Sprache sich in dem erschöpfe, was sie von ihr wissen, und daß Ausdrücke, die sie nicht kennen, eigentlich überflüssig seien. Wer aber beruflich viel mit fremden Menschen umgeht, wer durch das Land reist, weiß es besser und freut sich, etwas dazulernen zu können.

Von den Erklärungen der folgenden zwanzig Wörter ist immer nur eine richtig. Streichen Sie diejenige an, die Sie für die brauchbarste halten — alles Weitere findet sich auf der nächsten Seite.

(1) Zölibat — A: *Abgeschlossenheit von der Außenwelt.* B: *Doppelehe.* C: *Ehelosigkeit.* D: *Vertrag zwischen Kirche und Staat.*

(2) Lenzen — A: *weiß anstreichen.* B: *auspumpen.* C: *Ritzen abdichten.* D: *Untaugliches tilgen.*

(3) Dult — A: *Versteigerung.* B: *Zoll.* C: *Rasen.* D: *Jahrmarkt.*

(4) Ingeniös — A: *erfindungsreich.* B: *ohne Scheu.* C: *ohne Phantasie.* D: *haarspalterisch.*

(5) Kreml — A: *Glockenturm.* B: *russisches Stadtschloß.* C: *Ratsversammlung in Rußland.* D: *russisches Parlament.*

(6) Rigolen — A: *eggen.* B: *bewässern.* C: *tief umpflügen.* D: *lärmen.*

(7) Akustisch — A: *wohlproportioniert.* B: *spitzfindig.* C: *das Sehen, den Anblick betreffend.* D: *das Hören, den Ton betreffend.*

(8) Tilde — A: *Teil des Steuerruders.* B: *Schlangenlinie über Buchstaben.* C: *Häkchen unter Buchstaben.* D: *Schleppkahn.*

(9) Justieren — A: *einen Zielpunkt suchen.* B: *zusammenbauen.* C: *einpassen, zurichten.* D: *als Richter entscheiden.*

(10) Brach — A: *ungerodet.* B: *abgeerntet.* C: *zur Zeit unbepflanzt.* D: *verwüstet.*

(11) Daube — A: *Reifen.* B: *Faßbrett.* C: *Regenrinne.* D: *Abwasserleitung.*

(12) Feudal — A: *üppig.* B: *schlicht.* C: *hochmütig.* D: *vornehm.*

(13) Odaliske — A: *indische Tänzerin.* B: *Haremsfrau.* C: *kinderlose Orientalin.* D: *Tempeldienerin.*

(14) Blümerant — A: *ängstlich.* B: *schwindlig.* C: *ratlos.* D: *aufgeregt.*

(15) Konterbande — A: *Falschgeld.* B: *Spähdienst.* C: *Schmuggelware.* D: *Räuberschar.*

(16) Chromatisch — A: *in Halbtönen.* B: *mit Chrom.* C: *dauernd.* D: *seiltänzerisch.*

(17) Werg — A: *Roßhaar.* B: *abschälbare Pflanzenhaut.* C: *Abfall von Flachs.* D: *ölhaltige Abdichtmasse.*

(18) Punzen — A: *schleifen.* B: *Muster in Metall treiben.* C: *durchlöchern.* D: *auszupfen.*

(19) Karitativ — A: *kirchlich.* B: *körperschaftlich; gemeinsam.* C: *seelsorgerisch.* D: *der Wohltätigkeit dienend.*

(20) Plazet — A: *Billigung.* B: *soviel wie „es bleibt leer".* C: *Ablehnung, Einspruch.* D: *soviel wie „er hat es gemalt".*

Antworten zu
»ERWEITERN SIE IHREN WORTSCHATZ«

(1) Der oder das Zölibat: C. Ableitung von lateinisch *caelebs* ‚chelos; Junggeselle'. „Das Zölibat der katholischen Priester ist erst nach langen Kämpfen durchgesetzt worden."

(2) Lenzen: B. Ein Seemannswort, das nichts mit dem Frühling zu tun hat; aus dem holländischen *lens* ‚leer', deutsch auch ‚lenz'. Auch ‚bei schwerem Sturm mit stark gerefften Segeln vor dem Winde laufen'. „Mit sogenannten Lenzpumpen entfernt man das Wasser aus Schiffen."

(3) Die Dult: D. Mehrzahl auf -en. Oberdeutsche Bezeichnung für Jahrmarkt, Messe. Althochdeutsch *tuld* ursprünglich ‚(kirchliches) Fest'.

(4) Ingeniös: A. Französisch *ingénieux*, vom lateinischen *ingenium* ‚eingeborenes (Wesen), Begabung, Kunst'. „Ein ingeniöses Verfahren, unbemannte Flugzeuge zu steuern."

(5) Der Kreml: B. Russisch, eigentlich ‚Hartsteinbau': Festungsbau in Städten Rußlands, vor allem die Anlage in Moskau, jetzt Sitz der Sowjetregierung.

(6) Rigolen: C. Auch ‚rajolen'. Französisch *rigoler* ‚mit Furchen oder Abflußrinnen (*rigoles*) durchziehen'. Rigolt wird bis ein Meter Tiefe mit dem Spaten oder dem Rigolpflug.

(7) Akustisch: D. Zur ‚Akustik', der Schalllehre, den Schallverhältnissen gehörend; auch soviel wie hörbar, klanglich. Vom griechischen *akoúein* ‚hören'. „Die Bandaufnahme von der Opernaufführung war akustisch nicht einwandfrei."

(8) Die Tilde: B. Außer der abgekürzten „Mathilde" gibt es eine, die über dem spanischen n (ñ) die Aussprache ‚nj' anzeigt; im Portugiesischen und in der Lautschrift bedeutet sie über Vokalen die Nasalierung (ã spr. ‚ang').

(9) Justieren: C. Vom lateinischen *iustus* ‚gerecht, richtig'. Vor allem im Druckereiwesen und bei Meßinstrumenten soviel wie genau einstellen, auf Maß arbeiten, korrigieren.

(10) Brach: C. Zum Hauptwort ‚die Brache': das Umbrechen des Bodens im Juni (‚Brachmonat'). In der sogenannten Dreifelderwirtschaft bleibt jeweils ein Drittel der Feldflur unbebaut, brach, um sich zu erholen. Übertragen soviel wie untätig. „Ihre Begabung lag seit Jahren brach."

(11) Die Daube: B. Aus dem mittellateinischen *dova*, einer Nebenform zu *doga* (wohl von griechischen *dochē* ‚Behälter'), mittelhochdeutsch *dūge*. Faßdauben sind meist aus Hartholz.

(12) Feudal: D. Spätlateinisch *feudalis* ‚das Lehnswesen betreffend' hat sich aus althochdeutsch *fihu* ‚Vieh, Vermögen, Gut' entwickelt. Daher ‚herrenmäßig, vornehm'. Seit 1885 Modewort: „Ein feudales Restaurant."

(13) Die Odaliske: B. Türkisch *odalyq* eigentlich ‚zum Zimmer (*oda*) gehörend' ‚Stubengenossinnen' wurden von uns die Haremsfrauen der Sultane genannt, obwohl nur ihre Sklavinnen so hießen.

(14) Blümerant: B. Verballhornung des französischen *bleu mourant* ‚sterbendes (d. h. blasses) Blau': eine Modefarbe des Barock, die man angeblich so satt bekam, daß ‚mir wird blümerant vor Augen' gleichbedeutend mit ‚mir schwindelt' wurde.

(15) Die Konterbande: C. Französisch *contrebande* ‚Schleichhandel, Schmuggelware', aus italienisch *contra* ‚gegen' und *bando* ‚Verordnung'.

(16) Chromatisch (spr. kro-): A. Vom griechischen *chrōma* ‚Farbe, Tönung'. 1. Die Farblehre (Chromatik) betreffend, farblich. 2. Bezeichnung der mit Versetzungszeichen erhöhten oder erniedrigten Töne in der Musik; auch Werke, die vorwiegend Halbtonschritte verwenden.

(17) Das Werg: C. Althochdeutsch *werah* ‚Werk', mit der späteren Nebenbedeutung ‚Werkabfall': Werg fällt beim Auskämmen von Flachs, Hanf, Jute ab und wird z. B. zum Abdichten von Gewinden benützt.

(18) Punz(ier)en: B. Mit der ‚Punze' (von italienischen *punzone* ‚Stoß, Stempel') arbeiten; auch ‚ziselieren'; Edelmetall mit einem Prüfzeichen versehen. Das Hauptwort ‚die Punze' (oder ‚der Punzen'): Stahlstift, mit dem in Metall und Leder Muster getrieben werden.

(19) Karitativ (auch C(h)a...): D. Von lateinischen *caritas* ‚Liebe' (*carus* ‚lieb, teuer') abgeleitet. Erst nur auf (christliche) Nächstenliebe, dann allgemein auf pflegerische Wohltätigkeit bezogen. „Die karitativen Maßnahmen zur Linderung der Flüchtlingsnot."

(20) Das Plazet: A. Lateinisch *placet* ‚es gefällt', d. h. es wird gebilligt. Frühere Form der Genehmigung durch weltliche oder kirchliche Oberhäupter, heute nur übertragen: „Zu dem Vorwort muß der Professor noch sein Plazet geben."

 Bewertung: 18—20 richtig: Ausgezeichnet. 15—17 richtig: Sehr gut. 12—14 richtig: Gut

Von der Flugzeughaut bis zum Hufeisen —

Alles aus Holz!

Aus der Monatsschrift American Forests von Paul W. Kearney

Vor kaum zehn Jahren noch gingen in Amerika jährlich Millionen Tonnen Holz beim Schlagen und bei der Verarbeitung verloren; weitere Millionen Tonnen wurden von der Holzindustrie als Brennmaterial verheizt. Inzwischen ist Abfallholz so wertvoll geworden, daß einige Sägewerke heute Kohle als Feuerungsmaterial kaufen und ihre Späne und Schwarten zu Bargeld machen! Selbst Windfallholz, vom Forstmann bisher stets gering geachtet, bringt hohe Preise.

Beim Verarbeiten eines Baumes gab es gewöhnlich zwei Drittel Abfall, und bis zu 13 Prozent gingen oft beim Schneiden als Sägemehl verloren. Heute bindet man Sägemehl und Späne mit Phenolharzen und macht dauerhafte Kunststoffe daraus. Füllfederhalter, Telefonhörer und zahllose andere Gebrauchsgegenstände sind aus Holzmehl hergestellt, das auch als Füllstoff bei der Linoleumfabrikation verwendet wird.

Die Abfallverwertung beschränkt sich jedoch keineswegs mehr auf die Umwandlung von Spänen, Splittern und Sägemehl in derlei nützliche Dinge. Aus Hölzern, die unsere Großväter nicht einmal für einen Axtstiel genommen hätten, macht man jetzt stärkeres Bauholz, als sie je gesehen haben!

Es sind die Holzpreß- und -schichtverfahren, die den Weg zu diesen neuen Möglichkeiten erschließen — und neue Bindemittel sind die Voraussetzung dafür. Eines der besten ist das amerikanische Colpres 10, das von der Forschungsabteilung der *National Lumber Manufacturers Association* entwickelt wurde. Colpres

10 bindet schon nach zehn Minuten Preßzeit bei Zimmertemperatur; es ist feuchtigkeitsbeständig und wesentlich härter als alle Hölzer, die es zusammenhält.

Neuerdings kann man praktisch kurze Enden und Abschnitte von Hölzern minderer Güteklassen zu Balken von höchster Tragfähigkeit „legieren" — zu gebogenen, geschweiften oder geraden —, wie man sie braucht. Und auf diese Weise bringt die modernste Verwendungsart des Holzes eine seiner ältesten wieder zu Ehren: im Schiffbau nämlich.

Im zweiten Weltkrieg noch waren die meisten Minensuchboote aus Stahl, doch infolge der Vervollkommnung der magnetischen Mine (die Russen sollen besonders gute Konstruktionen haben) sind stählerne Räumboote heute überholt. Die US-Marine hat daher 86 vollhölzerne, nichtmagnetische Minensuchboote von 50 Meter Länge auf Kiel gelegt, dazu 176 kleinere.

Zwischen den Holzschiffen von heute und denen von einst bestehen jedoch wesentliche Unterschiede. Zur Zeit der alten Segelschiffe mußte das Bauholz erst einmal fünf Jahre lagern. Heute trocknet man das Holz chemisch — in etwa fünf Tagen. Das traditionelle Schiffbauholz war Traubeneiche. Da jedoch heutzutage von 200 Traubeneichen nur eine die Maße und die Qualität besitzt, die sich zu Schiffsspanten biegen läßt, reicht der Anfall bei weitem nicht aus. Die Holzpreß- und -schichtverfahren machen es möglich, aus den Abfällen reichlich vorhandener Holzsorten Balken, Planken und Spanten anzufertigen. Von den Schiffsrümpfen daraus verspricht man sich eine Lebensdauer von dreißig Jahren, gegenüber den sieben bis zehn Jahren der hölzernen Schiffsrümpfe des zweiten Weltkriegs: der erste wesentliche Fortschritt im Holzschiffbau seit zwei Jahrtausenden.

Für die Decks der Flugzeugträger nimmt man heute als Bodenbelag allgemein „Holzlegierungen", da sie sich bei Bränden wesentlich besser bewähren als Stahl. Vom Flugdeck bis zum Konzertflügel oder dem Schläger eines Golfweltmeisters ist ein weiter Schritt — doch auch sie sind aus Holzwerkstoff!

Selbst Metall und Holz verleimt man miteinander, wie bei der „Sandwich"-Konstruktion des schnellen F-7U-Düsenjägers der amerikanischen Marine, der eine Außenhaut aus Aluminium-Deckschichten über einem Kern aus Balsaholz hat. Wirtschaftlich in der Herstellung, ist dieses Material zugleich leicht, fest und dauerhaft, isoliert gut und kann gegen Fäulnis wie gegen Schädlinge imprägniert und in hohem Maße feuersicher gemacht werden.

Im Hausbau werden Schichtplatten aus Sperrholzdecken mit einer Wabenkonstruktion aus Pappe als Mittellage verwendet. Bei einer Dicke von $7^1/_2$ Zentimeter haben sie mindestens die zehnfache Tragkraft einer normalen Tischlerplatte. So

scheinen sie denn auch eine große Zukunft besonders als tragende Bauteile zu haben, und nicht nur als Wandverkleidung und Innenausstattung. Trotz der Vorherrschaft von Beton und Stahl erscheint es nicht ausgeschlossen, daß das Haus von morgen Fußböden, Wände und Decken aus diesem Wunderwerkstoff haben wird.

Ein weiteres Holzabfallprodukt ist Papreg, das vom *Forest Products Laboratory* entwickelt wurde. Es wird aus Weichholzfaserbrei gepreßt und ist praktisch ein Papierwerkstoff, der nur halb soviel wiegt wie Aluminium, dessen Elastizität jedoch derjenigen bestimmter Aluminiumlegierungen gleichkommt.

Papreg, das heute von einem Dutzend Konzernen hergestellt wird, ist so fest, daß man ihm am besten mit Metallbearbeitungswerkzeugen zu Leibe geht. Es wird in großem Umfang zu Luftschrauben, Flugzeugsitzen, Geschützkuppeln und -schutzschilden verarbeitet und dient sogar als Bodenbelag für riesige Transportflugzeuge. Einige seiner zivilen Verwendungsmöglichkeiten sind Radio- und Kühlschrankgehäuse, Ventilatorenflügel und federleichte Möbel.

Novoply ist eine neuartige Holzverbundplatte für den Innenausbau, die sich weder verzieht noch verformt. Dieses „Holzmosaik", wie es auch genannt wird, besteht völlig aus Spänen und Abfällen und braucht weder gestrichen noch gebeizt zu werden. Bei einer Dicke von zwei Zentimeter hält es Belastungen bis zu 175 Kilo je Quadratzentimeter aus und isoliert wesentlich besser als Douglastannenholz.

Eine frohe Botschaft für den Hausvater bedeutet Plankweld, die neueste Sperrholzart. Diese vorfabrizierte „geschweißte" Wandplatte gibt es in den verschiedensten Ausführungen, und jeder, der eine gerade Linie sägen und einen Nagel einschlagen kann, vermag sie selbst anzubringen. Man kann sie auf Zimmerdecken aufnageln oder auf die Wände über die alte Tapete, kann schadhaften Verputz oder häßliche kahle Pfosten damit verdecken.

Die chemische Behandlung des Holzes, die es vor Schädlingen, vor Verrottung und Feuer, vor dem Schwinden und Quellen schützt, ermöglicht vielfach erst seine Verwendung. Ein Besprühen mit einem neuen, billigen Konservierungsmittel kann zum Beispiel die Lebensdauer von Eisenbahnschwellen um sechs Jahre verlängern, für deren Ergänzung die amerikanischen Bahnen jährlich 250 Millionen Dollar ausgeben (gleichwertigen Ersatz für die hölzerne Schwelle hat man bisher noch nicht gefunden).

Und eine letzte „Sensationsmeldung" im Zeitalter des Automobils: Hufeisen macht man neuerdings — unter Zusatz eines überaus festen Zementbindemittels — aus einer imprägnierten Papierholzmasse.

Im Norden und Süden, im Osten und Mittelwesten der USA haben die Tornados einen furchtbaren Tribut gefordert

Woher kommen die vielen Wirbelstürme?

Von
Robert Strother

NOCH EHE es sechs Monate alt war, hatte sich das Jahr 1953 schon als schlimmes Tornadojahr in die Katastrophenchronik Amerikas eingetragen. Die trübe Frühjahrsatmosphäre schien die tosenden Wirbelschläuche wie Schlangen auszubrüten, und Ende Juni hatten über 250 das Land heimgesucht. Manchmal entstanden sie scheinbar aus dem Nichts, so wie es am 11. Mai in Waco in Texas der Fall war.

Um 16.45 Uhr goß es an jenem Nachmittag in Strömen. Die Angestellten in den Büros fragten sich besorgt, wie sie wohl nach Hause kämen, als urplötzlich ein heftiger Tornado über das Geschäftsviertel herfiel — ohne warnende Vorboten: das übliche Heulen und Tosen hatte der prasselnde Regen gedämpft. Das erste Anzeichen der Heimsuchung waren einstürzende Häuser, deren Trümmer in tödlichem Hagel durch die Luft wirbelten.

Sechzig Sekunden nach dem Hereinbrechen des Orkans waren 113 Menschen tot, Hunderte verletzt, und auf 400 Meter Spurbreite und acht Kilometer Länge lagen die Gebäude in Trümmern. Der Schaden wurde auf 50 Millionen Dollar geschätzt.

Die zweite größere Tornadokatastrophe des Jahres ereignete sich einen Monat später. Am 8. Juni abends um 18.15 war William Davis in der Nähe der Staatsgrenze zwischen Michigan und Ohio mit seinem Wagen unterwegs und beobachtete, wie sich einen Kilometer entfernt eine Windhose bildete. „Der Wirbelschlauch hatte etwa 60 Meter Durchmesser, doch die drohende schwarze Wolkenmasse darüber war mindestens 1500 Meter breit", erzählte er später.

Als der grauschwarze Drache aus wirbelnder Luft schwankend näher kam, verließ Davis seinen Wagen und veranlaßte auch andere Autofahrer, auszusteigen und in nahegelegenen Gräben Deckung zu suchen. Der Rüsselschlauch des Ungeheuers stieß nach unten, um zum erstenmal zuzubeißen, knabberte an einem Lastzug, schleuderte ihn wütend zwanzig Meter weit weg. Und dann begann der Tornado sein grausames Vernichtungswerk, dem Häuser und Menschen zum Opfer fielen.

Als er nördlich von Detroit durch Flint raste, war es, als ob ein riesiger Rasenmäher eine Spurbreite von 150 Meter ausmähte, Häuser wegfräsend und sie als Schutt und Trümmer wieder auswerfend. Nachdem er sich hindurchgefressen hatte, waren 111 Menschen tot — verstreut in einer unwirklichen Welt.

Die Bäume, die noch standen, zitterten immer noch; sie waren völlig kahl, ihre Äste weggebrochen und -gesplittert: nur die nackten Gerippe waren übrig. Kleidungsstücke, Küchenmöbel und Autotrümmer hingen darin — ein grotesker Anblick. Hier war eine Limousine wie zerknittertes Papier um die Reste eines Baumes gepreßt. Dort lagen 30 Zentimeter starke Stahlträger, herausgerissen aus einem drei Straßen entfernten Schulgebäude.

Am Morgen darauf meldete in Worcester in Massachusetts, fast 1000 Kilometer weiter östlich, die Zeitung *Telegram*: „Tornado in Ohio in Michigan fordert 80 Todesopfer. Wandert Richtung Buffalo. Sturmwarnung."

Für einen Junimorgen war es ungewöhnlich warm und schwül in Worcester. Gegen 10 Uhr zogen die meisten Männer ihre Jacken aus, und alles stöhnte über die „Bullenhitze". Ein paar schüttelten zwar bedauernd den Kopf über die Katastrophe in Michigan, aber sie taten es im Gefühl der eigenen Sicherheit: „So etwas passiert ja bei uns in Massachusetts nicht."

Doch am Nachmittag gab der Wetterdienst folgende Warnung durch: „Auf dunkle Wolkenbildungen achten. Tornadogefahr."

Bald danach kamen zwei große

schwarze Wolken am Himmel herangejagt, und ein mahlendes Tosen war zu hören, wurde lauter und lauter. Wieder wurden Wohn- und Geschäftshäuser in Trümmer gelegt — begruben die Menschen darin unter sich. Es war wie ein Erdbeben. Als alles vorüber war, zählte man 90 Tote, 1200 Verletzte und 10 000 Obdachlose. Wer davongekommen war, hatte seine Geschichte zu erzählen. „Meine Frau", berichtete ein Mann, „machte die Tür auf, um den Hund reinzurufen. Und das war das letzte, was wir von ihr gesehen haben — einfach hochgewirbelt in die Luft und verschwunden."

Harold J. Ljungberg saß in der Küche, als der Tornado losbrach. Die Pantoffel wurden ihm von den Füßen gerissen, der Kühlschrank segelte über seinen Kopf hinweg und durch die Hintertür nach draußen. Ljungberg konnte sich gerade noch rechtzeitig ducken. Dann wurde die eine Seite des Hauses wegrasiert. Das war das letzte, woran er sich erinnerte. Als er aufwachte, lag er — 15 Meter von seinem Haus entfernt — unter einem eisernen Tisch, der die Trümmer ringsherum von ihm abgehalten hatte.

„Es war, als würde man in einen riesigen Staubsauger hineingesaugt", sagte er.

Nach den verheerenden Katastrophen in Waco, Flint und Worcester fragte man sich in ganz Amerika: woher kommen die vielen Wirbelstürme? Haben die 1953 in Nevada explodierten Atombomben das Wetter in so bösartiger Weise beeinflußt? Können radioaktive Staubpartikel in der Luft nach einer Atombombenexplosion jene Wolken „säen", die dann solche Tornadoexplosionen auslösen?

Das US-Wetteramt, zurückhaltend, aber fest, äußerte dazu, das nasse Frühjahr und die Tornadoepidemie seien reine Naturkatastrophen — ohne Mitwirkung der Atomenergie-Kommission.

„Niemand vermag natürlich ohne weiteres zu behaupten, es könne da keinerlei Beziehungen geben", sagte der Leiter des Wetteramtes in einem Interview für *U.S. News & World Report*, „doch gründliche Untersuchungen haben gezeigt, daß eine Atombombenexplosion das Wetter nur in einem Umkreis von wenigen Kilometern beeinflußt."

Auch wurde darauf hingewiesen, daß die Energieentfaltung einer Atombombe — gemessen an früheren Maßstäben der von Menschen erzeugten Energie — zwar ungeheuer erscheint, verglichen mit den Naturgewalten jedoch recht klein ist. Um die Bewegungsenergie eines einzigen Hurrikans mittlerer Stärke zu erzeugen, müßte man 1000 Atombomben in der Minute zur Detonation bringen.

Wie kommt es aber, daß in letzter Zeit gerade in den Vereinigten Staaten so viele Tornados auftreten und anderswo nicht? Das, sagt das Wetteramt, liegt an den geographischen Verhältnissen. Das Gebiet östlich der Rocky Mountains bringt mehr Tor-

nados hervor als jeder andere Landstrich der Welt. Ein Störungsfeld entsteht, wenn sich eine Schicht trockener Kaltluft über feuchtschwüle Luftmassen schiebt. Und da häufig warme, feuchte Luft im Golf von Mexiko das Mississippital hinauf nach Norden wandert und dort trockene Kaltluft von Westen über die Rocky Mountains und oben von Kanada her einströmt, ist der Mittelteil der Vereinigten Staaten eine Brutstätte für Tornados.

Niemand weiß genau, was einen solchen Wirbelsturm in Bewegung bringt. Die Luftmassen umkreisen einander — wie zwei Flugzeuge im Luftkampf — zuerst langsam und drohend, dann in immer engeren Spiralen. Plötzlich springt ein heulender Wirbel auf, und der Tornado ist im Gange. Nichts in der Welt kann ihn aufhalten.

Will Keller aus Greensburg in Kansas hatte den Mut, in den brodelnden Schlund eines Tornados zu blicken, und hatte das Glück, ihn zu überleben.

„Am Nachmittag des 22. Juni 1928 zwischen 15 und 16 Uhr", erzählt er, „beobachtete ich eine pilzförmige Wolke im Südwesten. Es herrschte jene drückende Schwüle, die fast stets einem Tornado vorausgeht. Dann sah ich, daß von der grünlichschwarzen Unterseite der Wolke drei Wirbelschläuche herabhingen. Einer bewegte sich direkt auf mein Haus zu. Ich schickte meine Familie in unseren Sturmkeller, stand noch einen Moment in der Haustür und entschloß mich, einen letzten Blick zu riskieren.

Die Wolke kam immer näher. Ich stand nur ein paar Sekunden in der Tür, aber der Anblick war so überwältigend, daß es mir wie eine Stunde erschien. Schließlich hing das große, zottige Ende des Trichterschlauchs unmittelbar über mir. Ringsum war alles totenstill. Ein starker gasiger Geruch machte sich bemerkbar — ich konnte kaum atmen. Ein kreischendes Fauchen kam vom untersten Schlauchende. Ich sah nach oben und starrte direkt in seinen Schlund.

Eine kreisförmige Öffnung war in der Mitte des Schlauchs, der einen Durchmesser von 15 bis 30 Meter hatte und sich fast einen Kilometer senkrecht hochreckte. Seine Wände bestanden aus quirlendem Gewölk, und rings um den Rand dieses großen Strudels bildeten sich dauernd kleinere Windhosen und machten sich selbständig. Von ihnen rührte das fauchende Geräusch her. Das Ganze war erhellt vom ständigen Aufzucken zickzackförmiger Blitze. Nachdem der Tornado über mein Anwesen weg war, stieß er wieder nach unten und zerstörte Haus und Scheune eines Nachbargrundstücks. Dann torkelte er weiter querfeldein . . ."

Die Wirbelwinde innerhalb eines Tornados erreichen oft Geschwindigkeiten von 800 Kilometer in der Stunde und hinterlassen einen langen Streifen furchtbarer Verwüstung, die geradezu übernatürlich erscheint.

Grashalme werden in Zaunpfähle hineingepreßt, Strohhalme bis zu drei Zentimeter tief in Baumstämme hineingetrieben. Der mächtige Sog des riesigen Trichterschlauchs läßt Holzhäuser wie Bomben explodieren, reißt Hühnern sämtliche Federn aus und schlürft mit einem Zug das Wasser aus tiefen Brunnen.

Die Air-Force-Meteorologen, die Methoden zur Vorhersage von Tornados ausarbeiten, erinnern sich noch lebhaft an die ersten Septembertage 1952, als ein Wirbelsturm den Luftstützpunkt Carswell bei Fort Worth in Texas verwüstete. Draußen auf dem Rollfeld und vor den Hallen standen 107 interkontinentale Riesenbomber vom Typ B 36 — damals Amerikas stärkste Sicherung gegen einen feindlichen Überfall. Der Tornado zerfetzte einen Bomber im Wert von dreieinhalb Millionen Dollar zu Schrott und richtete an den anderen einen Schaden von insgesamt 44,5 Millionen an. In wenigen Sekunden war der ganze Verband außer Gefecht gesetzt.

Inzwischen ist südlich und westlich von 26 wichtigen militärischen Einrichtungen ein Netz von Tornado-Warnstationen geschaffen worden. Ihre Warnungen haben es ermöglicht, Flugzeuge rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, und sie haben schon sehr viele Menschenleben gerettet.

Doch trotz diesen Vorsichtsmaßnahmen, muß jeder im Tornadogebiet noch oft genug rasch in seinen Sturmkeller springen, um sein Leben zu retten. Nach Snowden D. Flora, dem Verfasser von *Tornados in the United States*, ist nächst dem Schutzkeller „das Grundmauerwerk eines Holzhauses am sichersten. Wenn ein solcher Wirbelsturm aus Südwesten kommt, wie es meist der Fall ist, drücken Sie sich dicht an die Südwest-Kellerwand. Der rasende Orkan wird entweder Haus und Trümmer ganz mit sich reißen oder sie auf der dem Sturm abgewandten Seite des Kellers niederprasseln lassen."

Dieser Rat gilt *nicht* für Ziegel- oder Steinhäuser. Hat man einen Tornado in einem Ziegelhaus zu überstehen, kann man nur eines tun: sich auf den Fußboden legen, am besten im untersten Stock, und zwar unter einen Tisch oder unter ein Bett, damit man gegen herabstürzende Gegenstände geschützt ist.

Autofahrer können bei Tage einem Tornado entkommen, indem sie im rechten Winkel zur Sturmrichtung ausweichen. Nachts jedoch ist es ratsam, auszusteigen und sich in einen Graben zu legen. Das beste aber, wenn man in einen Tornado gerät, ist — eine tüchtige Portion Glück.

WANDSPRUCH im Arbeitszimmer eines Filmproduzenten: „Das Schwierige am Erfolghaben ist, daß man es jeden Tag wiedertun muß." S. S.

Ein Brief für Bobby

Aus dem Buch „Snips and Snails"

von Louise Baker

Im Gegensatz zu all den andern Jungen des Internats, an dem ich unterrichtete, bekam Bobby Lennox niemals einen Brief. Trotzdem war er immer unter den ersten, wenn die ganze Gesellschaft nachmittags die Brieffächer stürmte, und seine Augen hingen wie gebannt an seinem Fach, bis der letzte Brief verteilt war.

Nicht, daß seine Familie ihn vergessen hätte! Schul- und Taschengeld trafen stets pünktlich ein. Im Juni schon kam Anweisung, ihn in ein Ferienlager zu schicken. Der Prokurist seines Vaters hatte für solche Dinge besondere Vollmachten. Aber weder sein Vater noch seine Mutter schrieben ihm. Mir wurde erst alles klar, als Bobby mir anvertraute, daß seine Eltern in Scheidung lebten.

Bobby aber wartete weiter auf Post.

Ich sprach mehrmals über den Fall mit Joe Hargrove, einem Kollegen, und er meinte: „Der Junge wird einen Knacks bekommen, wenn er nicht bald einmal einen Brief erhält."

Eines Tages tat Larry, Bobbys bester Freund, zum ersten Mal etwas, woraus Bobby dann eine regelrechte Gewohnheit machte. Larry kam aus einer warmherzigen, glücklichen Familie. Sowohl seine Eltern wie seine Geschwister schrieben ihm ein paarmal in der Woche. Als Larry einmal Bobbys sehnsüchtigen Blick auf den Briefstoß in seiner Hand bemerkte, sagte er impulsiv: „Komm mit auf mein Zimmer, Bob, ich werde dir Muttis Brief vorlesen." Und dann sah ich sie zusammen auf Larrys Bett hocken, und Larry gab ausführliche Erläuterungen zu dem, was er vorlas.

Am nächsten Nachmittag war Bobby wieder unter den ersten im Postzimmer. Diesmal aber sah ich, daß sein Augenmerk nicht nur seinem eigenen, sondern ebenso Larrys Fach galt. „Hast du wieder einen Brief von deiner Mutter?" fragte er.

„Nein, Bob — von meiner Schwester."

„Hast *du* einen Brief von deiner Mutter?" fragte er einen anderen Jungen.

„Ja."

„Darf ich ihn auch lesen?"

„Na klar! Ich werd' ihn dir vorlesen."

Von nun an suchte sich Bob jeden Tag einen Brief aus. Die Jungen wetteiferten fast um diese Ehre. „He, Bob, willst du heute den Brief von meiner Mutter lesen?" rief bestimmt einer.

Kinder scheinen oft gefühllos und

geradezu herzlos offen zu sein, aber nicht ein einziges Mal bemerkte ich, daß einer der Jungen auch nur eine Andeutung darüber gemacht hätte, wie merkwürdig es eigentlich sei, daß Bobby niemals selbst einen Brief bekam. Trotzdem stand mir fast das Herz still, als ich eines Tages hörte, wie Bobby Larry fragte: „Haben *wir* einen Brief bekommen?"

Der Himmel segne alle kleinen Buben und belohne sie mit Eiswaffeln, Fußbällen und Buschmessern! Denn Larry gab lächelnd und ohne zu zögern zurück: „Ja, wir haben einen."

Es war diese völlige Gleichsetzung mit Larry, die Joe Hargrove endgültig bestimmte, in Bobbys Sache etwas zu unternehmen. Zu dieser Zeit stand meine Meinung über Bobbys Mutter fest, aber Hargrove, der sie einige Male gesehen hatte, kam zu dem Schluß, daß der Weg nur über sie gehen könne. Eines Tages brachte er mir sechs maschinegeschriebene Briefe und sechs fertig adressierte und frankierte Briefumschläge. „Sehen Sie, die schicke ich jetzt an Frau Lennox, und sie hat nichts anderes zu tun, als ‚Mama' darunterzuschreiben und jede Woche einen in den Briefkasten zu stecken."

Ich sah mir die Briefe an. Sie waren genau das richtige.

Einige Tage später hielt Bobby wieder auf seinem gewohnten Posten Wache. Sein eigenes Fach beachtete er gar nicht mehr. Plötzlich rief der Junge, der die Post verteilte, laut aus: „Bobby! Du hast einen Brief! Du hast einen Brief!"

Langsam streckte Bobby seine Hände aus, wie ein anbetender Cherub. Der Junge legte den Brief hinein.

„Mein Name steht drauf!" sagte er ungläubig. Dann schrie er plötzlich auf. „Ich hab' selber einen bekommen! Ich habe einen Brief bekommen! He — möchte einer meinen Brief lesen?"

„Ja — ja — lies ihn vor, Bobby — Lies ihn vor!" antwortete der ganze Chor. Tim hob ihn auf den Tisch vor der Postausgabe und legte den Rest der Briefe beiseite. Alle versammelten sich um ihn.

„Mein lieber Junge", begann er langsam. „Ich kann es nicht so rasch entziffern", entschuldigte er sich.

„Schon recht, Bob, lies nur ganz langsam. Das ist viel besser, dann kriegen wir auch jedes Wort mit!" sagte Larry.

So las Bobby seinen Brief ganz langsam — einen so lieben Brief, wie ihn eben nur eine Mutter ihrem kleinen Jungen schreiben kann.

Im Juni, kurz vor den Sommerferien, lernte ich Bobbys Mutter dann persönlich kennen. Ich hätte meinen Augen wohl kaum getraut, als ich sie hier sah, wenn sie nicht — Wunder über Wunder —, nachdem sie alle von Joe Hargrove vorbereiteten Briefe abgeschickt hatte, selbst zu schreiben angefangen hätte. Bobby hatte mir den Brief gezeigt, der ihre Ankunft ankündigte. Nach der Schlußfeier suchte sie mich auf. „Waren die Briefe so richtig?" fragte sie besorgt.

„Sie waren wunderbar", versicherte ich ihr.

„Es wäre schön, wenn Sie mir ein bißchen mehr über Bobby erzählen könnten", fuhr sie zögernd fort. „Denn, wissen Sie, mein Mann und ich haben wieder zusammengefunden, und wir wollen Bobby diesen Sommer bei uns zu Hause behalten und —"

„Ich will Ihnen alles, was ich nur irgend über Bobby weiß, erzählen", antwortete ich.

Ich habe nie etwas freudiger getan.

WARUM HILFT EUROPA SICH NICHT SELBST?

Aus der Wochenschrift Newsweek

von Henry Hazlitt

DIE AMERIKANISCHE REGIERUNG rechnet im laufenden Finanzjahr mit einem Fehlbetrag von 6,6 Milliarden Dollar. Obgleich sie anscheinend noch nicht weiß, wie sie dieses Loch stopfen soll, plant sie bereits, anderen Staaten 6,5 Milliarden Dollar zuzuwenden.

> ***Diese überraschenden Zahlen sollten jedermann zu denken geben***

Ursprünglich sollte die amerikanische Auslandshilfe vor allem der Wirtschaft dienen; heute wird sie vornehmlich zum Zwecke der Verteidigung gegeben. Der Kongreß hält mit einer Kritik an diesen Ausgaben zurück, weil er sie für eine in erster Linie „militärische" Angelegenheit hält. In Wirklichkeit handelt es sich hier aber nach wie vor um eine Frage wirtschaftlicher Art, nämlich um die Annahme, daß Europa nicht in der Lage sei, aus eigener Kraft die Kosten seiner Verteidigung aufzubringen.

Die Vereinigten Staaten geben *zahlenmäßig* viermal soviel für ihre Verteidigung aus wie zehn der von ihnen unterstützten europäischen Staaten zusammen — nämlich 53,2 Milliarden Dollar gegenüber 11,8 Milliarden Dollar. Aber sie wenden auch *verhältnismäßig* weit mehr dafür auf — nämlich 15 Prozent ihres Sozialprodukts gegenüber den nur 7 Prozent jener zehn Länder*). Viele Europäer finden das recht und billig und befürworten damit ein System, das man eine internationale progressive Ein-

*) Nachstehend die Rüstungsausgaben des laufenden Finanzjahres von zehn Ländern, die von den Vereinigten Staaten unterstützt werden. Diese Ausgaben sind ausgedrückt in Prozenten (1) aller Staatsausgaben (StA) und (2) des Sozialprodukts (SP). Ein Vergleich mit den Vereinigten Staaten ergibt folgendes Bild:

Rüstungsausgaben

Land	*in % der StA*	*in % des SP*
Belgien und Luxemburg	23,6	6,3
Dänemark	24,2	3,5
Frankreich	37,6	11,2
Griechenland	39,0	8,5
Großbritannien	37,2	12,0
Italien	26,4	5,8
Niederlande	23,3	6,2
Norwegen	26,5	5,0
Portugal	35,5	5,0
Türkei	40,8	6,5
Vereinigte Staaten	71,3	15,0

kommensteuer nennen könnte. Ihre Theorie läuft darauf hinaus, daß der Mann oder Staat, der mehr erzeugt und mehr verdient, dieses Mehr eigentlich dem Mann oder Staat schuldet, der weniger erzeugt und weniger verdient.

Die Vereinigten Staaten, die die Rüstungsmittel gewähren, wenden 70 Prozent des gesamten Budgets für Verteidigungszwecke auf, während die Länder, die diese Mittel empfangen, ihrerseits nur 30 Prozent des Budgets für Verteidigungszwecke ausgeben. Man kann das auch etwas anders ausdrücken und sagen: während sich die Vereinigten Staaten damit begnügen müssen, nur 30 Prozent des Etats für andere als Verteidigungsausgaben zu verwenden, geben die europäischen Länder, die Rüstungshilfe empfangen, für solche Zwecke mit offener Hand 70 Prozent ihres Etats aus. Diese Staaten schwächen somit ihre Verteidigung zugunsten von Dingen, die unter den gegebenen Umständen als Luxus anzusehen sind: man denke nur an die Fehlbeträge ihrer verstaatlichten Industrien, an übertriebene Sozialgesetzgebung und an Zuschüsse für Industrien, die als Folge der staatlich festgesetzten Preise mit Verlust arbeiten.

Man kann dieses Mißverhältnis nicht mit Armut entschuldigen. Im Gegenteil, unsere Aufstellung zeigt, daß es ausgerechnet Griechenland und die Türkei sind, die die verhältnismäßig höchsten Beträge für Verteidigungszwecke aufwenden. In Jugoslawien belaufen sich die Rüstungskosten sogar auf 80 Prozent und in Nationalchina auf etwa 57 Prozent aller staatlichen Ausgaben. Dagegen geben die zehn Staaten unserer Liste zusammen nur den bescheidenen Betrag von 11,8 Milliarden Dollar für ihre Verteidigung aus, 22,4 Milliarden aber für andere Zwecke. Nehmen wir nun einmal an, daß die Vereinigten Staaten jährlich 4,2 Milliarden Dollar zu ihren Rüstungskosten beisteuern, so erhebt sich die Frage: warum können diese Staaten nicht ihre zivilen Ausgaben um einen entsprechenden Betrag kürzen (wobei ihnen dafür noch immer 18,2 Milliarden Dollar verbleiben würden) und das so eingesparte Geld für die Rüstung ausgeben, zumal da sie auch dann noch nicht soviel für ihre Verteidigung wie für andere Dinge ausgeben würden?

Augenscheinlich gehen die Ansichten der europäischen Regierungen und der Vereinigten Staaten über die relative Dringlichkeit der nationalen Verteidigung und der Sozialpolitik auseinander. Die Europäer mögen darin recht haben, daß ein russischer Angriff auf Europa weniger wahrscheinlich ist, als die meisten Amerikaner glauben; solange sie aber nur 30 Prozent des Steueraufkommens für ihre Verteidigung verwenden und 70 Prozent für Zwecke, die ihnen wichtiger erscheinen — solange werden die Opfer der amerikanischen Steuerzahler für die gemeinsame Verteidigung in keinem Verhältnis zu dem erzielten Erfolg stehen.

Die Kunst, Komplimente zu machen

Von J. Donald Adams

Wer sich darauf versteht, zur rechten Zeit ein passendes Kompliment zu machen, wird am ehesten Reibungen im Umgang mit seinen Mitmenschen vermeiden. Ein aufrichtig gemeintes Lob stärkt die Selbstachtung des andern und zugleich unsere eigene — was auch nicht zu verachten ist!

Ein Kompliment, das uns wirklich erfreut hat, bleibt uns unvergeßlich, und auch den Menschen, von dem es kam, werden wir in freundlicher Erinnerung behalten. Aber häufig wird ein gutgemeintes Lob ganz unnötig durch die ungeschickte Art abgeschwächt, in der es vorgebracht wird. Jeder kennt wohl das peinliche Gefühl, mit einer anerkennenden Bemerkung „nicht angekommen" zu sein, weil sie nicht zur rechten Zeit gemacht wurde oder weil man sie nicht in die rechten Worte zu kleiden wußte. Ein Kompliment bedarf, wenn es ins Schwarze treffen soll, der Überlegung und einer gewissen Übung.

Ein wohlgelungenes Kompliment machte einmal die Schauspielerin Judith Anderson dem großen Dirigenten Toscanini nach einem Konzert.

„Sie hat nichts davon gesagt, daß ich gut dirigiert hätte", sagte der Maestro. „Das wußte ich ohnehin. Nein, sie hat mir ein Kompliment über mein gutes Aussehen gemacht." Es liegt in der menschlichen Natur, sich besonders über die Anerkennung einer weniger ins Auge fallenden Eigenschaft zu freuen. Wer eine verborgene Seite unseres Wesens lobend hervorhebt, erwirbt sich für immer unsere Sympathie.

Wir alle sind stolz auf unsere individuellen Züge. Daher ist es eine grobe Täuschung, zu glauben, man tue dem anderen einen Gefallen, wenn man ihm sagt, er sehe einem gewissen Herrn Soundso zum Verwechseln ähnlich — auch wenn besagter Herr Soundso ein beliebter Filmstar ist. Ich habe immer wieder festgestellt, daß es jeden Menschen unangenehm berührt, als Double von jemand anders betrachtet zu werden.

Am wirkungsvollsten sind die Komplimente, die in uns das Be-

wußtsein unserer Individualität stärken. Einer Dame, deren Schlankheit fast an Magerkeit grenzte, wurde einmal im Strandbad von einem Bekannten gesagt: „Bei Ihnen kann von einem Bauch wahrhaftig nicht die Rede sein!" Nachdem sie sich vom ersten Schreck erholt hatte, war sie über diese unverblümte Anerkennung ihrer guten Figur hocherfreut.

Besonders befriedigend sind die doppelten oder übermittelten Komplimente, das heißt diejenigen, die uns von einem Dritten wiedererzählt werden. Kürzlich erhielt ich von befreundeter Seite einen Brief, dem das Schreiben eines auf seinem Gebiet bedeutenden Mannes beigefügt war. Der Schreiber äußerte sich anerkennend über einen Artikel von mir, und seine freundlichen Worte gaben mir erheblichen Auftrieb. Durch den Umweg über meinen Freund wirkten sie viel stärker, als wenn sie direkt an mich gelangt wären — das Kompliment hatte sich gleichsam verdoppelt.

Ein spontanes Kompliment kann tief zu Herzen gehen, aber es ist auch am seltensten, weil es ganz und gar auf der Eingebung des Augenblicks beruht. Die Schriftstellerin Margery Wilson berichtet ein hübsches Beispiel dafür: sie hatte eine Zeitlang einen Butler, der sich für Bildhauerei interessierte und vor allem für den Bildhauer Gutzon Borglum schwärmte, den Schöpfer der monumentalen Porträts von Washington, Jefferson, Lincoln und Theodore Roosevelt an einer Felswand der Black Hills von Süddakota. Als der Meister einmal bei Margery Wilson zu Besuch war, schüttete der Butler vor lauter Aufregung ein Glas Wein über den Anzug des Gastes. Untröstlich über seine Ungeschicklichkeit, versuchte er die Flecken mit einer Serviette wieder zu entfernen und stammelte entschuldigend: „Bei einem weniger bedeutenden Mann wäre mir das nicht passiert!"

Borglum beruhigte seinen verwirrten Verehrer mit den Worten: „Damit haben Sie mir das schönste Kompliment meines Lebens gemacht!"

Unter den vielen Formen von Komplimenten gibt es eine, die dem Empfänger ganz besonders wohltut. Welch freudige Überraschung ist es, wenn ein anderer sich auf einen Ausspruch besinnt, den man vor langer Zeit getan hat, ohne zu ahnen, daß er einen bleibenden Eindruck hinterlassen würde. Daß jener andere unsere Worte getreulich bewahrt hat, um sie zu gegebener Zeit wieder anzubringen, ist ein Erlebnis, das oft zur Festigung unseres zuzeiten labilen Selbstbewußtseins beiträgt.

Einmal sprach ich mit einem Freund über eine geplante Reise, zu der ich mich nicht recht entschließen konnte, weil ich zuviel Zeit und Geld in sie investieren mußte. Da sagte mein Freund: „Man kann Zeit und Geld nicht besser investieren als in schönen Erinnerungen." Es war nur eine beiläufige Bemerkung, aber sie

gab den Ausschlag: ich begab mich auf die Reise. Als ich meinen Freund, der unser Gespräch völlig vergessen hatte, später daran erinnerte, fühlte er sich in seinem Selbstbewußtsein angenehm gestärkt, weil seine Bemerkung mich so entscheidend beeinflußt hatte.

Komplimente in scherzhafter Form können ebenso wirksam sein wie ernsthafte. Sie haben zudem den Vorteil, den Empfänger nicht zu einer abschwächenden Erwiderung zu verpflichten. Er ist in der glücklichen Lage, in das allgemeine Gelächter einstimmen und trotzdem die Huldigung für sich buchen zu können.

Eine derartige Bemerkung hörte ich vor kurzem zufällig in einem Restaurant: am Nebentisch saßen einige Geschäftsleute, die gerade mit dem Essen fertig waren. Einer der Herren sagte zu einem andern: „Harry, du bist doch das reinste Elektronenhirn. Sieh bitte mal nach, ob die Rechnung stimmt — bist doch ein geborener Rechenkünstler!" Das war offensichtlich als Kompliment gemeint, und der ganze Kreis lachte beifällig.

Wer geschickte Komplimente machen will, der vergesse nie, ob er einen Mann oder eine Frau vor sich hat! Fast alle Männer fühlen sich etwas peinlich berührt, wenn man einzelne Züge ihrer äußeren Erscheinung lobend erwähnt. Komplimente über Augen oder Teint werden besser nur an die dafür empfänglichere Weiblichkeit gerichtet. Während sich die Männer durch die Anerkennung eines guten Körperbaus oder kräftiger Muskeln geschmeichelt fühlen, hören die Frauen bekanntlich lieber etwas über ihr Aussehen und ihr Einfühlungsvermögen, ihre Intelligenz und ihr Verständnis für andere.

Ein übertriebenes Kompliment wird zur Schmeichelei, die fast jeder als Geschmacklosigkeit empfindet — abgesehen von jener Minderheit eitler Tröpfe, denen auch das widerlichste Süßholzraspeln wie Honig eingeht. Wer über ein gewisses Maß an Selbstkritik verfügt, spürt sofort das Zuviel eines Lobes und empfindet es als genau so peinlich wie Tadel.

In Gesellschaft kommt es zuweilen vor, daß einer der Anwesenden sich im Eifer des Gefechts zu einer übertriebenen Huldigung hinreißen läßt. Wenn er seine Lobeshymne beendet hat, tritt gewöhnlich verlegenes Schweigen ein, und der Unselige, der so in den Himmel gehoben worden ist, kann nicht umhin, die Gesprächspause mit einer ebenso heftigen Abwehr auszufüllen.

Ein beiläufig eingeflochtenes Kompliment, bei dem der Faden des allgemeinen Gesprächs nicht abreißt, ist für den Empfänger angenehmer, als wenn er die allgemeine Aufmerksamkeit wie einen Scheinwerfer auf sich gerichtet fühlt. Schon eine schlichte Frage kann ein freundliches Kompliment sein. Wenn man, statt den Garten eines Bekannten direkt zu bewundern, seinen gärtnerischen Rat einholt, schlägt man mehrere Fliegen mit einer Klappe: man bringt die Bewunderung der

gärtnerischen Fähigkeiten des Gastgebers zum Ausdruck und gibt ihm das Gefühl, etwas Besonderes zu können; man erspart ihm das Kopfzerbrechen über eine Beantwortung des Kompliments und gibt ihm die Möglichkeit, als erfahrener Mann einen Rat zu erteilen. Darüber hinaus wird er das Gefühl haben, daß man selber Urteilskraft besitzt.

Erfolgreichen Menschen, die mit persönlichen Ehrungen überhäuft werden, etwas Anerkennendes oder Bewunderndes zu sagen, ist oft recht schwer. Wir wissen, daß sie bis zum Überdruß immer wieder das gleiche zu hören bekommen und mechanisch das gleiche antworten müssen. In solchen Fällen ist das indirekte Kompliment ein guter Ausweg: indem wir einem mit Erfolg übersättigten Menschen ein paar anerkennende Worte über seine Kinder oder sein Haus, über seinen Garten oder ein Bild in seinem Wohnzimmer sagen, geben wir ihm zu verstehen, daß wir seinen Geschmack und seine Vorlieben teilen. Ein direkt an ihn gerichtetes Kompliment könnte er für unaufrichtig halten, während er ein Lob von Menschen und Dingen, die er liebt, kaum bezweifeln wird.

Wohl das gelungenste indirekte Kompliment, das mir je vorgekommen ist, waren die Worte, mit denen einer meiner Freunde seine Frau an ihrem Hochzeitstag begrüßte: „Ich liebe dich nicht nur, weil du so bist, wie du bist, sondern auch wegen dessen, was du aus mir machst." Diese Worte beglückten sie mehr als das schönste Geschenk.

Komplimente ebnen die Wege von Mensch zu Mensch. Sie können uns über die nicht ausbleibenden Stunden der Unzufriedenheit mit uns selbst hinweghelfen und uns zu neuen Leistungen anspornen. „Anerkennende Worte", sagt ein amerikanischer Philosoph, „sind die machtvollsten Helfer des guten Willens auf Erden."

» » « «

Praktische Psychologie

Eine Frau suchte bei einem Psychologen Rat. Sie hasse ihren Mann, gestand sie, und wolle sich von ihm scheiden lassen. „Aber so, daß ich ihm dabei recht weh tue!" fügte sie hinzu.

„Wenn es so steht", meinte der Psychologe, „dann sollten Sie ihn zunächst mit Freundlichkeiten überschütten. Und wenn Sie ihm dann völlig unentbehrlich geworden sind — wenn er glaubt, Sie liebten ihn von ganzem Herzen, dann leiten Sie die Scheidung ein. So können Sie ihm am meisten weh tun."

Einige Monate darauf kam die Frau wieder und berichtete, sie habe seinen Rat befolgt. „Sehr gut", sagte der Psychologe. „Dann ist es jetzt Zeit, die Scheidung einzuleiten."

„Scheidung?" rief die Frau empört. „Niemals! Ich liebe ihn doch."

T. R.

Der märchenhafte Reichtum der jungen Republik Indonesien erregt Rußlands Habgier. Unmittelbarer aber ist die Gefahr, die ihr im Innern durch Banditen, Hochverräter und — die Trägheit ihrer Bewohner droht

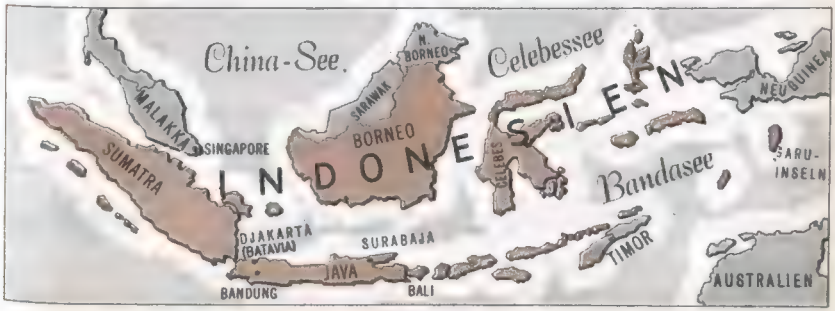
Sorgenkind Indonesien

Aus der Wochenschrift The Saturday Evening Post

von Robert Sherrod

INDONESIEN besteht aus den dreitausend Inseln, die früher den Holländern gehörten und Niederländisch-Indien genannt wurden; heutzutage ist es eins der wichtigsten Staatswesen der Welt. Mit seinen 80 Millionen Menschen — soviel wie Indochina, Siam, die Philippinen und Formosa zusammen — ist es der Bevölkerungszahl nach der sechstgrößte Staat der Erde und besitzt überaus reiche Rohstoffvorkommen auf unserem schon so ausgebeuteten Planeten. Vor vier Jahren errang Indonesien seine politische Unabhängigkeit, aber noch immer leidet das Land schwer unter Unruhen und Aufruhr.

Auf etwa ein Sechstel des Gebietes hat die Regierung keinen Einfluß, da dort Banditen und Partisanen, religiöse Fanatiker und Deserteure die Oberhand haben. Am schlimmsten sind die regierungsfeindlichen Rebellen auf Java, dieser tropisch üppigen Insel, die 50 Millionen Bewohner und bei etwa der Größe der Tschechoslowakei eine Bevölkerungsdichte von 400 Einwohnern pro Quadratkilometer hat. Hier hat vor zwei Jahren ein Bataillon der Armee gemeutert und sich einer Volksbewegung angeschlossen, die sich Djarul Islam — Land des Islams — nennt und für Indonesien ein theokratisches



Moslemregime nach dem Muster von Pakistan fordert (90 Prozent aller Indonesier sind Mohammedaner). Gegenwärtig besteht Djarul Islam aus 5000 Banditen — den *grajaks* — und beherrscht ein 2600 Quadratkilometer großes Gebiet nahe der bedeutenden Stadt Bandung.

Diese Banditen treiben es so arg, daß fast kein Tag vergeht, ohne daß jemand umgebracht wird. Jüngst überfielen sie am Dienstag einen Omnibus, raubten alle Passagiere aus und folterten einen auf Urlaub fahrenden Soldaten. Am Mittwoch ermordeten sie sechs Dorfbewohner und zündeten 113 Häuser an. Am Donnerstag brachten sie einen Zug zum Entgleisen und äscherten 84 Häuser ein. Vierzig Bataillone Regierungstruppen sind bisher vergeblich gegen diese „religiösen" Banditen eingesetzt worden, die im westlichen Java schon an die zweitausend Morde begangen haben.

Das ist aber nur die eine Seite des beunruhigenden Bildes. Was steckt dahinter?

Über dreihundert Jahre lang haben sich die Holländer mit Fleiß und Sorgfalt bemüht, diese Perlenschnur um den Äquator, die sich 4500 Kilometer weit, von Sumatra im Westen bis zu der Australien benachbarten Gruppe der Aru-Inseln hinzieht, systematisch zu kultivieren. Der Boden ist fast überall unglaublich fruchtbar, und vor dem zweiten Weltkrieg trug Niederländisch-Indien ein volles Sechstel zum Gesamteinkommen der Niederlande bei. Es erzeugte etwa 40 Prozent alles Gummis auf der Welt und drei Prozent des Öls — genug, es den Japanern äußerst begehrenswert zu machen. Die Inseln lieferten ferner ein Viertel der Weltproduktion an Zinn, ein Fünftel des Tees und beinahe alles Chinin und allen Pfeffer. Trotz der schwindelerregenden Bevölkerungszunahme — allein auf Java stieg die Einwohnerzahl von 10 Millionen im Jahre 1870 auf 48 Millionen im Jahre 1940 — gab es für jedermann genug zu essen.

Aber in ihrem Bemühen, den aufkommenden Nationalismus zu unterdrücken, gingen die Holländer allzu drakonisch vor. Jeder Eingeborene, der es wagte, den Mund aufzumachen und zu sagen, ein voller Bauch allein sei nicht das Höchste auf Erden, wurde sofort zum Schweigen gebracht oder eingesperrt. Andersdenkende wurden in Dschungelgefängnisse geworfen. Und Lesen und Schreiben wurde beschämenderweise nur einem Zehntel der Bevölkerung beigebracht.

Trotzdem wurde Indonesien — durch Zufall — zu einer unabhängigen Nation. Nach der Besetzung Hollands durch die Deutschen im Jahre 1940 blieb Niederländisch-Indien — mit 200 000 weißen Holländern und eurasischen Mischlingen sowie 65 Millionen Eingeborenen — weiter ein autonomes Staatswesen. Dann kamen Anfang 1942 die Japaner. Die Indonesier hießen ihre asiatischen Brüder mit Freuden willkommen, und die Führer des auf-

keimenden Nationalismus kehrten aus dem Exil zurück: der einundvierzigjährige Ingenieur Achmed Sukarno; klein von Statur und immer lächelnd Dr. Sutan Schahrir, ein Adliger aus Sumatra, der fast ein Drittel seiner dreiunddreißig Lebensjahre im Gefängnis zugebracht hatte; Mohammed Hatta, der in Holland Volkswirtschaft studiert hatte; und, mit der Bibel in der Hand, Amir Scharifuddin, ein hochbegabter Vertreter des Christentums.

Diese vier Männer waren sehr verschieden; nur eins verband sie: der Wille, Indonesien unabhängig von den Holländern zu machen. Sukarno war zwar keineswegs der Begabteste von ihnen; aber er hatte das Zeug zum Führer in sich. Er verstand es, die Gefühle der Indonesier gegen die Holländer aufzupeitschen — ganz zu schweigen von anderen Weißen. „Wir werden", rief er einmal in einer Ansprache noch während des Krieges, „die amerikanischen Geschäftemacher aus dem Lande jagen, und die Engländer werden wir zerschmettern!"

Dr. Hubertus van Mook, der frühere amtierende Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, der sich während des Krieges in Australien aufhielt, bemerkte dazu: „Ihren eigenen Ideen und Hirngespinsten überlassen, schmiedeten die Indonesier Pläne und bauten Luftschlösser. Und die Japaner sorgten dafür, daß diese Träume stets auf das gleiche Ziel gerichtet blieben." In Wirklichkeit träumten die Holländer selber auch — nämlich von der guten alten Zeit. Als sie dann aber bei Kriegsende nach Niederländisch-Indien zurückkehrten, erlebten sie ihr blaues Wunder.

Zwei Tage nach der Kapitulation der Japaner erklärten Sukarno und Hatta in einer Proklamation die Unabhängigkeit Indonesiens. Sie entfalteten ihre rot-weiße Freiheitsfahne, ließen überall eine aufwühlende neue Nationalhymne singen und verkündeten eine Verfassung nach dem Muster der westlichen Demokratien. Sukarno ernannte sich selber zum Präsidenten der Indonesischen Republik. Hatta wurde Vizepräsident. Als die 155 000 Mann japanischer Truppen — da niemand da war, dem sie sich hätten ergeben können — sich selbst in einigen kühlen Gebirgskurorten auf Java und Sumatra internierten, bemächtigten sich jugendliche Revolutionäre ihrer Waffen; sie dürsteten nach dem Blut des ersten Holländers, der Java wieder zu betreten wagte. Unerwartet erhielt die Unabhängigkeitsbewegung eine *de facto*-Anerkennung, als der englische General Sir Philip Christison bei seiner Abfahrt nach Java öffentlich erklärte, seine geringe Truppenmacht rechne mit der verständnisvollen Mitarbeit der „indonesischen Behörden". Die Holländer waren wütend, konnten aber nichts machen.

Nach dem Kriege ereigneten sich in Java zahlreiche Gewalttaten, die man nicht so leicht vergessen kann. Als in Surabaja holländische Frauen

und Kinder nach dreieinhalb Jahren Internierungslager in Lastautos zum Hafen transportiert wurden, liefen Scharen indonesischer „Soldaten" an der Lastwagenkolonne entlang und schleuderten Handgranaten hinein. Nach dem Absturz eines englischen Flugzeugs fand man die unglücklichen Insassen zerstückelt auf. Jeden Morgen trieben in den Kanälen von Batavia die Leichen von Menschen, deren einziges Verbrechen ihre gehobene wirtschaftliche Stellung gewesen war. Selbst die Engländer, die gar kein Interesse daran hatten, im Lande zu bleiben, verloren tausend Mann, bis sie nach einem Jahr abzogen und es den holländischen Truppen überließen, die Ordnung wiederherzustellen — was diesen jedoch nie gelang. Drei Jahre später, im Jahre 1949, zogen sich schließlich auch die Holländer zurück, und die Indonesier mußten feststellen, daß ihre Truppen die Ordnung im Lande ebensowenig wiederherstellen konnten wie die Weißen.

„Politisch sind wir zwar jetzt frei", erklärt Schahrir, der Philosoph und jetzige Leiter der Sozialistenpartei, „aber wirtschaftlich sind wir noch immer Sklaven."

Die Gründe für diese wirtschaftliche Abhängigkeit Indonesiens — und seine Empfänglichkeit für den Kommunismus — liegen klar auf der Hand. Trotz riesigen Export- und Importzöllen, die den Preis eines amerikanischen Autos bis zu 14 000 Dollar hochgetrieben haben, mußte die Regierung im vorigen Jahr eine Schuldenlast von über einer halben Milliarde Dollar auf sich nehmen. Die Pfefferproduktion ist gegenüber der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg auf weniger als ein Zehntel gesunken. Auch die Produktion von Chinin, Kaffee, Tabak und Zucker liegt weit unter dem Vorkriegsniveau. Beim Gummi hat Indonesien zwar die Führung übernommen — durch äußerste Anspannung der Produktion hat es im Jahre 1951 Malaya aus seiner Stellung als Hauptproduzent der Welt verdrängt —, aber der Preis ist auf 25 Cent je englisches Pfund gesunken — ein Tiefstand, bei dem nichts zu verdienen ist und der durch den billigeren synthetischen Gummi noch mehr gedrückt werden kann.

An Tee produzierte Indonesien 1952 noch nicht halb soviel wie vor dem zweiten Weltkrieg, und die Tendenz ist absteigend. Die Reisernte ist zwar ungefähr ebenso hoch wie zur Zeit der Holländer, aber jedes Jahr bringt fast eine Million neue Esser; deshalb muß Indonesien jährlich 600 000 Tonnen Reis einführen.

Niemand von all den Menschen, die ich in Indonesien sprach, konnte mir mit Bestimmtheit sagen, welcher kommunistische Führer schon auf der Lauer liegt, um aus der mißlichen Wirtschaftslage der Republik Kapital zu schlagen. Im Parlament, das 208 Mitglieder hat, verfügen die Kommunisten über 16 Sitze. Ein weiteres halbes Dutzend Stimmen ist ihnen sicher. Wenn einmal allgemeine Wahlen abgehalten werden,

ist es durchaus möglich, daß die Kommunisten es mit der Nationalpartei halten gegen eine Koalition der Sozialisten mit den Moslems der Maschumi-Partei. In diesem Fall könnte Indonesien eine Auseinandersetzung zwischen den Kommunisten und den Anhängern Mohammeds erleben, wobei das wirtschaftliche Interesse des Landes den Ausschlag zu geben hätte. Das wiederum hinge von der Disziplin und Tatkraft des indonesischen Volkes ab.

Die Indonesier geben gern den Holländern allein die Schuld an ihren Schwierigkeiten, weil sie die Ausbildung der oberen Schichten vernachlässigt haben. „Im ganzen Land", erklärt Informationsminister Mononutu, „gibt es nur achtzehn Ingenieure und einen einzigen Geologen." Aber das ist nicht der einzige Grund.

Vor zwei Jahren holte die indonesische Regierung den deutschen Finanz- und Wirtschaftsexperten Hjalmar Schacht, der die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Landes untersuchen sollte. Schachts Bericht ist voll von Bemerkungen wie: „Die heutige Arbeitsleistung der Bevölkerung steht erheblich hinter der Leistung in der Kolonialzeit zurück", oder „Freiheit ist nicht gleichzusetzen mit Faulheit". Und Präsident Sukarno klagt: „Unsere Leute lassen sich zu sehr gehen. Überall stößt man auf Trägheit. Es ist fast, als gäbe es bei uns keinen Idealismus mehr."

Von außen nach innen

Es GIBT, wenn Sie Ihre natürliche, spontane Fähigkeit zum Fröhlichsein verloren haben, einen Weg, den jeder aus freien Stücken gehen kann: sich heiter geben, so handeln und reden, als wären Sie heiter und vergnügt. Soll Ihr Lebensmut zurückkehren, *tun* Sie so, als wären Sie mutig, setzen Sie Ihre ganze Willenskraft ein, und Ihr Lebensmut wird sicherlich Ihre Angst besiegen. Wenn Sie sich benehmen, als wären Sie gut gelaunt, wird die schlechte Laune alsbald ihre Sachen packen und sich davonmachen.

WILLIAM JAMES

TAG FÜR TAG sollte der Unbeherrschte, der Ruhelose gleich beim Erwachen zu sich sagen: „Ich weiß, daß ich mich heute über irgend etwas ärgern werde. Ich will mich dadurch nicht zu Äußerungen oder selbst Anzeichen von Unruhe, Sorge oder Furcht verleiten lassen. Mag geschehen, was da will, ich werde äußerlich ruhig und gelassen bleiben. Ich werde mir Mühe geben, mich gegen mich selbst zu wappnen."

Es ist nicht möglich, diesen guten Vorsatz sofort bis zum letzten durchzuhalten. Bleibt man aber dabei, so wird der Sieg über den alltäglichen Arger früher oder später vollkommen sein. Und indem man so mit den täglichen Kleinigkeiten fertig wird, hat man sich in der Hand und ist fähig, auch schwere Prüfungen zu bestehen. H. A. B.

Laßt Tatsachen sprechen!

Von Stuart Chase

Ich habe auf meinem Schreibtisch einen Spruch stehen, den mir ein Freund geschenkt hat. Der Spruch lautet: „*Vernünftige Menschen kommen immer zu einer Verständigung, wenn ihnen klar ist, wovon sie reden.*" Bertrand Russell meint das gleiche, wenn er sagt, der Grad der Erregung eines Menschen stehe im umgekehrten Verhältnis zu seiner Kenntnis der Tatsachen — je weniger einer weiß, um so hitziger wird er.

James Saunders, ein Lehrer in Washington, verwendet in jedem seiner Abendkurse eine ganze Unterrichtsstunde für ein dramatisches Experiment. Er gibt jedem seiner Hörer einen kleinen weißen Kartonstreifen, der mit einer Chemikalie getränkt ist. Dann muß jeder an dem Kartonstück kauen und sagen, wie es schmeckt — süß, sauer, bitter, überhaupt nicht oder wie sonst.

Die Hörer kauen bald alle nachdenklich. Einer streckt die Hand hoch: „Süß!" Der nächste meldet sich: „Unsinn, sauer!" Und ein anderer: „Sie haben beide unrecht; es schmeckt nach gar nichts!" Und schon ist eine heftige Diskussion im Gange.

Nun bestimmt Saunders je einen Vertreter der verschiedenen Geschmacksrichtungen und der Gruppe, die erregt bestreitet, daß überhaupt ein Geschmack festzustellen sei. Dieser Unterausschuß kommt auch nicht weiter, und man wirft einander Unfreundlichkeiten an den Kopf. „Das Gerede und das Durcheinander", sagt Saunders, „erinnern mich an manche Sitzung der Vereinten Nationen, wo Staatsmänner die Angelegenheiten der Welt zu regeln versuchen."

Wenn sich die Diskussion hoffnungslos festgefahren hat, klopft Saunders auf den Tisch, um die Ruhe wiederherzustellen — er muß ziemlich lange klopfen —, und klärt seine Zuhörer erst einmal über die Tatsachen auf. Die betreffende chemische Substanz ruft bei den einzelnen Menschen unterschiedliche Geschmacksempfindungen hervor. Wahrscheinlich hängt die Reaktion von den Genen, den Erbanlagen in den Keimzellen, ab. Durchschnittlich schmecken von zehn Personen drei überhaupt nichts, während die übrigen sieben die verschiedensten Geschmacksempfindungen haben.

Mit einem Schlag verstummen Geschrei und Tumult. Anzügliche Bemerkungen über Glaubwürdigkeit, persönlichen Charakter und Kinderstube der Gegner werden zurückgenommen. Die Streitfrage hat sich durch die Tatsachen erledigt.

Im Aufsichtsrat eines großen Unternehmens werden heute die Erkenntnisse aus James Saunders' Demonstration in die Praxis umgesetzt. Die Mitglieder vermeiden es möglichst, die vorliegenden Fragen durch Abstimmung zu entscheiden, und versuchen zu einer Einigung zu kommen, indem sie Tatsachen sprechen lassen. Wenn sich bei einer kritischen Entscheidung — sagen wir einmal, wo eine neue Fabrik gebaut werden soll — Parteien zu bilden beginnen und die Gemüter immer mehr in Wallung geraten, greift der Vorsitzende zum Telefon. Er zieht den leitenden Ingenieur, den Architekten, den Hauptbuchhalter, den Verkaufschef hinzu, kurz jeden, der nüchterne Tatsachen beisteuern kann, um die erhitzten Gemüter abzukühlen.

„Wir sind fast ganz davon abgekommen, Entscheidungen durch Abstimmung zu fällen", erzählte mir der Vorsitzende. „Die Tatsachen entscheiden über die meisten Fragen. Dadurch wird auch die Stimmung im Aufsichtsrat besser, denn jetzt gibt es weder eine Majorität, die schadenfroh triumphiert, noch eine Minorität, die gekränkt ist."

Diese Firma, deren Verbindungen um die ganze Welt reichen, wendet eine Methode an, die in den Versammlungen der Quäker schon lange gehandhabt wird — seit 300 Jahren lösen die Quäker ihre Probleme durch einstimmige Beschlüsse.

Wie bringen sie das fertig? Zum Teil durch ihre Konferenztechnik, glaube ich, und zum Teil durch ihre Glaubensgrundsätze. Als William Penn in die Gesellschaft der Freunde eintrat, fragte er George Fox, den Gründer der Bewegung, was er mit seinem Degen tun solle, der zu jener Zeit zur Tracht eines Mannes von Stand gehörte. Sollte er ihn aus Rücksicht auf die pazifistische Lehre der Quäker ablegen? „Trag ihn, solange du kannst", antwortete Fox. Dies Beispiel ist sehr aufschlußreich für die Haltung der Quäker; niemand wird zu etwas gezwungen, weder eine Minderheit noch eine einzelne Person. Keine Entscheidung wird getroffen, ehe nicht *alle* damit einverstanden sind. Die Versammlung stimmt niemals über etwas ab.

Ein typisches Beispiel: in meiner Nachbarstadt haben sich etwa fünfzehn Quäker zu ihrer Monatsversammlung eingefunden. Ich darf als Zuschauer dabei sein. Es herrscht eine friedliche, fast erholsame Atmosphäre. Zwei ältere Frauen strikken fleißig an Sachen, die für ein Hilfswerk im Ausland bestimmt sind. Der Vorsitzende, ein Arzt, macht den Eindruck eines ruhigen, tüchtigen Mannes. Mit klarer, leiser Stimme liest er die Tagesordnung vor und bittet um Stellungnahme. Er denkt nicht daran, den anderen seine eigenen Ansichten aufzudrängen. Seine

Aufgabe besteht darin, die Mitglieder zu ermuntern, *ihre* Meinung vorzubringen; und zwar *alle* Mitglieder. Von Zeit zu Zeit faßt er mit derselben leisen Stimme die Ansichten, die sie geäußert haben, zusammen.

Die Versammlung hört sich eine Menge Tatsachen an — viele gute Vernunftgründe, keine Gefühlsargumente —, und die Stricknadeln klappern dazu. Da wird über die Hilfe im Ausland berichtet, über Aufnahmegesuche neuer Mitglieder, über eine beabsichtigte öffentliche Versammlung, in der der Quäkerplan zur Kontrolle der Atomenergie vorgetragen werden soll, über den Bauplatz eines neuen Versammlungshauses. Wie alle anderen redet der Vorsitzende die Mitglieder mit Vornamen an — eine eigenartige Note von Ungezwungenheit bei einem so altehrwürdigen Zeremoniell. Besonders beeindruckte mich, daß niemand seine eigene Person in den Vordergrund stellte.

Wenn man diese Quäkerversammlungen näher untersucht, stößt man auf sechs Grundsätze, die dazu beitragen, daß die Mitglieder zu einstimmigen Beschlüssen kommen — abgesehen von ihrem allgemein bekannten Verfahren, erregte Gemüter durch eine kurze Zeit schweigender Betrachtung abzukühlen. Die Grundsätze lauten:

1. Die Mitglieder wissen, daß sich die richtige Lösung aus der Diskussion ergibt, vielleicht sogar eine Lösung, an die vorher niemand gedacht hat.

2. Sie gewöhnen sich daran, mit großer Konzentration zuzuhören; sie glauben, daß der andere etwas Wichtiges beizusteuern hat. Das veranlaßt den Redner wiederum, seinen Vorschlag möglichst präzise zu formulieren.

3. Niemand kommt mit einem vorbereiteten Antrag, den er absolut durchdrücken will, zur Versammlung. Die Entscheidung wird immer durch uneingeschränkte demokratische Methoden getroffen.

4. *Sämtliche* Mitglieder beteiligen sich an der Diskussion und steuern auf diese Weise ihre Kenntnisse zum Nutzen des Ganzen bei. Oft ist ein solcher Gemeinschaftsbeschluß klüger als jede Entscheidung eines einzelnen, weil er auf einem größeren Schatz an Erfahrungen beruht.

5. Eine Frage wird „auf Eis gelegt", das heißt die Entscheidung darüber wird aufgeschoben, wenn der Vorsitzende das Gefühl hat, daß die Versammlung nicht den berühmten richtigen „Geist" hat.

6. Man sucht immer nach Tatsachen, und nicht etwa nach Meinungen, schon gar nicht nach gefühlsbedingten Meinungen. Vor einigen Jahren war auf dem Friedhof einer Gemeinde kein Platz mehr für weitere Gräber. Es erhob sich die Frage, wo die übrigen Gemeindemitglieder einmal bestattet werden sollten, wenn ihre Zeit gekommen sei. Einige machten den Vorschlag, den Friedhof auf Kosten des Spielplatzes der Quäkerschule zu erweitern. Die Vorstellung, hie Schule und Kinder, dort letzter Ruheplatz, erhitzte die Ge-

DAS
›MUNDSCHAUMBAD‹
MIT DER 4711 - FRISCHE
4711
FRISCODENT
Zahn-Creme
1.-

müter. Jedesmal, wenn die Debatte erregt wurde, schob der Vorsitzende die Entscheidung auf. Endlich, nach einem halben Jahr, kam man zu einem einstimmigen Beschluß. Eine praktische Untersuchung des Problems hatte ergeben, daß man den Friedhofsgrund erweitern konnte, ohne den Spielplatz zu beeinträchtigen. Technische Überlegungen an Stelle von Argumenten entschieden die Angelegenheit.

Dies sind einige Methoden, die die Quäker anwenden, um Einstimmigkeit zu erzielen. Mit ihrem strikten Bestehen auf Tatsachen sind sie schon vor James Saunders und dem Aufsichtsrat des zu Anfang erwähnten Unternehmens diesen Weg gegangen. Wenn der Leser einwendet, daß viele Fragen nicht durch einstimmigen Beschluß gelöst werden können, gebe ich ihm ohne weiteres recht. Die meisten von uns sind auch nicht so geduldig wie die Quäker. Aber die Quäker haben gezeigt, daß man es so machen kann und daß nichts an dieser Methode der menschlichen Natur grundsätzlich widerspricht. So mancher Familiendisput, der leicht in Mißverständnisse und heftigen Streit ausarten kann, könnte mit der Methode der Quäker beigelegt werden.

Ein weiser Mann hat einmal gesagt, daß die meisten Streitigkeiten überhaupt gar nicht entstehen würden, wenn man alle in Betracht kommenden Tatsachen auf den Tisch des Hauses legen könnte. Dazu brauchte man allerdings eine sehr genaue Berichterstattung, die Geduld, die Tatsachen zusammenzutragen, und außerdem vernünftige Leute, die sie gegeneinander abwägen. Wenn uns an einem erbitterten Kampf liegt, so ist das eine Sache für sich. Aber wenn wir zu einer Verständigung gelangen wollen, führt ein breiter Weg zum rechten Ziel.

„BEANTRAGEN Sie, daß wir die Verhandlung vertagen, bis Sie einen Anwalt haben?" fragte der Richter den völlig verwirrten Angeklagten.

„Nein, vielen Dank, Herr Richter."

„Haben Sie Geld für einen Verteidiger?"

„Geld habe ich keines."

„Soll Ihnen das Gericht einen Verteidiger stellen, der Ihre Interessen vertritt — das kostet Sie nichts."

„Vielen Dank, Herr Richter. Sie sind sehr gütig. — Aber, um die Wahrheit zu sagen, Herr Richter: was ich brauche, ist weniger ein guter Verteidiger. Viel dringender wäre jetzt ein guter Zeuge!" B. H. C.

NIVEA-WINKE 2
Hautschutz bei schlechtem Wetter
Gerade jetzt bedarf Ihre Haut besonders des Schutzes durch NIVEA-Creme; denn NIVEA-gepflegte Haut bleibt auch bei unfreundlichem Wetter glatt und geschmeidig. Deshalb sollten Sie nie aus dem Hause gehen, ohne sich mit NIVEA eingecremt zu haben. NIVEA-Creme erhält ihrer Haut die natürliche Frische; sie gibt Alt und Jung ein gepflegtes Aussehen. Das hautverwandte Eucerit läßt die NIVEA-Creme tief in die Poren eindringen. Daher die gründliche Wirkung.
NIVEA-Creme —.45, 1.—, 1.80
Bei jedem Wetter muß sie hinaus
Bei jedem Wetter
NIVEA CREME

6 G 15

Ich arbeite auf dem Bau und habe sechs Kinder zu ernähren. Da wird manchmal, wenn nicht viel zu tun ist, das Geld recht knapp. Letzte Woche war der Verdienst besonders klein gewesen. Zudem hatten drei unserer Kinder ihre Schuhe durchgelaufen, und um das Maß vollzumachen, hatte zur gleichen Zeit auch unser Badeofen endgültig den Dienst quittiert. Es war einer dieser Augenblicke, in denen man daran zu zweifeln beginnt, ob dieses unablässige Abmühen jahraus, jahrein überhaupt einen Sinn hat.

Ich kaufte also neue Schuhe und sah mich dann nach einem gebrauchten Badeofen um. Die Leute, die einen verkaufen wollten, schienen einfach alles zu haben: eine neue elektrische Waschmaschine, einen elektrischen Wäschetrockner, einen Geschirrspüler. Nachdem wir verabredet hatten, daß ich den Badeofen am nächsten Tag mit dem Leiterwagen der Kleinen abholen würde, kam das Gespräch auf Kinder, und ich machte meinem Herzen Luft, wie teuer Kinderschuhe seien und wie schnell die Kleinen sie abtrügen. Da sah die Frau ihren Mann an und ging hinaus. Als sie außer Hörweite war, erzählte er mir, ihr einziges Kind sei gelähmt und habe in seinem Leben noch keinen Schritt getan.

Zu Hause angekommen, suchte ich die abgetragenen kleinen Schuhe zusammen — Karlis, die keine Spitzen mehr hatten, weil er sie in seinem Leiterwagen als Bremsen benutzte, und Klärchens, die es beim Schaukeln ebenso machte, und die noch feuchten Schuhe des kleinen Martin, der damit in jede Pfütze sprang. An diesem Abend dankte ich dem Schöpfer für die vielen abgetragenen Schuhe in meinem Haus.

C. P.

MENSCHEN W

In einem Hotel in Texas bestellte ich zum Frühstück Toast mit reichlich Butter.

„Bedaure sehr", sagte die Kellnerin, „Wir servieren nur Margarine."

„Das verstehe ich nicht", entgegnete ich ärgerlich. „Wir sind hier Hunderte von Kilometern durch das herrlichste Weideland gefahren. Wir haben immer wieder hören müssen, daß gerade hierzulande das großartigste Rindvieh der ganzen Welt gezüchtet wird. Und dann gibt es hier nicht einmal Butter!"

„Gnädige Frau", meinte sie darauf, „wir hier in Texas zähmen sie, wir essen sie ... aber wir melken sie nicht."

W. A. R.

Ich stand kürzlich im Zoo mit vielen anderen vor einem Affenkäfig und beobachtete einen riesigen Orang-Utan, der sich offenbar über seine Eheliebste im Nachbarkäfig mächtig ärgerte. Als er mehrmals vergeblich versucht hatte, ihr durch das Gitter eins zu versetzen, geriet er vollends in Wut. Er hieb um sich, fuchtelte wie rasend mit den Armen und schlug zwischendurch krachend seinen Kopf auf den Zementfußboden des Käfigs.

Zwei gut gekleidete Damen, die neben mir standen, hatten die Szene ebenfalls mit angesehen. Auf einmal drehte sich die eine zu ihrer Freundin um und rief: „Mein Gott, gut, daß ich daran denke! Ich muß unbedingt noch ein paar Knöpfe annähen, ehe mein Mann aus dem Büro kommt."

A. H. D.

DU UND ICH

Im Zug saß ich als einzige Frau in einem Wagen, der im übrigen ausschließlich von einer Fußballmannschaft besetzt war. Die jungen Leute waren mit vielem Lärm, mit lautem Schreien und Witzereißen eingestiegen, und ich fühlte mich recht unbehaglich. Dann aber ging es sehr gesittet zu, und als es Zeit zum Essen war, erbot sich sogar einer der jungen Leute, mich in den Speisewagen zu führen. Die anderen kamen mit beinahe ehrerbietiger Höflichkeit hinterdrein. Dieses Benehmen behielten sie während der ganzen langen Fahrt bei, und ich war so angetan davon, daß ich zum Schaffner eine Bemerkung über die ausgezeichneten Manieren der heutigen Jugend machte.

„Na ja, junge Frau", sagte der Schaffner. „Denen habe ich auch gesagt, Sie seien eine Pfarrersfrau und würden unanständige Reden auf keinen Fall dulden."

R. H. L.

Zwischen meiner Frau und unserer siebzehnjährigen Tochter war eine bewegte Auseinandersetzung im Gange. Sie waren verschiedener Meinung, welches Kleid meine Tochter zu der besonders wichtigen Verabredung, die sie an diesem Abend mit einem jungen Mann hatte, anziehen sollte. Ich wollte unter keinen Umständen in dieses Gespräch verwickelt werden, und zog mich deshalb rechtzeitig ins Wohnzimmer zurück. Später übermannte mich aber doch die Neugier, und ich kehrte in die Arena zurück, um zu sehen, wer Sieger geblieben war. Meine Tochter zog eben das Kleid an, das ihre Mutter für richtig befunden hatte. Mit funkelnden Augen rief sie mir entgegen: „Siehst du, Vater, was du da wieder angerichtet hast!"

„*Ich* angerichtet habe?" fragte ich verwundert. „Ich war ja gar nicht dabei."

„Das ist doch ganz gleich", gab sie zurück. „Du hast sie doch geheiratet — oder etwa nicht?"

H. G.

Als Student war ich so arm, daß ich mir keine Bücher kaufen konnte. Ich las daher häufig in Buchläden und kam manchmal Tag für Tag wieder, bis ich mit einem Buch fertig war. Einmal hatte ich vier oder fünf Tage hintereinander in einem Laden gestanden und in einem Buch gelesen, nach dem ich lange gesucht hatte. Schließlich wurde mein Wunsch, es zu besitzen, so mächtig, daß ich mir von einem Freund Geld lieh, um es zu kaufen. Als ich wieder in das Geschäft kam, lag das Buch aber in einem Fach, an dem „Reserviert" stand.

Schmerzlich enttäuscht sprach ich den Inhaber an. „Ich habe es zurückgelegt", sagte dieser, „weil es nicht verkauft werden sollte, bevor Sie es zu Ende gelesen haben. Bücher sind dazu da, gründlich gelesen zu werden, und wenn es in der Buchhandlung ist."

Y. T.

Wir sprachen kürzlich beim Essen über einige wohlhabende Freunde, und ich sagte zu meinem Mann: „Eines Tages werden wir auch reich sein."

Er nahm über den Tisch meine Hand und erwiderte: „Liebes, wir *sind* reich. Und eines Tages werden wir auch Geld haben."

M. S.

Wege zum inneren Frieden

Aus dem Buch „The Power of Positive Thinking"

von Dr. theol. Norman Vincent Peale

Die meisten von uns merken gar nicht mehr, wie sich das Tempo unseres Lebens, die Hast, zu der wir uns selber antreiben, gesteigert hat. Wir ruinieren uns mit diesem Tempo körperlich und — was schlimmer ist — geistig und seelisch. Denn ständiger übermäßiger Antrieb erzeugt Gifte im Körper und führt zu Erschöpfung und Gemütskrankheit.

Um bei dieser Hetzjagd nicht völlig die Gewalt über sich zu verlieren, gibt es zuweilen nur ein Mittel: innehalten, ganz plötzlich. Ich fuhr einmal in eine Stadt, wo ich einen Vortrag zu halten hatte, und wurde am Zug von einem Ausschuß empfangen. Von da ging es in aller Eile in eine Buchhandlung, wo ich Autogramme geben mußte, und von da noch mal in eine Buchhandlung. Dann rasch zum Mittagessen, rasch ein paar Bissen, und weiter, zu einer Versammlung. Nach der Versammlung schnell zurück ins Hotel, wo es hieß, ich hätte noch gerade zwanzig Minuten Zeit zum Umkleiden fürs Abendessen. Während ich mich umzog, summte das Telefon. „Beeilen Sie sich", sagte die Stimme, „wir müssen zum Essen hinunter."

„Ich komme gleich", sagte ich.

Ich wollte schon aus dem Zimmer eilen, als ich plötzlich innehielt. „Was soll das alles?" fragte ich mich.

Ich telefonierte nach unten und sagte: „Wenn Sie essen wollen, fangen Sie bitte inzwischen an. Ich komme ein bißchen später."

Ich zog mir die Schuhe aus, legte die Beine hoch und saß eine Weile nur still da. Dann schlug ich die Bibel auf, beim 121. Psalm: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt." Ich las laut, ganz langsam. Dann hatte ich ein kleines Gespräch mit mir selbst. „Also jetzt hör mal. Bremse mal ein bißchen. Gott ist hier, und sein Frieden rührt dich an."

Ich werde nie vergessen, wie ruhig und gelassen ich war, als ich eine Viertelstunde später aus dem Zimmer ging. Ich hatte das wundervolle Gefühl, etwas überwunden zu haben, Herr meiner selbst zu sein. Und als ich in den Speisesaal kam, hatte ich nichts versäumt als die Suppe.

Pan American's Touristendienst

The Rainbow

jetzt auch nach Pakistan und Indien!

Verbilligte Flugpreise! Pan American's Touristendienst, seit Jahren erprobt und beliebt auf der Route USA - Europa, verbindet jetzt auch Deutschland mit den wichtigen Exportmärkten in Nah- und Mittelost bis nach Indien. 3 Flüge wöchentlich mit modernen und bequemen Super 6 Clippern*. Kleine Mahlzeiten im Flugpreis einbegriffen.

Näheres erfahren Sie im Reisebüro oder bei PAA.

Berlin W 30 Tel. 91 91 11 · Bonn Tel. 2 13 01 · Bremen Tel. 5 54 58 · Düsseldorf Tel. 1 00 12 · Frankfurt a. M. Tel. 3 32 91
Hamburg Tel. 35 11 01 · Hannover Tel. 8 56 81-83 · München Tel. 5 81 71 · Nürnberg/Fürth Tel. 7 06 10 · Stuttgart Tel. 9 39 80

Die erfahrenste Fluggesellschaft der Welt

PAN AMERICAN

* Schutzmarke der Pan American World Airways, Inc.

Jeder sollte unbedingt täglich mindestens eine Viertelstunde völlige Ruhe halten. Thomas Carlyle hat einmal gesagt: „Stille ist das Element, darin große Dinge Gestalt annehmen." Geh allein irgendwohin, wo du völlig ungestört bist und setze oder lege dich fünfzehn Minuten nieder. Sprich mit niemandem. Lies nicht. Denke sowenig wie möglich. Das mag im Anfang schwer sein, weil die Gedanken nicht Ruhe geben wollen, aber Übung macht es leichter. Stelle dir vor, dein Gemüt sei ein Wasserspiegel, und bemühe dich, ihn nach Möglichkeit zu glätten. Dann versuche den tieferen Klängen zu lauschen, Klängen der Harmonie und Schönheit. Gottesklängen, die im Innersten der Stille zu finden sind.

Geh an einem warmen Tag hinaus und leg dich auf die Erde. Du wirst Geräusche aller Art hören, den Wind in den Bäumen und das Summen von Insekten, und nicht lange, so wirst du einen ganz bestimmten Rhythmus heraushören. Du kannst ihn in der Kirche finden, aber auch in einer Fabrik. Der Besitzer eines großen Werkes sagte mir einmal, seine besten Arbeiter seien diejenigen, die sich in Einklang zu setzen wissen mit dem Rhythmus der Maschine, an der sie arbeiten: sie sind am Ende des Tages weniger müde. Um Ermüdung zu vermeiden und Kraft zu sparen, mußt du dich in den besonderen Rhythmus einfühlen, der deiner Tätigkeit, wie allen Dingen, eigen ist.

Durch die bloßen Worte, die wir gebrauchen, und den Ton, in dem wir sie gebrauchen, können wir uns in Nervosität, Gereiztheit, Aufregung hineinreden. Andere Worte wieder erzeugen Gemütsruhe. Die Worte der Bibel haben eine besonders starke Heilwirkung. Nimm sie in dich auf und laß sie sich in dir „auflösen"; sie werden sich wie Balsam über deine Seele breiten.

Herr über seine Gefühlsregungen wird man nun freilich nicht durch bloßes Lesen in einem Buch, obschon das oft eine Hilfe ist. Es gibt nur eine sichere Methode: regelmäßige und beharrliche Arbeit an sich selbst. Das Geheimnis besteht darin, die Gemütsruhe zu bewahren, alle heftigen Reaktionen zu vermeiden, das Tempo zu bremsen.

Eddie Rickenbacker, der berühmte Jagdflieger aus dem ersten Weltkrieg, ist ein vielbeschäftigter Mann, aber was er zu tun hat, tut er so, daß man spürt, er hat immer noch Kräfte in Reserve. Ganz beiläufig erfuhr ich von ihm selber, wie er das fertigbringt.

Ich filmte gerade ein Fernsehprogramm mit ihm. Es war uns versichert worden, daß die Arbeit rasch vonstatten gehen würde, sie zog sich jedoch weit über die vorgesehene Zeit hinaus. Rickenbacker war keine Spur von Unruhe anzumerken. Er rannte nicht wie ein Löwe auf und ab und erging sich nicht in tobsüchtigen Anrufen an sein Büro. Im Aufnahmeraum standen zwei alte Schaukelstühle. Er ließ sich seelenruhig in dem einen nieder.

MOUSON-Erzeugnisse sind auch in *Österreich*, der Schweiz, den Beneluxstaaten, Skandinavien und vielen anderen Ländern der Welt in *Originalqualität* zu haben.

„Ich weiß, wie beschäftigt Sie sind", sagte ich. „Wie machen Sie es nur, daß Sie sich nie aus dem Gleichgewicht bringen lassen?"

„Oh, ich setze nur in die Praxis um, was Sie predigen", erwiderte er. „Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir."

Ich zog den Schaukelstuhl heran und entspannte mich ein bißchen auf meine Art. Dann gab mir Rickenbacker das Rezept, das er oft anwendet, um innerlich zur Ruhe zu kommen.

Zuerst lockere dich körperlich ganz. Entspanne jeden Muskel. Stelle dir recht deutlich einen riesigen Sack Kartoffeln vor. Dann schlitze den Sack im Geiste auf, so daß die Kartoffeln herausrollen. Denke, du seist der Sack. Gibt es etwas Entspannteres als einen leeren Kartoffelsack?

Zweitens säubere deinen Geist von allem, was du an Gereiztheit, Groll, Enttäuschung, Ärger über Mißlingen und sonstigen Verdruß in dir hast. Denke statt dessen an die schönsten und friedlichsten Bilder, an die du dich erinnern kannst — ein Gebirge im Abendrot, ein Tal im Morgennebel, einen Wald in der Mittagssonne, einen See bei Mondschein.

Und drittens: richte deine Gedanken auf Gott. Mindestens dreimal am Tag „hebe deine Augen auf zu den Bergen". Das erhält dich in Einklang mit Gottes Harmonie. Es erfüllt dich mit Frieden.

Menschen im Hotel

Ein Hotel erhielt folgenden Brief: „Ich komme nochmals auf meine Zimmerbestellung zurück. Meine Frau legt Wert auf ein Zimmer im zweiten oder dritten Stock, möglichst weit vom Fahrstuhl und nicht in der Nähe von Leuten, die sich anders als im Flüsterton unterhalten oder sonst dazu neigen, sich störend bemerkbar zu machen. Meine Frau will schlafen. Darf ich Sie bitten, diesen Wünschen zu entsprechen? Wenn dann wirklich alles ruhig ist — einschließlich meiner Frau —, komme ich selbst vielleicht auch zum Schlafen." B. M.

Eine bekannte Modeschöpferin bezog an einem sehr heißen Tag ihr Hotelzimmer und rief sofort beim Portier an, er möge ihr eine Limonade heraufschicken. Die Antwort war: „Leider unmöglich, die Pagen sind alle beschäftigt." Mit boshaftem Lächeln telefonierte die Dame darauf mit einem anderen Hotel, das in der Nähe lag. Wenige Minuten später schritt ein Page des Konkurrenzhotels mit einem großen Glas Limonade an dem sprachlosen Portier vorbei durch die Halle.

Die Dame wurde von da an tadellos bedient. M. T.

Ein Wagen mit besonderer Note:

OPEL OLYMPIA REKORD

Wer den OLYMPIA REKORD auch nur einmal gefahren hat, spricht voll Bewunderung von jenen einzigartigen Vorzügen, die diesem hochmodernen Wagen eine eigene, besondere Note verleihen:

Elegante, schnittige Karosserie • Komfortable Innenausstattung • Riesenkofferraum • Starker, robuster 4 Zyl. Kurzhubmotor • Große Kraftreserve • Neuartiges Federungssystem • Hervorragende Straßenlage • Ungewöhnliche Bergfreudigkeit.

Welche Vielzahl vortrefflicher Eigenschaften! Alle gruppieren sich jedoch um die letzthin entscheidenden Qualitäten: Zuverlässigkeit und Wirtschaftlichkeit. Unverbindliche Probefahrt bei jedem OPEL-Händler.

OPEL *der Zuverlässige*

ADAM OPEL AG. RÜSSELSHEIM AM MAIN

OPEL-Händler überall · Im Ausland Vertrieb und Kundendienst durch die weltumfassende Organisation der General Motors

Ein Gefängnisdirektor, der seine Gefangenen unter Menschen bringt und sie dadurch für die Rückkehr in die Gemeinschaft erzieht

Statt Gefängnis – Jugendlager

Eine neue Chance für jugendliche Verbrecher

Aus der Wochenschrift The Freeman

von Don Wharton

Im April dieses Jahres besuchte ich an einem Sonntag das amerikanische Gefängnis Camp Butner. Es liegt in Nordkarolina, einem Staat, in dem die Strafgefangenen im allgemeinen unter bewaffneter Aufsicht im Straßenbau arbeiten müssen; bis vor wenigen Jahren waren sie dabei sogar aneinandergekettet. Im Camp Butner dagegen gibt es weder Riegel noch Mauern, weder Wachen noch Karabiner, nicht einmal einen Zaun. Die Gefangenen wohnen in blendend weißen einstöckigen Holzhäusern auf einem vier Hektar großen Bergplateau, von dem man weit über die Hügelwellen ins Land schaut.

Nach Camp Butner kommen jugendliche Straffällige im Alter von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren, die zum erstenmal ein Verbrechen, vom Diebstahl bis zum Mord, begangen haben. Gewöhnlich sind es etwa hundert, aber als ich ankam, lag der Platz wie ausgestorben da. Die Gefangenen waren in der Kirche.

In Camp Butner verbindet man ein „Minimum an Sicherung" mit einem „Minimum an Isolierung" von der Außenwelt. Hier lernen die Gefangenen, sich in die Gemeinschaft einzuordnen, indem sie hinausgehen und sie kennenlernen.

Als die Gefangenen aus der Kirche zurückkamen, aßen sie mit Studenten zu Mittag, die von der Universität von Nordkarolina gekommen waren, um sie zu besuchen. Am Montagabend hatten sie Gäste aus der Nachbargemeinde. Am Dienstagabend gingen sie ins Kino. Am kommenden Samstag sollten sie mit Omnibussen ein Baseballspiel besuchen.

Dieses unorthodoxe Gefängnis ist das Werk eines einzelnen Mannes. Er hat damit einen der erfreulichsten Beiträge zur jüngsten Entwicklung des Strafvollzugs geleistet.

NESTLÉ
IDEAL
MILCH
EVAPORIERTE
UNGEZUCKERTE
VOLLMILCH
... sie kommt von
NESTLÉ
daher ist sie gut!

Im Jahre 1949 beschloß die Regierung von Nordkarolina die Gründung eines Lagers für erstmals Straffällige, um billige Arbeitskräfte für die Farmen und Werkstätten zu gewinnen, die zu der staatlichen Irrenanstalt in Butner gehören. James Waite, ein kräftiger Mann von vierundvierzig Jahren, wurde als Leiter eingesetzt. Man nahm an, daß er die Gefangenen hinter einen hohen Zaun sperren und durch schwere Arbeit kleinkriegen würde.

Waite dachte sich die Sache anders. Er war Leiter eines Jugendlagers gewesen. Während des Krieges hatte er beim Küstenschutz gedient. Mit Gefangenen hatte er keinerlei Erfahrung; deshalb suchte er einen Soziologen und einen Kriminalisten auf, hörte sie aufmerksam an und machte dann seine eigenen Pläne.

Am 21. September 1949 holte er sich drei Gefangene, fuhr mit ihnen nach Butner und eröffnete das Lager in einem Gebäude, das vorher als Kaserne gedient hatte. Er nannte es Jugendlager Butner. Einer der Jungen war wegen Totschlags, der zweite wegen Raubes unter Mitführung von Waffen, der dritte wegen Straßenraubs verurteilt worden. Er ließ sie das Haus reinigen und Betten aufstellen. Am Donnerstag, dem folgenden Tag, mußten sie unbeaufsichtigt die Fußböden scheuern, während er eine längere Autofahrt machte, um zwei weitere Gefangene zu holen.

Als Waite am Abend heimkam, waren die ersten drei Jungen — er nennt sie grundsätzlich nie Gefangene — noch da. Den Freitag verbrach ten die fünf mit Anstreichen. A Samstagmorgen sagte James Waite nebenhin: „Jetzt gehen wir alle einem Fußballspiel." Die Mienen d Jungen verfinsterten sich bei diese Vorschlag, den sie für einen grausa men Scherz hielten. Dann aber fuh ren sie wirklich in Waites Wagen l und sahen sich ein Spiel an.

Am folgenden Samstag hatte Wait bereits zehn Jungen und einen Ge hilfen. „In der Stadt läuft ein gute Film", sagte er. Da sie nicht zwöl Plätze nebeneinander bekamen, ord nete Waite an, sie sollten sich imme zu zweien irgendwo hinsetzen un sich nach der Vorstellung draußen wieder mit ihm treffen. Das taten si auch.

Heute gibt die Baseballmannschaf in der nächsten Stadt allen Insasse von Camp Butner einmal wöchent lich Freikarten. Kirchliche Verein gungen laden sie zu Ausflügen ein Sonntags gehen sie häufig in die Uni versität von Nordkarolina, wo sie be den Studenten zu Abend essen.

In Butner gibt es eigene Baseball und Korbballmannschaften, die dort aber auch auswärts, gegen Betriebs mannschaften, Sportvereine und Schulen spielen. Jedes Jahr haben alle im Juli eine Woche Ferien — erst geht die eine Hälfte eine Woche ins Zeltlager an einen See, dann folgt die zweite Hälfte. Sie schlagen Zelte auf, essen an Klapptischen, schwimmen, angeln, spielen Ball. All diese Ausflüge dienen als Ansporn zu fleißiger Arbeit und gutem Betragen.

Für den kultivierten Schreiber!

Der neue

Parker "51"

Der Parker „51" ist ein Füllhalter für verwöhnte Schreiber, die das Beste zu wählen wissen. Seine elegante und zeitlose Form ist eine glückliche Verbindung von Luxus und Zweckmäßigkeit, die seinen Besitz zu einer bleibenden Freude macht.

Mit dem Parker „51" besitzen Sie ein Schreibzeug von besonderem Wert; er ist zuverlässig und macht Ihnen das Schreiben so bequem wie möglich. Obwohl man im allgemeinen Schriftverkehr technische Hilfsmittel bevorzugt, ist das Schreiben mit der Hand bis heute die vornehmste Art des Korrespondierens geblieben.

Preis: Mit 14 kt Walzgold-Kappe DM 85,-, Garnitur DM 130,-

The Parker Pen Company

London, England Janesville, Wis, USA Toronto, Canada

Besuchstage, wie Waite sie eingeführt hat, gibt es in keinem anderen amerikanischen Gefängnis. An einem Sonntag jedes Monats erscheinen um acht Uhr früh die Verwandten in Butner, nehmen ihren Jungen mit und behalten ihn bis fünf Uhr nachmittags bei sich. Sie können innerhalb des sich über 1000 Hektar erstrekkenden Anstaltsgeländes mit ihm hingehen, wohin sie wollen, und tief im Wald oder unten am See, zehn Kilometer von der Anstalt entfernt, ein Picknick machen. Frauen besuchen ihre Männer, und ab und zu besucht ein Mädchen in Begleitung ihren Freund.

An manchen Sonntagen kommen ehemalige Zöglinge zu Besuch. Viele bringen ihre Frauen mit und zeigen ihnen das Lager. Einer, der in der Nähe wohnt, kommt sonntags oft herüber, um sich ein paar Jungen zum Mittagessen zu holen. Einige bringen den Jungen, die nie Besuch haben, etwas Gutes zu essen mit.

Waite nimmt nur Gefangene, die darum bitten, zu ihm zu kommen, und nur solche, die wenigstens noch ein halbes Jahr abzusitzen haben. Sie dürfen nicht vorbestraft sein und müssen zur „Ehrenklasse" zählen, das heißt, ihren Wärtern keine Schwierigkeiten machen. Er wird bei der Auswahl von einem Pädagogen, einem Psychologen und einem Geistlichen beraten, und er wählt Jungen aus, die am meisten Hilfe bedürfen, oft solche, die in Zeitungen als „hoffnungslos Kriminelle" bezeichnet worden sind. Ihr Durchschnittsalter ist achtzehn. Gewöhnlich herrschen i ihren Familien zerrüttete Verhältniss Armut oder Verbrechen. Nur weni haben mehr als Volksschulbildun einige sind Analphabeten.

Jeder beginnt mit Arbeit auf d Farm. Wenn ein Gefangener sich do bewährt hat, bekommt er eine A beit, bei der er ein Handwerk lerne kann: als Installateur, als Kühltec niker oder als Zimmermann. Einig bleiben bei der Landwirtschaft, u hier möglichst viel zu lernen, da s später aufs Land zurückkehre wollen.

Die meisten Gefangenen komme verbittert und gereizt in Butner a Man hat sie bei einem Verbrechen g faßt, sie finden sich in einer rauhe Straßenbaukolonne wieder, be schimpft, geschunden und gedemü tigt, kurz, man hat sie für die Ve brecherlaufbahn reif gemacht. Eine sagte mir, er sei entschlossen gew sen, sofort nach seiner Entlassun wieder einen Raubüberfall zu ve üben: „Ich wollte entweder Millionä werden oder draufgehen." Daß Wait ihn als Mensch behandelte, hat ih gewandelt. Er erlernte in Butner d Kühltechnik, bekam eine Stelle i einem Großbetrieb für Klimaanla gen, wurde ein tüchtiger Mechanike und erhielt in zwei Jahren vierma Lohnerhöhung.

In vielen Städten haben mir Mä ner in guten Stellungen erzählt, wi sie in Butner eine neue Welt kennen lernten. Da war ein Mann aus de Bergen, der mit dreizehn Jahren di Schule hatte verlassen müssen, u

WEIHET MIT MUSIK HOHE LEBENSSTUNDEN WEIHET
150000 Mitglieder bezeugen
die außergewöhnlichen Leistungen des Europäischen Buchklubs und seine Zuverlässigkeit. Die Namen und Werke der Komponisten, der Ruf unserer Orchester, Dirigenten und Solisten beweisen den künstlerischen Rang unseres Programms.
Zum Auftakt: Noch weitere sechs Langspielplatten aus dem Weihnachtsprogramm, die sofort lieferbar sind.
BEETHOVEN
5. Sinfonie, Wiener Symphoniker, Dir.: Otto Klemperer
BRAHMS
Ungarische Tänze, Albert Spalding (Viol.), Anthony Kooiker (Klav.)
CHOPIN
24 Preludes, op. 28, Guiomar Novaes (Klavier)
MOZART
Requiem, Salzburger Festspielbesetzung, Dirigent: Josef Messner (2 Platten)
PUCCINI
Butterfly, Österr. Symphonie-Chor u. -Orchester, Dirigent: Wilhelm Loibner
VERDI
Rigoletto, Maggio Musicale Orchestra, Florenz, Dirigent: Erasmo Ghiglia
Werden auch Sie Mitglied und genießen Sie
die Vorteile unseres Klubs.
Für einen Monatsbeitrag von 5.– DM beziehen Sie vier Langspielplatten im Jahre, dazu die Monatsschrift „Musik und Leben"
Jeder Musikfreund, der sich für die Mitgliedschaft interessiert, ist berechtigt, eine Probeplatte zum Vorzugspreis von 20.– DM zu bestellen.
Wir laden Sie ein,
diese Möglichkeit zu nutzen. Auch senden wir Ihnen gerne unsere Werbeschriften F 2
Die Schallplattenfreunde im
EUROPÄISCHEN BUCHKLUB
VERLAGS-GMBH
STUTTGART W · LINDENSPÜRSTRASSE 22
HOHE LEBENSSTUNDEN WEIHET

seinem Vater beim Alkoholschmuggel zu helfen. Jahrelang hatte er sich herumgetrieben und war schließlich bei einem Warenhauseinbruch gefaßt worden. Dann mußte er ein ganzes Jahr in einer Straßenbaukolonne arbeiten. In Butner fand er zum erstenmal Gelegenheit, mit anständigen Menschen zu verkehren und einen Beruf zu erlernen. Als ich ihn später kennenlernte, beschäftigte er zwölf Arbeiter und war gerade dabei, eine Wasserleitung für einen neuen Häuserblock anzulegen.

Waite bringt seine Leute nicht nur unter Menschen, sondern hält sie auch dazu an, anderen zu helfen. Sie stellen sich als Blutspender zur Verfügung, sie betätigen sich im Luftschutz und unterstützen die Feuerwehr bei Waldbränden; vor kurzem halfen sie mit, als eine in der Nähe gelegene Kirche angestrichen wurde — alles in ihrer Freizeit.

Als Camp Butner eröffnet wurde, sprachen abgebrühte Gefängnisbeamte nur von „Waites Spielplatz". Sie prophezeiten, das Lager werde sich keinen Monat halten. Es hatte noch kein halbes Jahr bestanden, als Dr. Austin MacCormick, eine Autorität für alle Fragen des Strafvollzugs, von der Regierung Nordkarolinas den Auftrag erhielt, die Gefängnisse des Staates zu überprüfen. In seinem Bericht hieß es, das Experiment in Butner sei der „einzige Lichtblick auf diesem Gebiet".

Mit der Zeit bekam Waite Einladungen vom Rotaryklub und ähnlichen Vereinen, denen er über sein Lager berichten sollte. Er fand bald, daß „seine Jungen" das viel besser konnten als er, und nahm fünf bis sechs von ihnen mit. Einer nach dem andern steht dann auf und erzählt, wie er in Schwierigkeiten geraten ist und wie Camp Butner „uns, die im Leben nie eine Chance gehabt haben, jetzt eine Chance gibt". Wenn sie fertig sind, fragen die Zuhörer vor allem: „Wie können wir euch helfen?" Die Antwort lautet: „Gebt den Entlassenen Arbeitsplätze." Heute haben annähernd fünfzig Gemeinden Ausschüsse gebildet, die den Ehemaligen von Camp Butner Stellen zu vermitteln suchen.

Der Erfolg von Camp Butner ist ein starkes Argument im Kampf um die Modernisierung des Gefängniswesens in Nordkarolina. Für Neger wurde ein zweites, ähnliches Jugendlager gegründet, und die Regierung hat in diesem Jahre ein Gesetz erlassen, das die Errichtung weiterer Jugendlager vorsieht.

Zahlreiche Unternehmer in Nordkarolina, die früher nicht im Traum daran gedacht hätten, entlassene Sträflinge zu beschäftigen, stellen sie heute nicht nur selbst an, sondern fordern auch andere Betriebe dazu auf. Ein Kaufmann, der den Bericht einer Gruppe von Butner-Jungen gehört hatte, kam mit einem Korb voll Eßwaren ins Lager und lud einen stillen Jungen, der noch nie Besuch gehabt hatte, zu einem Picknick ein. Seine Frau und er besuchten ihn immer wieder; sie sorgten dafür, daß er Weihnachten zu ihnen kommen

die neue kombinierte Universal-Küchenmaschine für Haushalt und Gewerbe mit allen sprichwörtlich guten Eigenschaften des Starmix und weiteren Vorzügen – Electrostar-Universalmotor 500 Watt – durch zahlreiche Zusatzgeräte ausbaufähig – Vorführung und Verkauf durch die Fachgeschäfte – Günstige Teilzahlungsbedingungen.

ELECTROSTAR GMBH · REICHENBACH (FILS) WÜRTT.

durfte. Als er entlassen wurde, besorgten sie ihm eine Stelle in einer Fabrik. Dort kam der Junge gut vorwärts. Inzwischen hat er geheiratet und die erste Rate für ein eigenes Haus eingezahlt.

Waite hat natürlich auch Fehlschläge erlebt. Aber von 247 Entlassenen sind nur zehn wieder mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

Von 340 jungen Leuten, die nach Butner kamen, sind 51 entflohen— durchschnittlich einer im Monat. Aber 30 sind freiwillig zurückgekehrt. Nie ist einer an einem Besuchssonntag oder während eines Ausflugs davongelaufen. Zuerst nahm Waite einige Ausreißer wieder auf; das tut er im Interesse des ganzen Lagers jetzt nicht mehr.

Die meisten Menschen werden sagen, jeder dieser Ausreißer bedeute einen Mißerfolg. Das sollte man aber nicht so einfach behaupten. Anfang dieses Jahres brachte Waite zwei Ausreißer zu einer Straßenbaukolonne, wo sie wieder gewöhnliche Gefangene ohne irgendwelche Vergünstigungen werden sollten. Unterwegs wurde sein Wagen von einem Lastzug gestreift und umgeworfen. Waite trug einen Kniescheibenbruch und drei Rippenbrüche davon. Wie immer unbewaffnet, lag er im Dunkeln hilflos neben seinen beiden Gefangenen, von denen einer ein Autodieb, der andere ein Einbrecher war. Sie liefen aber nicht fort, sondern blieben auf der Landstraße stehen, bis Hilfe kam, und leiteten inzwischen den Verkehr um. Dann verabschiedeten sie sich von James Waite und gingen mit den Polizisten, um ihre Strafe zu verbüßen.

Ein Rundfunkregisseur hatte sich verspätet und kam mit seinem Wagen im Verkehrsgewühl nur im Schneckentempo voran. Er überlegte hin und her, wie er sich herauswinden könnte. Da plötzlich fiel ihm ein, daß jetzt gleich das allwöchentliche Kriminalstück gesendet wurde, das stets mit dem Sirenengeheul eines Polizeiwagens begann. Er drehte sein Radio auf volle Lautstärke, und das Geheul der Sirene war weithin zu hören.

Sofort fuhren alle Wagen vor ihm auf die Seite, und der einfallsreiche Herr der Wellen konnte ungehindert seine Verspätung aufholen. S. J.

Während eines offiziellen Abendessens schrieb die Gastgeberin einen Zettel und ließ ihn durch den Diener einer Freundin, die am anderen Ende der Tafel saß, hinüberbringen. Diese konnte jedoch ohne Brille nicht lesen. Sie bat daher ihren Nachbarn zur Linken, ihr den Zettel vorzulesen. „Hier steht", begann dieser, „‚Liebe Leonore, bitte tu mir den Gefallen und kümmere Dich um Deinen Nachbarn zur Linken. Ich weiß, er ist entsetzlich langweilig, aber trotzdem, unterhalte Dich mit ihm.'" L. L.

Sich loslösen vom Alltag . . .

heißt sich selbst festliche Stunden schenken, denn Musik macht froh und beschwingt.

Das HOHNER-Akkordeon ist das Musikinstrument des Menschen von heute. Ob es allein oder im Zusammenklang mit anderen Instrumenten gespielt wird, immer schenkt es Freude u. Frohsinn.

HOHNER-Akkordeons und HOHNER-Mundharmonikas sind in jedem guten Fachgeschäft erhältlich. Prospekte durch

MATTH. HOHNER AG. TROSSINGEN/WÜRTT.

Größte Musikinstrumentenfabrik der Welt

Was die stummen Dinge erzählen

Von I. A. R. Wylie

DRAUSSEN tobte der Wintersturm und rüttelte an dem alten Haus, daß es in allen Fugen krachte. Ich saß zusammengekauert am Feuer. Und dann blieb mein Blick auf dem Sommerbild von Cornwall überm Kamin haften.

Es hing schon viele Jahre dort, aber richtig angeschaut hatte ich es seit langem nicht. Jetzt im Schein des Feuers nahm es Leben an: das Fischerdorf in Cornwall stand auf einmal in aller Wirklichkeit vor mir, die Häuschen mit sonnenwarmen Mauern, das Sonnenglitzern auf stillem Wasser, die Boote mit festgemachten Segeln schläfrig in dem kleinen Hafen. Ich konnte sogar das Fenster der Fischerkate erkennen, wo ich in jenem fernen, verwunschenen Sommer gewohnt hatte.

Ich saß wieder auf dem federnden Rasen am Klippenrand, während über mir die Seemöven kreisten und neben mir ein junger Maler emsig mit seinen Farben und seiner Leinwand beschäftigt war. Wir hatten viel gemeinsam. Wir waren beide sehr arm gewesen und hatten beide — seitdem wir überhaupt etwas von uns selber wußten — immer gewußt, daß wir werden würden, was wir nun waren: er Maler, ich Schriftstellerin.

„Freundliche Meilensteine am Lebensweg . . ."

Als Sohn eines Bergmanns in Cornwall hatte er mehrere Stipendien gewonnen, hatte sich zu den Pariser Ateliers durchgekämpft und war nahe am Verhungern und Verzweifeln gewesen. Aber jetzt sollte es bergan mit ihm gehen. Mit diesem Bild hoffte er zu wirklichem Erfolg durchzubrechen und dann das Mädchen heiraten zu können, das er liebte. Während im Verlauf der Sommertage nach und nach auf der Leinwand erschien, was ihm innerlich vorschwebte, wuchs in mir das Gefühl, daß ich einen gewissen Anteil daran hatte.

Als ich wieder in Amerika war, bekam ich einen Brief von dem jungen Maler. Das Bild war in London ausgestellt worden, und nun interessierte sich ein Käufer dafür. Aber er wollte mir die Vorhand lassen. Ich schrieb zurück und bot ihm eine bescheidene Summe, die er großzügigerweise annahm.

Nun war er wieder lebendig geworden in diesem Bild, mit dem er sich selber so überzeugend zum Ausdruck gebracht hatte und das einen ungetrübt schönen Sommertag und vor allem die Jugend und die Träu-

Geschäfte, die Wessels-Schuhe führen, nennt Ihnen gerne die Wessels-Schuhfabrik in Augsburg

me, die wir miteinander geteilt hatten, wieder heraufbeschwor.

Meine Augen wanderten so angeregt, wie sie seit langem nicht geschaut hatten, zu den anderen Andenken, die sich im Laufe eines langen Lebens um mich her angesammelt hatten. Das kleine Holzpferd zum Beispiel dort hinten im Dunkel. Meine Freunde behaupten, es sei überhaupt kein Pferd, sondern einfach ein dicker Holzstumpen mit Auswüchsen, die allenfalls wie ein Kopf, ein Schwanz und vier Beine ausschauten. Sie können nicht sehen, was ich sehe: einen schmalen Weg, der zwischen niedrigen Hügeln zu einem Indianerdorf bei Santa Fé führt, und mich selbst auf einem wirklichen Pferd sitzend und aus voller Kehle singend, denn ich war glücklich. Das Dorf, das von Touristen und Stammesangehörigen wimmelte, rüstete sich gerade zum alljährlichen Tanzfest.

Nur ein kleiner Indianerbub hockte abseits vor einem der aus ungebrannten Ziegeln gebauten Häuser und schnitzte an einem Stück Holz. Als ich absaß, schaute er begeistert herüber — nicht auf mich, sondern auf mein Pferd. Seine Mutter, die ein Gesicht wie ein Adler hatte, kam heraus und hielt mir eine kleine Schachtel hin, die sie schüttelte, so daß der Inhalt ermunternd klapperte.

„Er wollen Pferd", sagte sie, „wirkliche Pferd. Er sparen Pennies für das."

Eine Dollarnote fand ihren Weg in die Schachtel. Aber der Kleine hatte seinen Stolz; er war kein Bettler. Das Holzpferd wurde mir in die Hand gedrückt. Jetzt steht mir, wenn ich es betrachte, alles wieder vor Augen: ein früher Morgen, die Sonne, die mit langen goldenen Fingern die Berge im Westen berührt, und ich selber, singend aus reiner Lebenslust, und ein begeisterter kleiner Bub.

Andenken solcher Art birgt ja wohl jedes Heim — komische, zwecklose Dinge, die nur für den Besitzer Sinn und Wert haben. Ich erinnere mich an ein mir befreundetes Ehepaar, Andrew und Joan, und die zwei sonderbaren Scherenschnitte, die rechts und links vom Kamin hingen. Es sollten Porträts sein, sie waren jedoch den Urbildern ungefähr so ähnlich wie mein Holzpferd einem wirklichen Pferd. Aber einmal vor langer Zeit, im Frühling ihrer Liebe, hatten Andrew und Joan miteinander einen herrlichen Tag auf einem Dorfjahrmarkt verbracht. Sie versäumten nichts von allem, was es zu sehen gab, und als ein schäbiger kleiner Kerl mit Schere und schwarzem Papier sich erbot, für einen bescheidenen Preis ihre Silhouetten zu schneiden, brachten sie es nicht übers Herz, nein zu sagen.

Der Künstler tat sein Bestes. Es wurden keine Meisterwerke. Aber meine Freunde werden sich nie davon trennen und nehmen die Scherenschnitte heute noch gegen jede Kritik liebevoll lächelnd in Schutz:

WORAN ERKENNT MAN DEN ECHTEN KNIRPS ?

„Nein, sie sind uns nicht ähnlich, das wissen wir, aber sie erinnern uns an einen sehr glücklichen Tag."

Die russische Ikone auf meinem Kamin ist ein tragbarer Altar aus der Zeit vor der Revolution. Nur dreizehn Zentimeter hoch, aber fast einen Meter lang, läßt sie sich in Buchform falten, so daß ein von Dorf zu Dorf wandernder Priester sie überall, wo er Gottesdienst hielt, aufstellen konnte. Die kleinen, in rotem Email und Gold verzierten Felder stellen Ereignisse aus dem Leben der Apostel dar. Sie kam 1933, als ich Rußland bereiste, in meinen Besitz.

Eines Tages besuchte ich mit meinem Führer die Ruinen eines berühmten Klosters und sprach mit dem einzigen noch vorhandenen Insassen, einem alten Priester. Wenn ich die Ikone betrachte, sehe ich wieder seine eingesunkenen, brennenden Augen, die hohlen Wangen, den langen, weißen Bart, die schmuddelige, am Boden schleppende Kutte vor mir. Er hielt die Ikone in seiner knochigen, mit Erde beschmutzten Hand und zeigte mir, wie man sie entfaltete. Dabei sah er mich immer stumm bittend an, ich möchte sie doch kaufen — nicht nur, damit er ein paar Tage länger zu leben hatte, sondern damit sein heiliger Schatz erhalten bliebe.

Ich warf einen Blick auf meinen sowjetischen Führer, der sich abwandte und wegging. Hastig schob ich die Ikone in meine Handtasche; der Priester hatte mein Geld in seiner Kutte. Mein Führer verlor nie ein Wort über diesen Verstoß gegen ein kommunistisches Gebot. Später erfuhr ich, er sei liquidiert worden — vielleicht wegen seiner Lässigkeit in einem ähnlichen Fall. So sind die beiden nicht mehr, er und der alte Priester. Aber die Ikone steht noch auf meinem Kamin.

Auf dem langen Tisch unter meinem Fenster knien zwei burmesische Priester aus dunklem Holz in anbetender Haltung. Ich erstand sie vor Jahren in einem Antiquitätenladen

Li
Das Parfum für Verliebte
Li
DM 3.75
Größere Flacons DM 7.50 u. 15.-
DR. ALBERSHEIM FRANKFURT AM MAIN

zu einem Preis, über den sich mir jetzt noch die Haare sträuben. Sie sind fein und liebevoll geschnitzt, ihre schleppenden Kutten mit kleinen glänzenden Steinen besetzt. Aber das eigentlich Schöne an ihnen ist ihr Ausdruck friedvoller Andacht.

Vor vielen Jahren knieten sie auf den Stufen eines burmesischen Altars, von wo sie bei irgendeinem Aufruhr gestohlen wurden. Ich hatte anfangs die Idee, daß ihnen vielleicht zur Rache für diese Entweihung ein Fluch anhafte. Aber ich fürchte mich schon lange nicht mehr vor ihnen. Sie sind zu sanft, zu freundlich. Ich glaube sogar, da sie mir so viel mehr bedeuten als bloßen Besitz, daß sie vielleicht ganz froh darüber sind, hier bei mir zu beten und eine Weile rasten zu können, bevor die Reise weitergeht.

Meine Augen wandten sich einer kleinen Figur zu, einem schlanken, rotbraunen, aus Eichenholz geschnitzten Fuchs, der da am Kamin saß, den buschigen Schweif um die Pfoten gelegt, die Nase frech erhoben, wie spottend über die Hunde, denen er eben ein Schnippchen geschlagen. Ich erinnerte mich, daß ich einmal vor Jahren in einem Schaufenster in New York ein Doppel von ihm sah. Ich ging in den Laden, um nach dem Preis zu fragen, und kam schleunigst wieder heraus.

Kurz darauf brachte uns ein merkwürdiger Zufall zusammen. Als ich während des Krieges in England war, führte mich meine Tätigkeit nach Exeter, das eben von einem schweren Bombenangriff betroffen worden war, und hier, in einem staubigen Raritätenladen, der inmitten der Trümmer stehengeblieben war, fand ich meinen Fuchs wieder! Jawohl, sagte der alte Inhaber traurig, ein Doppel sei vor einiger Zeit nach New York geschickt worden. Dies hier sei die letzte Arbeit des Holzschnitzers, der sie vorige Woche zum Verkauf hergebracht habe. Noch in derselben Nacht sei er bei dem Versuch, seine Nachbarn aus dem zerbombten Haus zu retten, ums Leben gekommen.

Der Preis für den Fuchs war mäßig, und er und ich waren so offensichtlich füreinander bestimmt, daß ich auf der Stelle zahlte. Nun saß er hier und schaute mit mir ins Feuer. Dachte er wohl noch an die kunstfertigen Hände dessen, der ihn einst aus einem formlosen Eichenholzkloben zum Dasein gebracht hatte? Mir war, als wäre auch mir dieser Mann kein Fremder.

Das Tischchen dort und die blaßblaue Vase darauf sind an sich wertlos. Aber sie bedeuten für mich die Erinnerung an mein erstes eigenes Heim. Ich hatte so viele Jahre meiner bedrängten Jugendzeit bei fremden Leuten verbringen müssen, immer nur umgeben von Dingen, die anderen Leuten gehörten, daß ich mich aus tiefstem Herzen nach einem eigenen Zuhause gesehnt hatte, nach Dingen, die wirklich mein waren, mochten sie noch so bescheiden sein. Eines Tages, als ich gedankenverloren in ein Schaufenster blickte, fiel

W. 03043

HENKELL

Ein KLASSIKER *des Weinkellers*

HENKELL & CO · SEKTKELLEREIEN · WIESBADEN-BIEBRICH

„Nein, sie sind uns nicht ähnlich, das wissen wir, aber sie erinnern uns an einen sehr glücklichen Tag."

Die russische Ikone auf meinem Kamin ist ein tragbarer Altar aus der Zeit vor der Revolution. Nur dreizehn Zentimeter hoch, aber fast einen Meter lang, läßt sie sich in Buchform falten, so daß ein von Dorf zu Dorf wandernder Priester sie überall, wo er Gottesdienst hielt, aufstellen konnte. Die kleinen, in rotem Email und Gold verzierten Felder stellen Ereignisse aus dem Leben der Apostel dar. Sie kam 1933, als ich Rußland bereiste, in meinen Besitz.

Eines Tages besuchte ich mit meinem Führer die Ruinen eines berühmten Klosters und sprach mit dem einzigen noch vorhandenen Insassen, einem alten Priester. Wenn ich die Ikone betrachte, sehe ich wieder seine eingesunkenen, brennenden Augen, die hohlen Wangen, den langen, weißen Bart, die schmuddelige, am Boden schleppende Kutte vor mir. Er hielt die Ikone in seiner knochigen, mit Erde beschmutzten Hand und zeigte mir, wie man sie entfaltete. Dabei sah er mich immer stumm bittend an, ich möchte sie doch kaufen — nicht nur, damit er ein paar Tage länger zu leben hatte, sondern damit sein heiliger Schatz erhalten bliebe.

Ich warf einen Blick auf meinen sowjetischen Führer, der sich abwandte und wegging. Hastig schob ich die Ikone in meine Handtasche; der Priester hatte mein Geld in seiner Kutte. Mein Führer verlor nie ein Wort über diesen Verstoß gegen ein kommunistisches Gebot. Später erfuhr ich, er sei liquidiert worden — vielleicht wegen seiner Lässigkeit in einem ähnlichen Fall. So sind die beiden nicht mehr, er und der alte Priester. Aber die Ikone steht noch auf meinem Kamin.

Auf dem langen Tisch unter meinem Fenster knien zwei burmesische Priester aus dunklem Holz in anbetender Haltung. Ich erstand sie vor Jahren in einem Antiquitätenladen

Li
Das Parfum für Verliebte
Li
DM 3.75
Größere Flacons DM 7.50 u. 15.-
DR. ALBERSHEIM FRANKFURT AM MAIN

zu einem Preis, über den sich mir jetzt noch die Haare sträuben. Sie sind fein und liebevoll geschnitzt, ihre schleppenden Kutten mit kleinen glänzenden Steinen besetzt. Aber das eigentlich Schöne an ihnen ist ihr Ausdruck friedvoller Andacht.

Vor vielen Jahren knieten sie auf den Stufen eines burmesischen Altars, von wo sie bei irgendeinem Aufruhr gestohlen wurden. Ich hatte anfangs die Idee, daß ihnen vielleicht zur Rache für diese Entweihung ein Fluch anhafte. Aber ich fürchte mich schon lange nicht mehr vor ihnen. Sie sind zu sanft, zu freundlich. Ich glaube sogar, da sie mir so viel mehr bedeuten als bloßen Besitz, daß sie vielleicht ganz froh darüber sind, hier bei mir zu beten und eine Weile rasten zu können, bevor die Reise weitergeht.

Meine Augen wandten sich einer kleinen Figur zu, einem schlanken, rotbraunen, aus Eichenholz geschnitzten Fuchs, der da am Kamin saß, den buschigen Schweif um die Pfoten gelegt, die Nase frech erhoben, wie spottend über die Hunde, denen er eben ein Schnippchen geschlagen. Ich erinnerte mich, daß ich einmal vor Jahren in einem Schaufenster in New York ein Doppel von ihm sah. Ich ging in den Laden, um nach dem Preis zu fragen, und kam schleunigst wieder heraus.

Kurz darauf brachte uns ein merkwürdiger Zufall zusammen. Als ich während des Krieges in England war, führte mich meine Tätigkeit nach Exeter, das eben von einem schweren Bombenangriff betroffen worden war, und hier, in einem staubigen Raritätenladen, der inmitten der Trümmer stehengeblieben war, fand ich meinen Fuchs wieder! Jawohl, sagte der alte Inhaber traurig, ein Doppel sei vor einiger Zeit nach New York geschickt worden. Dies hier sei die letzte Arbeit des Holzschnitzers, der sie vorige Woche zum Verkauf hergebracht habe. Noch in derselben Nacht sei er bei dem Versuch, seine Nachbarn aus dem zerbombten Haus zu retten, ums Leben gekommen.

Der Preis für den Fuchs war mäßig, und er und ich waren so offensichtlich füreinander bestimmt, daß ich auf der Stelle zahlte. Nun saß er hier und schaute mit mir ins Feuer. Dachte er wohl noch an die kunstfertigen Hände dessen, der ihn einst aus einem formlosen Eichenholzkloben zum Dasein gebracht hatte? Mir war, als wäre auch mir dieser Mann kein Fremder.

Das Tischchen dort und die blaßblaue Vase darauf sind an sich wertlos. Aber sie bedeuten für mich die Erinnerung an mein erstes eigenes Heim. Ich hatte so viele Jahre meiner bedrängten Jugendzeit bei fremden Leuten verbringen müssen, immer nur umgeben von Dingen, die anderen Leuten gehörten, daß ich mich aus tiefstem Herzen nach einem eigenen Zuhause gesehnt hatte, nach Dingen, die wirklich mein waren, mochten sie noch so bescheiden sein. Eines Tages, als ich gedankenverloren in ein Schaufenster blickte, fiel

W. 03043
HENKELL
Ein KLASSIKER des
Weinkellers
HENKELL & CO · SEKTKELLEREIEN · WIESBADEN-BIEBRICH

mein Blick auf das Tischchen und die Vase, beide so beisammen wie jetzt.

Eine vernünftigere junge Frau hätte mit Kochtöpfen und Pfannen und Leinenzeug begonnen, ihr Heim zu gründen. Aber das Tischchen und die Vase waren, was ein Poet „Hyazinthen zur Speisung der Seele" genannt hat. Ich tat den kühnen Schritt und verwahrte dann die beiden bis zu dem Tage, an dem ich sie stolz in meinem eigenen Heim aufstellen konnte. Für mich bedeuteten sie einen weit zurückliegenden freundlichen Meilenstein an meinem Lebensweg.

Ich dachte daran, daß jedes Heim in der Welt, mochte es noch so einfach sein, solche liebgewordenen Dinge birgt, solche Andenken an glückliche Tage, an Hoffnungen, Wünsche und selbst Sorgen. Und jedes von ihnen war von jemandem geschaffen, der damit etwas zum Heim eines ihm Unbekannten beigesteuert hatte. Einer hatte den Baum gepflanzt, aus dem mein Tischchen hergestellt war, einer hatte ihn gefällt, wieder einer die Bretter geschnitten und gehobelt, poliert und zusammengefügt, hatte sich vielleicht ausruhend zurückgelehnt und sein Werk zufrieden betrachtet. Einer hatte die Töpferscheibe gedreht und aus einem Lehmklumpen meine Vase geformt und nach seinem Geschmack gefärbt, hoffend, daß auch ein anderer Gefallen daran finden werde. All die Dinge um mich her, die ich als so selbstverständlich hingenommen, hatten Anspruch auf meine Achtung und Sorgfalt, waren auch nur deshalb, weil sie das Werk liebender Hände waren — Ausdruck des Besten, das sie in sich hatten.

Das Feuer brannte jetzt nicht mehr so hell, aber ich war nicht mehr allein. Ich fühlte mich wie von einer Wolke Anwesender umgeben — eifriger, bemühter Leute, manche seit langem tot, aber fortlebend in ihren Werken. Was selbst der Einfachste unter uns träumte oder zustande brachte, war nicht notwendigerweise vergänglich. Wenn es ehrlich und nach besten Kräften getan war, konnte es fortbestehen.

Väter sind doch bessere Diplomaten

Keine Überredung konnte unseren sechzehn Monate alten Sohn dazu bringen, seine Medizin zu nehmen, in welcher Form, Mischung oder Verkleidung auch immer. Verzweifelt gab ich es schließlich auf und ging aus dem Zimmer. Als ich nach einer Weile zurückkam, blieb mir vor Staunen der Mund offen. Da stand mein Söhnchen, sperrte vergnügt den Schnabel auf und konnte gar nicht genug davon bekommen.

Mein Mann hatte das Problem ganz einfach gelöst, indem er die Medizin mit Orangensaft vermischt in eine Wasserpistole gefüllt hatte und nun in ihn hineinschoß.

H. S.

Millionen sind kurzsichtig –

Eine kürzlich im Bundesgebiet durchgeführte Umfrage ergab: 6 Millionen Deutsche sind kurzsichtig. (In anderen Kulturländern liegt der Prozentsatz der Kurzsichtigen noch höher.) Dieses Ergebnis braucht uns jedoch nicht zu beunruhigen; denn es gibt Brillen, die das volle Sehvermögen wieder herstellen.

Millionen handeln kurzsichtig!

Über 5 Millionen Erwachsene*) brauchten dringend eine Sehhilfe, aber — fahrlässig oder im guten Glauben — zögern sie die Anschaffung einer Brille hinaus.

Vielleicht sind Sie einer von diesen? Handeln Sie nicht kurzsichtig! Erhalten Sie Ihre Augen durch die richtige Brille länger leistungsfähig!

Eine fachärztliche Untersuchung wird Ihnen über Ihre Augen Gewißheit geben, und Ihr Augenoptiker wird Ihnen helfen, unter vielen schönen Modellen Ihre Fassung auszusuchen.

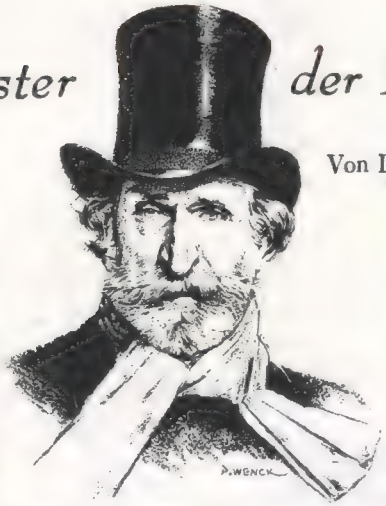
**) Die Untersuchung eines Instituts für Meinungsforschung (I. f. D., Allensbach) ergab: Über 5 Millionen Erwachsene im Bundesgebiet haben nur bedingt sehtüchtige Augen.*

Seine Lieder entflammten ein ganzes Volk

VERDI–

Meister der Melodie

Von Donald Culross Peattie



Je näher die Uraufführung der neuen Oper rückte, desto nervöser wurde der Tenor. Seine große Arie im letzten Akt fehlte noch in der Partitur. „Sie ist geschrieben", beschwichtigte ihn der Komponist seelenruhig, „aber wenn sie bei den Proben bekannt wird, singt sie schon ganz Venedig, ehe überhaupt noch der Vorhang aufgeht, und es würde dann heißen, ich hätte sie gestohlen." So wurde sie dem Sänger erst im letzten Augenblick in die Hände gegeben — eine Melodie, so beschwingt und einprägsam, daß er sie im Nu auswendig konnte. Sie wurde der Höhepunkt des Abends, und als *Rigoletto* verklungen war, sangen bereits die Gondolieri in der linden Mainacht: „*La donna è mobile* — Ach, wie so trügerisch..." Heute, ein Jahrhundert später, ist sie noch genau so funkelnd wie damals, als sie dem Kopf Giuseppe Verdis, dieses unsterblichen Melodienschöpfers, entsprang.

Wie kam es, daß aus einem schlichten Bauerngeschlecht ein solches Musikgenie hervorging? Carlo Verdi hatte ein Wirtshaus in Le Roncole in der Po-Ebene. Hier wurde ihm am 10. Oktober 1813 ein Sohn geboren. Wie meist bei großen Musikern, zeigte sich das Talent des Knaben sehr früh; mit vier Jahren bereits ging er einem wandernden Geiger namens Bagasset nicht von den Fersen. „Sie sollten ihn Musiker werden lassen", sagte Bagasset zu dem Wirt, und so kam Carlo Verdi eines Tages hoffnungsvoll mit einem klapprigen alten Spinett für seinen „Beppino" nach Hause. Ein ortsansässiger Musikus gab Beppino Unterricht, und als der Kleine zwölf Jahre alt war, wurde er Organist an der kleinen Kirche von Le Roncole.

Lieber
leichter,
lieber
Mercedes

Batschari
MERCEDES
Rein Orient

10 Pf

Rein Orient · Batschari Tradition

Die nächste Stadt, Busseto, war fünf Kilometer weit entfernt. Dort sollte Beppino die Schule besuchen, und so wurde der blasse, schmächtige, grauäugige Junge nach Busseto zu einem Flickschuster in Kost gegeben. Die Musik liegt in Italien in der Luft, und ein Lebensmittelhändler in der Stadt, Antonio Barezzi, war so musikbegeistert, daß er den jungen Verdi lediglich seinem Talent zuliebe in seinem Geschäft anstellte. Er sorgte auch dafür, daß der Pfarrer ihm Unterricht in den klassischen Sprachen und der Domorganist Provesi ihm Musikunterricht gab. Sehr bald schon wurde der junge Mann in das Haus Barezzi aufgenommen, wo er mit der ältesten Tochter, Margherita, Freundschaft schloß. Die beiden lasen miteinander Gedichte und spielten vierhändig auf dem schönen Wiener Klavier.

Als der junge Musiker achtzehn Jahre alt war, riet man ihm, seine Studien am Mailänder Konservatorium fortzusetzen. Mit der Zusage in der Tasche, daß die Stadt Busseto die Kosten der Ausbildung aus einem Fonds für begabte Studierende tragen werde, machte sich Giuseppe hoffnungsfroh auf den Weg. Aber bei der Aufnahmeprüfung hatten die gestrengen Herren nur Augen dafür, daß da ein linkischer Jüngling vor ihnen saß, bei dem sie an allem — Kleidung, Alter, Haltung am Klavier — etwas auszusetzen fanden. Sie wiesen den größten Musiker, der je an ihre Türe klopfte, ab (und suchten es in späteren Jahren vor sich selber dadurch wiedergutzumachen, daß sie ihre Schule in „Verdi-Konservatorium" umtauften).

Es war ein arger Schlag für Verdi, aber es kümmerte ihn weniger seinetwegen, als um derjenigen willen, die an ihn geglaubt hatten. Daran hatte sich jedoch nichts geändert. Provesi war nach wie vor überzeugt, daß er zu Großem bestimmt sei, das Stipendium blieb zu seiner Verfügung, Barezzi unterstützte ihn auch weiterhin, die Stadt Busseto wollte ihn als Kapellmeister anstellen. Und Margherita wollte ihn, nach wie vor, heiraten. Einen Tag nach ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstag ging ihr Wunsch in Erfüllung. Die Küsse der Eltern noch warm auf den Wangen, die Hände voller Blumen, fuhr sie mit ihrem Giuseppe in die Flitterwochen nach Mailand.

Hier hatte Verdi schon bei Lavigna studiert, der seinen Schüler angehalten hatte, sich ganz in die Musik Mozarts, dem bis dato größten Opernkomponisten, zu versenken. Und dem glanzvollen und schwierigen Bereich der Oper wandte sich der junge Verdi nun kühn zu.

Mailand war die Opernkapitale nicht nur Italiens, sondern der Welt. Hier wetteiferten die besten Sänger, Dirigenten und Komponisten in der Scala, dem Theater, wo die „große Oper" auf ihrer größten Höhe ist. Diese Kunst blüht in Italien wie eine bodenständige Blume, denn die Italiener singen für ihr Leben gern. Fischer beim Netzeeinziehen, Mädchen beim Waschen am Brunnen, Liebes-

PARFÜM
EAU DE COLOGNE

IA-33

I·F·SCHWARZLOSE
SÖHNE

paare, wenn sie auf ländlichen Wegen dahinschlendern — sie alle lassen laut und mit Genuß ihre Stimme erschallen. Kein Wunder, daß hier, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die Oper geboren wurde. Zu Verdis Zeit war sie die Leidenschaft des ganzen Volkes. Jedermann hatte seine besonderen Lieblinge unter den Sängern, Komponisten und Theatertruppen, und um dieser unersättlichen Begeisterung Genüge zu tun, mußten die Bühnenleiter in rascher Folge neue Opern herausbringen.

So komponierte der junge Verdi im Jahre 1836 seinen ersten Versuch, *Oberto*.

Dann traf ihn ein schwerer Schlag. Virginia, das erste Kind Verdis, der Augenstern ihres Vaters, starb im August 1838, gerade einen Monat nachdem den Eltern ein Sohn geboren worden war. Um diese Zeit versuchte Verdi gerade, den Impresario der Scala, Merelli, für seine Oper zu interessieren. Aber Merelli war ein vielbeanspruchter, von jungen Komponisten belagerter Mann. Unterdessen verdiente sich Verdi, so gut es ging, als Dirigent von Chören und Musikkapellen und mit der Komposition von Märschen und Kirchenmusik und Instrumentierungen seinen Lebensunterhalt. Das junge Paar siedelte in eine billigere Wohnung über; Margherita versetzte ihren Schmuck, um die Miete bezahlen zu können. Und noch immer kam keine Antwort von Merelli. In dem trübseligen Herbst 1839 starb auch das Söhnchen.

Doch eine Freundin war in dieser kummervollen Zeit für Verdi tätig gewesen. Giuseppina Strepponi, die führende junge Sopranistin der Scala, deren Herz so warm war wie ihre Stimme, konnte Merelli davon überzeugen, daß der *Oberto* es verdiente, aufgeführt zu werden. Er hatte leidlichen Erfolg, und der Direktor bot Verdi zu noblen Bedingungen Verträge über drei weitere Opern an.

Bald darauf starb Margherita, von Sorge und Leid erschöpft, nach einer kurzen Krankheit. Und der nun zum dritten Mal so schwer Getroffene war vertraglich verpflichtet, eine komische Oper zu Ende zu schreiben! Er hielt tapfer durch, aber was dabei herauskam, war so freudlos, daß es mit Pfeifen und Zischen und Gelächter und einem Hagel fauler Äpfel aufgenommen wurde — Gelächter, das dem unglücklichen jungen Mann in den Kulissen grausam wie Wolfsgeheul klang. „Ich will nie wieder etwas komponieren", schwor er.

Monatelang bekam ihn niemand zu Gesicht. Dann begegnete Merelli eines Dezemberabends einer einsamen, gegen das Schneetreiben gebückten Gestalt — Verdi. Er zog ihn mit sich in sein Büro und nötigte ihm ein Libretto auf, das Verdi, als er wieder daheim war, grimmig auf den Tisch schleuderte. Plötzlich fiel sein Blick auf eine Zeile, die ihn ansprach: „*Va pensiero sull' ali dorate* — Zieh hin, Gedanke, auf goldenen Schwingen."

Verdi hielt inne und nahm das Werk auf. Es handelte von Ne-

In den Werken des großen flämischen Malers Peter Paul Rubens offenbart sich die barocke Freude am kraftvoll genußfrohen Leben.

FREUND

Peter Paul Rubens
ZWEI SATYREN

MÜNCHEN
Alte Pinakothek

Photo Hanfstaengl

Wer sich das Gefühl für die Urkraft des Lebens erhalten hat, wie sie diesem Bilde entströmt, der wird auch die kleinen Freuden des Lebens zu schätzen wissen, etwa ein gutes Mahl oder einen erlesenen Trunk, vielleicht ein Glas mit edlem Weinbrand, einem, der hält was sein Name verspricht, einem

Scharlachberg Meisterbrand

bukadnedzar, König von Babylon, der die Juden in die Gefangenschaft führte. Aber das war, wie Verdi alsbald sah, nur eine durchsichtige Tarnung; in Wahrheit richtete es sich gegen die österreichische Fremdherrschaft in fast ganz Italien (nur im Nordwestwinkel wahrte der König von Piemont noch die italienische Freiheit). Die Dichtung erweckte in dem jungen Komponisten leidenschaftliche Gefühle, die stärker waren als sein Kummer. Er griff nach einem Blatt Notenpapier.

Nabucco wurde 1842 in der Scala uraufgeführt. Von dem stürmischen Eröffnungschor bis zum letzten Trompetenruf wurde das Werk mit immer erneutem Beifall aufgenommen. Als der Prophet Zacharias sang: „Tod den fremden Tyrannen!" wußten alle, daß Österreich gemeint war. Das Zion, um das die Juden klagten: „O mein Vaterland, so schön und so gebeugt", war für aller Ohren, die da hörten, Italien.

Immer, wenn österreichische Offiziere ein Café betraten, summten nun die anwesenden Italiener Nabuccos zündende Arie: „Zieh hin, Gedanke, auf goldenen Schwingen!" Gassenbuben pfiffen sie. Leierkästen orgelten sie vor den Polizeirevieren. Die Arie fand ihren Weg in die entlegensten Winkel des unterdrückten Landes und wurde überall als Vorbote der Freiheit begrüßt. Denn man kann eine Melodie nicht mit Bajonetten verjagen und nicht ins Gefängnis werfen. Und Verdis Melodien sind besonders schwer zum Schweigen zu bringen, weil sie so leicht zu singen sind.

Eine patriotische Oper nach der anderen entstand nun, und seine Arien wurden zu Liedern der Widerstandsbewegung. Überall in ganz Italien schrieben Patrioten *Viva V.E.R.D.I.* — *V*ittorio *E*manuele, *R*e *D'I*talia — an die Wände, während der Komponist in aller Stille Gewehre, die er aus eigener Tasche bezahlte, durch die österreichischen Linien schmuggelte. Mit Recht wurde Verdi der „Maestro der Revolution" genannt*). Das war ihm sein liebster Ehrentitel.

Diese ersten zwölf Jahre seiner Laufbahn nannte Verdi seine „Galeerensklavenzeit", eine Zeit angestrengtester Arbeit, während der er nicht weniger als sechzehn Opern schrieb, einstudierte und dirigierte. Er hatte kein eigenes Leben mehr, die glanzvolle Scheinwelt der Oper zehrte ihn ganz und gar auf. Es ging ihm um nichts Geringeres als um Vollkommenheit; um zu erreichen, was ihm vorschwebte, genierte er sich nicht, etwa einen eitlen Pfau von Tenor so herzunehmen, daß er ganz klein wurde, oder mit einer stolzen Diva so lange zu proben, bis sie in Wuttränen ausbrach. Er, der Einsame inmitten all der Menschen, hatte nur eine Freundschaft — mit

*) Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses (1815), der auf den Zusammenbruch des napoleonischen Kaiserreichs folgte, war Österreich zur vorherrschenden Macht in Italien geworden. Die Einheit und völlige Befreiung von fremden Mächten wurde erst 1870 unter Viktor Emanuel II. erreicht.

DER MODISCHE WINTERMANTEL
AUS BESTEM
LANTERN
WOLLSTOFF
Marianne Zinner
BEZUGSNACHWEISE UND UNSERE BROSCHÜRE ERHALTEN SIE DURCH
MARIANNE ZINNER · M-GLADBACH 65

Giuseppina Strepponi, die seinem eingefrorenen Herzen endlich Wärme gab.

Der *Rigoletto*, den er in vierzig Tagen komponierte, machte den Galeerensklavenjahren ein Ende. Er brachte ihm Reichtum und Ruhm und freie Entfaltung seines Genius. Zwei Jahre später schrieb er in neunundzwanzig Tagen den *Troubadour*. Während die Proben noch liefen, arbeitete er bereits an der *Traviata*. Der Titel bedeutet eine „Verlorene", „vom Wege Geratene", und die Heldin war eine Gestalt aus dem wirklichen Leben — eine schöne, junge Pariser Kurtisane, die kurz zuvor an Schwindsucht gestorben war und deren Schicksal das Drama *Die Kameliendame* von Alexander Dumas zum Thema hatte. *La Traviata* wurde vor einem illustren Publikum in Venedig aufgeführt — und fiel unter schallendem Gelächter und wütendem Zischen durch. Die Handlung war zu realistisch für eine an kostümiertes Brimborium gewöhnte Hörerschaft. Vierzehn Monate später fand eine zweite, darstellerisch bessere Aufführung statt, und das wankelmütige Publikum applaudierte stürmisch.

Aber nun wandte sich Verdi von der Welt des Rampenlichts und des Beifalls wieder der erdverbundenen Wirklichkeit zu, in der er aufgewachsen war. Unweit von Busseto kaufte er ein Stück Land, und dorthin zog er sich mit der Strepponi zurück, die jetzt seine Frau war. In dieser „Wüste", wie er es liebevoll-ironisch nannte, pflanzte er Bäume an, baute Straßen, zog Bewässerungsgräben. Er brachte die erste Dreschmaschine und den ersten Dampfpflug in die Po-Ebene. Er gründete eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen geführte Molkerei (damals eine als „neumodisch" verspottete Idee), und war stolzer auf sein schönes Vieh als auf sämtliche ihm von König, Kaiser und Zar verliehenen Orden und Ehrenzeichen. Als eine Finanzkrise in Italien bedrohliche Arbeitslosigkeit und Massenflucht nach Amerika zur Folge hatte, eröffnete Verdi weitere Molkereien und verhalf dadurch zweihundert Menschen zu einer Anstellung. „Aus meinem Dorf wandert keiner aus!" rühmte er sich. Zugleich bekleidete er mehrere Jahre lang das Amt eines Senators und trat für gesetzlichen Schutz des musikalischen Urheberrechts ein; denn Verdi war außerdem ein gewiegter Geschäftsmann.

Er konnte jetzt wählen unter den vielen Rufen, die an ihn ergingen. Der Lederkoffer mit seinem Chapeau claque wurde ganz abgewetzt von all den Reisen nach Paris, Madrid, London, Petersburg. Zur Feier der Eröffnung des Suezkanals ließ der Khedive, der Vizekönig von Ägypten, ein Opernhaus bauen und bestellte bei Verdi eine neue Oper. Am Weihnachtsabend 1871 wurde *Aida* in Kairo aufgeführt. Es war ein Triumph, Beifallsdonner rollte durch das Haus. Heute noch ist *Aida* unter allen Opern der sicherste Kassenmagnet.

SOENNECKEN
Elegante Form
und technische Vollkommenheit
sind die besonderen Vorzüge der
SOENNECKEN
Füllhalter
SOENNECKEN-Füllhalter — aus Deutschland
erster Füllhalterfabrik — sind mit der 14 karätigen
Goldfeder schon ab DM 11.— erhältlich.

Verdi hatte nun 25 Opern geschrieben; man sollte meinen, sein Lebenswerk sei damit getan gewesen. Aber im Jahre 1887 kündigte die Scala eine neue Verdi-Oper an. Er war jetzt dreiundsiebzig; konnte es sein, daß das alte Feuer noch brannte? Am Abend der Premiere war das große Haus gedrängt voll; auf dem Platz vor dem Theater warteten die Menschen Kopf an Kopf; im Orchester stimmte ein begeisterter Zwanzigjähriger sein Cello — Arturo Toscanini. Das Rampenlicht schien auf, der Taktstock hob sich, ein Schwall von Musik fegte über die Streicher wie ein Windstoß, und der Vorhang hob sich über *Otello*. Vom Eröffnungssturm bis zu den dunklen Schlußakkorden saßen die Hörer im Bann leidenschaftlichen Gefühls. Dieses tiefgründigste Werk Verdis gilt heute noch vielen als die größte Oper, die je geschrieben wurde.

Sein Schwanengesang, sollte man meinen. Mit achtzig Jahren schenkte er der Welt, abermals mit Shakespeare verbündet, den *Falstaff* — eine Musik, so lachend, so ausgelassen, als hätten dem Komponisten noch die Jugendlocken um die Stirn geweht.

Aber wenn Verdi sich ein junges Herz bewahrte, so vergaß er darüber nicht das Mitgefühl mit dem Alter und seinen Gebrechen. Er bestimmte alle Einkünfte aus seinen Opern zur Gründung und Unterhaltung eines „Hauses der Ruhe" für alte, verdiente Musiker. Einem venezianischen Palast ähnlicher als einem Altersheim, steht es noch heute in Mailand, ein Denkmal der Kunst und der Menschenliebe.

Als Verdis zweite Ehe mit Giuseppina Strepponis Tod endete, war seine Lebenskraft erschöpft. Seine letzten müden Tage verbrachte er in einem Mailänder Hotel. Dort wachte er am Morgen des 27. Januar 1901 nicht mehr auf.

Der italienische Senat vertagte sich zum Zeichen der Trauer. In ganz Italien schlossen die Banken und Ämter. Die Scala blieb einen Monat lang dunkel. Die Trauerfeier war, Verdis Wunsch entsprechend, schlicht und ohne Musik. Über die Beerdigung selbst jedoch war in seinem letzten Willen nichts gesagt, außer daß er im „Haus der Ruhe" beigesetzt werden wolle. So kam es, daß der Maestro mit allem Pomp federbuschgeschmückter Rosse, juwelenfunkelnder Fürstlichkeiten und ordengeschmückter Diplomaten zu Grabe getragen wurde. Und als ein Chor von neunhundert Sängern, von Toscanini geleitet, die Stimmen erhob, fielen Tausende zum letzten Lebewohl ein: „*Va pensiero sull' ali dorate!* — Zieh hin, Gedanke, auf goldenen Schwingen!"

Notiz in der Londoner *Times:* „Die Hellseher-Vereinigung hat ihre Monatsversammlung wegen unvorhergesehener Umstände abgesagt." J.

Der große deutsche Sekt
MM
SEIT 1811
Matheus Müller · Eltville
SEIT 1811

Eine Belegschaft von Körperbehinderten erzielt in sieben Monaten einen Reingewinn von 50 000 Dollar

Stiefkinder des Lebens

Aus der Monatsschrift Nation's Business

von Lois Mattox Miller und James Monahan

Über dem Eingang zu einem niedrigen weißen Gebäude in West-Hempstead im Staate New York steht auf einem Firmenschild ganz einfach Abilities, Inc. „Abilities? Fähigkeiten? Das ist sehr bescheiden ausgedrückt", sagte ein Industrieller, der mit der kleinen Firma in Geschäftsverbindung steht. „‚Genie und Tatkraft, Gesellschaft mit unbeschränkter Leistung' würde besser passen."

Die Firma hat es in einem Jahr in einer Branche mit scharfer Konkurrenz durch Findigkeit und Energie zu einzigartigem Erfolg gebracht. Sie stellt für ein Dutzend großer Unternehmen Teilfabrikate her, zum Beispiel Elektronengeräte, feinmechanische Montagen, Einzelteile für Flugzeuge, Granatzünder, Radioapparate, Plattenspieler, Diktaphone.

Die Abnahmeingenieure der großen Firmen sind bei der Überprüfung der Erzeugnisse immer wieder überrascht, daß die Qualität besser ist, die Zahl der Beanstandungen im Verhältnis geringer und die Produktion höher als in ihren eigenen Fabriken.

Was diesen Betrieb aber wirklich einzigartig macht, ist die Tatsache, daß vom Chef abwärts alle, die in ihm arbeiten, stark körperbehindert oder blind sind. Ja es ist sogar so, daß jemand, der über gesunde Glieder verfügt, hier keine Arbeit findet.

Noch vor einem Jahr galten die meisten dieser etwa fünfzig Arbeiter als „arbeitsunfähig". Der größte Teil hatte nie eine Anstellung gehabt, und manche hatten von irgendwelchen Unterstützungen gelebt.

Der Chef der Firma „Abilities, Inc." ist Henry Viscardi, ein Mann, der ohne Beine geboren wurde, mit zwei Beinprothesen seine militärische Grundausbildung gemacht und später einen hochbezahlten, leitenden Posten aufgegeben hat, um mit körperbehinderten Menschen zusammenzuarbeiten. Viscardi hatte festgestellt, daß die meisten Versuche, Körperbehinderten zu helfen, darin bestehen, einen vor jeder Konkurrenz geschützten Betrieb einzurichten, in dem für an sich überflüssige, extra für sie geschaffene Arbeit gesorgt wird. „Das ist nicht das, was diese Leute brauchen", argumentier-

DIE UNTERIRDISCHE *Gesundheits-Bar*

In alten, phantasievolleren Zeiten glaubte man an kleine Kobolde, die in tiefen Klüften und Höhlen die verschiedenen Bestandteile der Heilwässer zusammenmixen. Damals verstand man noch nichts von der Beschaffenheit dieser Wirkstoffe. Man begnügte sich damit, sie zu nützen.

Dem Glauben an Kobolde folgte der Aberglaube an die Wissenschaft: Gab es etwas Einfacheres, als ein Heilwasser zu analysieren und im Laboratorium nachzumischen? – Leider stellte sich heraus, daß die Natur immer noch besser mischen kann. Woran liegt es? An den besonderen Verhältnissen der unterirdischen »Gesundheitsbar«, wo zwar keine Kobolde ihr Wesen treiben, aber rätselhafte chemische und physikalische Vorgänge sich abspielen? Oder an den Spurenelementen, die in so feiner Verteilung beigemischt sind, daß unsere Technik nicht mitkommt?

So viel steht jedenfalls fest: Das echte Emser Salz, das natürliche Quellenprodukt des Heilbades Ems, entfaltet Wirkungen, die mit keinem künstlichen Surrogat zu erreichen sind. Freilich verlangt die Aufbereitung ganz besondere Sorgfalt. Bis aus dem Emser Heilwasser knochentrockene Pastillen geworden sind, vergehen acht Tage. Dann ist aber auch ein Konzentrat erstaunlicher Wirkfähigkeit erreicht: Echte Emser Pastillen.

4 Emser befreien . . .

vom Raucher-Katarrh
Abends vor dem Einschlafen im Mund zergehen lassen.

von Erkältung
Gleich beim ersten Frösteln oder Niesen eine Stoßkur: 4 EMSER in heißer Flüssigkeit. Das hilft!

Die echten EMSER PASTILLEN mit oder ohne Menthol gibt's in allen guten Drogerien und Apotheken:
Flachpackung (36 St.) DM 1.35 · Röhrchen (22 St.) DM 1.05

Auskunft: Bahm & Bassler
Pastillenfabrik · Bad Ems

te Viscardi. „Wenn man sie nicht für voll nimmt, lähmt man nur ihre Energie. Erst im Wettbewerb mit anderen werden ihre Kräfte frei. Unsere Aufgabe sollte es sein, nicht irgendwelche Beschäftigungen zu schaffen, sondern Fähigkeiten auszubilden, die sich bezahlt machen."

Viscardi unterbreitete mehreren Unternehmergruppen seine Idee, eine kleine Fabrik zu pachten, Körperbehinderte einzustellen und einzuarbeiten und von der Industrie Aufträge auf Teilfabrikate zu bekommen. Die Herren stimmten lebhaft zu und zückten ihre Scheckbücher. Aber Viscardi wollte keine milden Gaben. „Es handelt sich um eine rein geschäftliche Angelegenheit", erklärte er. „Wir würden Ihr Geld mit dem größten Vergnügen annehmen, wenn sie es als Kredit geben. Wenn sich jedoch dieser Betrieb nicht selber erhalten und kein Geld einbringen kann, ist der Plan nicht gesund."

Er lieh sich die bescheidene Summe von 8000 Dollar, die er als Betriebskapital benötigte, und gründete eine gemeinnützige Genossenschaft mit einem Aufsichtsrat aus tüchtigen, aber körperbehinderten Geschäftsleuten. Im August 1952 öffneten Viscardi und seine ersten vier Angestellten die Pforten ihrer leeren, einstöckigen Fabrik und gingen daran, mit Schläuchen die schmierigen Tische und Stühle abzuspritzen, die sie von einer bankrotten Firma erworben hatten. Die fünf arbeitswütigen Männer hatten zusammen nur ein gesundes Bein, und das gehörte einem Mann, dem ein Arm fehlte. „Der Mann mit dem Bein" war der dreißig Jahre alte Lee Hyatt. Er hatte als U-Bootsmann unversehrt den Krieg im Pazifik überstanden, doch dann riß ihm auf einem Bau ein Kran den rechten Arm und das rechte Bein ab. Er wurde Personalchef des Betriebes.

Arthur Nierenberg, vierundzwanzig Jahre alt, war durch spinale Kinderlähmung zum Krüppel geworden und an den Rollstuhl gefesselt; er hatte eine kleine Möbelwerkstatt besessen, dann jedoch Konkurs gemacht. Als Viscardi ihn fand, war Nierenberg arbeitslos und lebte mit Weib und Kind in einem nicht heizbaren Sommerhäuschen. Als geborener Handwerker und äußerst geschickter Kalkulator wurde er zum Betriebsleiter der Fabrik ernannt.

Der achtunddreißig Jahre alte James Wadsworth war Taucher in Alaska, bis er besonders schwer von einer Taucherkrankheit, der Caissonkrankheit, betroffen wurde. Er ist von der Hüfte abwärts gelähmt und auf einem Auge beinahe blind. Wadsworth ist ein Genie, wenn es sich darum handelt, neue Werkzeuge und Arbeitsverfahren zu erfinden. Seiner Lähmung wegen fällt es ihm schwer, längere Zeit zu sitzen oder zu stehen. Diese Schwierigkeit löste er dadurch, daß er an der Werkbank einen Haltegurt befestigte, wie ihn die Fensterputzer benützen. Nun lehnt er bequem in einer Lage, die man weder als Sitzen noch als Stehen bezeichnen kann.

Luxus der Hautpflege im Bereich jeder Frau

KALODERMA

junocreme Eine mittelfette Schönheitscreme mit universellem Charakter. Sowohl als Nährcreme für den Nachtgebrauch wie als mattierende und hautschützende Tagescreme von hervorragender Wirkung. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

aktivcreme Fettreiche Spezial-Nährcreme. Wird von der Haut in kurzer Zeit restlos absorbiert, verhindert und beseitigt Faltenbildung, kräftigt das Hautgewebe und erhält die Haut jugendfrisch und elastisch. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

velvetcreme Hautglättende und mattierende Spezial-Tagescreme. Egalisiert den Teint, verleiht der Haut einen bleibenden, samtartig matten Schimmer und schützt sie gegen Witterungseinflüsse. Ideale Puderunterlage. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

reinigungscreme Spezial-Reinigungscreme von intensiv tiefdringender Wirkung, die sich bis in die feinsten Porenkanälchen erstreckt und sie von allen die Hautatmung behindernden Verunreinigungen befreit. *Topf DM 2,50*

gesichtswasser Porenreinigendes Haut-Tonikum von ausgesprochen erfrischender und belebender Wirkung. Verhindert Bildung großporiger Haut und stimuliert Blutzirkulation und Aktivität der Hautzellen. *Flasche DM 2,20 Doppelfl. DM 3,60*

W 03446

Joseph Kremnitz, siebenundzwanzig Jahre alt, war im Krieg von einem Scharfschützen verwundet worden. Die Kugel hatte das Rückenmark verletzt, und eine Lähmung der unteren Körperhälfte war die Folge. Er war an der Werkbank ausgebildet worden und zeigte technisches Geschick, hatte jedoch nie Arbeit bekommen können.

Im ersten Monat wurden Arbeitspläne entworfen und der Betrieb eingerichtet; Werkbänke und Einrichtungsgegenstände wurden geliehen oder gebraucht gekauft und Bewerber auf ihre Eignung hin geprüft. Inzwischen reiste Viscardi nach Aufträgen umher.

Er mußte konkurrenzfähige Angebote machen, um Abschlüsse tätigen zu können, und viele Zweifel widerlegen, daß ein Betrieb von Krüppeln leisten könne, was er versprach. Der erste Abschluß war eine kleine Bestellung von Verbindungskabeln für die komplizierte automatische Auslösevorrichtung von Geschützen in Sabre-Düsenjägern. Die Servomechanism Corp. erbot sich, diese Präzisionsarbeit als Probeauftrag zu vergeben.

„Junge, was haben wir darüber geschwitzt", sagt Nierenberg. Das Muster wurde auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt. Sie scheuten keine Anstrengung, um den besten Weg zur Ausführung der Arbeit zu finden. Das Ziel war, nicht nur den Standard der Servo zu erreichen, sondern ihn zu übertreffen. Die fertige Arbeit wurde termingerecht abgeliefert. Die Ingenieure der Servo überprüften sie gründlich und fanden sie fehlerfrei.

Sodann vergab die Ford Instrument Co. einen größeren Auftrag an die „Abilities", bei dem es sich um noch kompliziertere Arbeit handelte, nämlich um die Herstellung eines Teilstücks der kleinen Servomotoren, die bei Flugzeugen und Radargeräten für verschiedene Zwecke verwendet werden. „Abilities, Inc." führt noch heute diese Arbeit aus und hat es dabei zu einem erstaunlichen Rekord gebracht. Die Prüfer mußten nämlich bis zu 40 Prozent der von anderen Firmen hergestellten Einzelteile ausscheiden. Die „Abilities" liegt hingegen durchschnittlich unter 4 Prozent.

Noch ehe das Jahr 1952 zu Ende ging, arbeitete die „Abilities" auch für Firmen wie Sperry Gyroscope, Republic Aircraft und Berkeley Models. Jeder erledigte Auftrag zog neue Bestellungen nach sich.

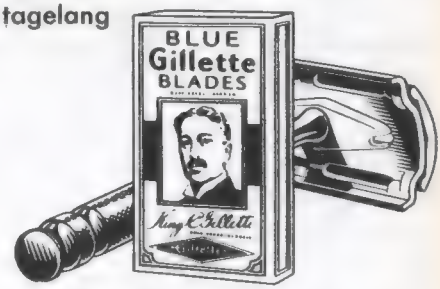
Die meisten Arbeiter der „Abilities" bekommen die üblichen Löhne; Zulagen werden nach Leistung gewährt, auch gibt es Sonderzuwendungen, Versicherungen und Altersversorgung. Die Höchstlöhne jedoch werden niedriger gehalten, als es sonst üblich ist. „Wenn wir auch unsere Stammbelegschaft zusammenhalten, so freuen wir uns doch sehr, wenn einer unserer Leute uns verläßt, weil er eine bessere Arbeit gefunden hat", sagt Viscardi erklärend. „Wir haben ihn auf eigene Füße gestellt und können an seiner Stelle

Ein guter Tag beginnt mit

Gillette

Überall in der Welt...

selbst im fernen Argentinien legt man Wert auf eine mustergültige Rasur und schätzt die BLAUE GILLETTE Klinge. Sie ist besonders wirtschaftlich — auch wenn sie ein paar Pfennige mehr kostet, denn ungewöhnliche Härte und Schärfe geben ihr jene Lebensdauer, die tagelang eine gleichmäßig saubere und angenehme Rasur erlaubt.



...es lohnt sich,

das Beste

zu kaufen!

Packung mit 10 Klingen DM 1.80

Blaue Gillette Klingen

einen anderen Körperbehinderten einstellen und anlernen."

Fast jede Woche werden neue Mitarbeiter eingestellt. Sie sind alle ohne Ausnahme, wie Viscardi es nennt, „gewöhnliche" Krüppel und nicht nach besonderen Gesichtspunkten ausgewählt. Die meisten kommen direkt von Wohlfahrtsstellen, Krankenhäusern und Anstalten oder von daheim aus ihren Hinterzimmern.

Da ist zum Beispiel Herman Peter, zweiundzwanzig Jahre alt. Er ist in einer Blindenschule aufgewachsen und hatte seine Tage damit verbracht, an Radiogeräten herumzubasteln, von Kindheit an sein Steckenpferd. Heute ist er eine wertvolle Kraft in der Hochfrequenzprüfung. Die Prüfapparate, die er benützt, geben akustische Signale von sich, und die Einteilung auf Skalen und Zifferblättern ist in Blindenschrift.

Der vierunddreißig Jahre alte Alex Alazraki, der Leiter der Packabteilung, wurde ohne Arme und Beine geboren. Seine Armstümpfe ragen nicht ganz 20 Zentimeter aus den Schultern heraus. Doch hat er in diesen Gliedmaßen nahezu Fingerspitzengefühl entwickelt. Mit Hilfe von Spezialvorrichtungen übertrumpft er manchen Arbeiter mit gesunden Armen bei Arbeiten wie dem Verpacken winziger Einzelteile in Zellophantüten.

Durchschnittlich erfordert es nicht mehr Zeit, einen Arbeiter bei der „Abilities" anzulernen, als einen neuen Arbeiter in irgendeiner anderen Fabrik auszubilden. Ein Arbeiter bei der „Abilities" muß in drei verschiedenen Tätigkeiten bewandert sein, ehe er seine Probezeit beendet hat. Auf diese Weise können die Leute, wenn Aufträge erledigt sind oder neue Arbeit hereinkommt, an eine andere Arbeit gesetzt werden. Dadurch werden Kurzarbeit oder Entlassungen vermieden.

Ingenieure der Vertragsfirmen, die zu Besuch kommen, staunen immer wieder über die Werkzeuge und Methoden, die der Betrieb für jede Arbeit entwickelt. Obwohl in erster Linie für die Bedürfnisse der Körperbehinderten entworfen, haben sich viele dieser Geräte und Methoden als so überlegen erwiesen, daß sie bald auch von anderen Fabriken übernommen wurden.

Arbeitern mit schwachen Händen fiel es oft sehr schwer, Litzenenden vor dem Festlöten zusammenzudrehen. So erfand Wadsworth einen „Litzendreher" mit einem Reibrad und einem kleinen Motor. Nun hält der Arbeiter ganz einfach die Enden der Litze, schiebt sie in den Apparat, und die Arbeit ist getan — rascher und genauer als sonst.

Die Bilanz vom 31. März 1953 zeigte, daß die Firma in sieben Monaten einen Reingewinn von fast 50 000 Dollar erzielt hatte. Viscardi ist überzeugt, daß sich dieser Betrag bis zum Ende des ersten Geschäftsjahres im September verdoppeln wird.

Es handelt sich hier um eine gemeinnützige Genossenschaft. Der Gewinn wird für den Ausbau der

Striwa
Garantie
Nr. 2
Striwa
Wer schlank sein möchte
wird im STRIWA-Luxus-Ledermantel die schlanke Linie finden, die er anstrebt. Probieren Sie's in Ihrem Fachgeschäft vorm Spiegel!
STRIWA G.M.B.H. LICHTENFELS/BAYERN
In allen guten Fachgeschäften

Fabrik, Gruppenversicherung und neue Arbeitsplätze verwendet. Nach der Vergrößerung wird die Fabrik eigene Räume für heilgymnastische Behandlung einrichten, um den gesundheitlichen Fortschritt, den viele Arbeiter durch die Arbeit gemacht haben, noch zu unterstützen. Bei Wadsworth zum Beispiel zeigt sich in den gelähmten Beinen wieder Gefühl. Täglich eine Stunde Heilgymnastik nach der Arbeit wird möglicherweise eine grundlegende Besserung herbeiführen.

Sodann gibt es einen Fonds für Forschungszwecke, um die Erfahrungen der Firma für ähnliche Projekte und die Industrie überhaupt nutzbar zu machen. Manche Skeptiker behaupten, ein solcher Betrieb ließe sich nicht ein zweites Mal aufziehen; er sei einmalig, weil Viscardi an seiner Spitze stehe. „Das ist Unsinn", antwortet er. „Es gibt eine Menge Viscardis. Übrigens könnten viele erfolgreiche Unternehmer, die sich vorzeitig zur Ruhe gesetzt haben, solche Betriebe leiten."

Andere behaupten, der Erfolg sei das Ergebnis der Aufrüstungskonjunktur und des angespannten Arbeitsmarktes. „Wir sind besser darauf eingerichtet, mit Produktionssenkungen fertig zu werden, als die meisten Betriebe, und unsere neuen Abschlüsse laufen meistens auf Friedensprodukte", sagt Viscardi. „Fachliche Tüchtigkeit, die überlegene Arbeit liefert, wird immer einen Markt finden. Und auf dieser Basis sind wir schon jetzt durchaus konkurrenzfähig."

Erziehung der Mütter

Ein amerikanischer Redakteur berichtet in seinen Lebenserinnerungen, er habe einmal das Buch von Sherwood Anderson *Winesburg, Ohio* mit nach Haus gebracht, ein Buch, in dem gelegentlich sehr heikle Themen sehr ungeniert abgehandelt werden.

„Meine Frau war auf einige Tage zu ihrem kranken Bruder gefahren. Als sie zurückkam, nahm sie das Buch an sich, um es vor dem Einschlafen im Bett zu lesen. Wir haben unseren Kindern niemals irgendein Buch verboten. Aber als meine Frau am nächsten Morgen bemerkte, daß unser Töchterchen Marie sich anscheinend für das Buch interessierte, sagte sie: „Das ist ein Buch, das du später einmal lesen mußt, aber jetzt noch nicht. Du bist noch nicht ganz so weit. In zwei oder drei Jahren wirst du es besser verstehen. Ich wäre dafür, daß du solange damit wartest."

Marie sah ihre Mutter lachend an und sagte: „Da bin ich ganz deiner Meinung, Mutti. Ich habe es gelesen und finde, das ist kein Buch, das man einer so jungen Mutter wie dir in die Hand geben sollte." M.

Über korrekte Nagelpflege unterrichtet Sie unsere Schrift • 10 CUTEX Tips • Schreiben Sie bitte an:
• PATRIZIER-HAUS • Köln-Ehrenfeld Postfach 165 M 10

Drei Stimmen zum neuen Kinsey-Bericht

Im Jahre 1948 ließ ein bis dahin fast unbekannter Professor der Zoologie nach zehnjähriger Forschungsarbeit und nach Befragung von 5300 amerikanischen Männern ein Buch unter dem Titel Das sexuelle Verhalten des Mannes *erscheinen.*

Es wurde als nüchternes Werk der Wissenschaft veröffentlicht, entfachte aber auf Grund seiner aufsehenerregenden Enthüllungen eine fast beispiellose Diskussion und erreichte schließlich eine Auflage von 265 000 Exemplaren.

Der Verfasser, Dr. Alfred C. Kinsey — der diesen unerwarteten materiellen Erfolg zur Fortführung seiner wissenschaftlichen Forschungen benutzt hat —, ist Direktor des Sex Research Institute *an der Universität von Indiana. Sein Name und der unter seiner Leitung entstandene* Kinsey Report *sind inzwischen zu einem Begriff geworden.*

Fünf Jahre später hat Dr. Kinsey nun einen zweiten Bericht veröffentlicht unter dem Titel Das sexuelle Verhalten der Frau. *Wie nicht anders zu erwarten war, ist diesmal der Streit der Meinungen noch hitziger als beim ersten Bericht.*

Stellt das Buch einen Angriff auf unsere allgemeingültigen Moralbegriffe dar? Hält es einer wissenschaftlichen Nachprüfung stand, und was für Schlußfolgerungen ergeben sich aus seinen Resultaten? Zu diesen und anderen Fragen wird zur Zeit in fast allen Zeitungen und Zeitschriften Stellung genommen. Dabei zeigt es sich, daß Dr. Kinseys Zahlenmaterial sehr unterschiedlich ausgelegt werden kann. Wir bringen hier auszugsweise die Stimmen dreier führender amerikanischer Zeitschriften.

Amram Scheinfeld in der Monatsschrift *Cosmopolitan*

Der mit größter Spannung erwartete Kinsey-Bericht über das Geschlechtsleben der Frau liegt nun endlich vor.

Gewiß: er bringt viele interessante — zum Teil auch beunruhigende oder überraschende — Aufschlüsse über die von Dr. Kinseys Stab befragten Frauen und Mädchen. Im großen und ganzen ist er jedoch nicht mehr als eine technisch ausgezeichnete Arbeit, die wenig Sensationen, dafür aber viel Anfechtbares enthält.

Wer einen sensationellen Einblick

»Pariser Frühling« heißt dieser duftige, modische Dekor von Margret Hildebrand auf dem neuesten Rosenthal-Service Form »Bettina«. Die zarten Linien und die Pastell-

Rosenthal

in die Boudoirgeheimnisse der amerikanischen Frau erwartet hat, wird ebenso enttäuscht wie der seriöse Leser, der nun endlich ein unverfälschtes, vollständiges und *wissenschaftlich einwandfreies* Zahlenmaterial und damit eine Handhabe für die vernünftige Lösung des sexuellen Problems der Frau erhofft hatte. Anstatt eine eindeutige, überzeugende Antwort auf die Frage „Wie sieht das Geschlechtsleben der amerikanischen Frau aus?" zu erhalten, wird man mit der etwas verlegenen Auskunft abgespeist: „Ja, also — wir müssen zugeben: genau genommen gelten unsere Resultate nicht für *alle* Frauen, sondern eigentlich nur für den Typ der von uns Befragten; infolgedessen kann man sie nicht verallgemeinern."

Vermutlich sind die Frauen, die freiwillig Auskunft über ihr Geschlechtsleben geben, in der Minderzahl. Wenn es also im Kinsey-Bericht heißt: „Annähernd 50 Prozent der von uns befragten Personen waren bei der Eheschließung nicht mehr jungfräulich" oder: „Mindestens 46 Prozent aller etwa vierzigjährigen Ehefrauen haben Ehebruch begangen", so braucht das nicht für die Frauen zu gelten, die wir kennen, sondern vielleicht für andere, uns unbekannte Frauen.

Mit gleicher Vorsicht sind die etwas voreiligen Kinseyschen Schlußfolgerungen aufzunehmen, zum Beispiel: die ganze Aufklärung, die wir unseren Töchtern gegeben haben, war verkehrt. Keuschheit stiftet häufig mehr Schaden als Nutzen. Voreheliche Beziehungen können die Anpassungsfähigkeit fördern — nicht nur in der Ehe, sondern ganz allgemein im Verhältnis zur Umwelt. Die Zurückhaltung der Mädchen ist weniger auf besonders starke moralische Bedenken als auf ihren noch nicht erwachten Geschlechtstrieb zurückzuführen. Bei diesen und anderen Schlußfolgerungen handelt es sich vorläufig weitgehend um Theorien, die — *vor allem in bezug auf die amerikanische Frau* — noch keineswegs wissenschaftlich bewiesen sind.

Diese Unzulänglichkeit wird im Bericht selbst zugegeben, mehr noch: es werden viele mit größtem Nachdruck verkündete Behauptungen des ersten Berichtes über das Verhalten des Mannes in Frage gestellt. Die eindrucksvollen Tabellen und Statistiken des ersten Bandes verlieren erheblich an Wert, wenn der neue Kinsey-Bericht offen zugibt, die bisherigen Ermittlungen seien noch zu begrenzt für eine allgemeine Anwendung. Andererseits ist gerade dieser Mangel an Sensationen und an dogmatischen Behauptungen das Merkmal einer exakten Arbeit, der wir — vom fachlichen Standpunkt aus — vielleicht die beste bisher erschienene Veröffentlichung über den biologischen und funktionellen Aspekt des Geschlechtslebens verdanken. Trotzdem gibt es hier viele Wenn und Aber, so daß man dem Durchschnittsleser nur raten kann: „Mit Vorsicht zu gebrauchen!"

Es darf nie außer acht gelassen wer-

DEINHARD & CO
SEIT 1794
KOBLENZ/RHN
Dein
Sekt
sei
Deinhard
DEINHARD KABINETT TROCKEN · DEINHARD HOCHGEWÄCHS TROCKEN
DEINHARD LILA EXTRA DRY · 1942er DEINHARD SENIOR

den, daß Kinseys Beweisführung sich in der Hauptsache auf die Aussagen eines ausgewählten, eng begrenzten und durchaus nicht typischen Personenkreises stützt. Außerdem gewinnt man den Eindruck, als beruhte die gesamte Kinseysche Auswertung hinsichtlich der sexuellen Anpassung der Frau im wesentlichen auf einem einzigen Kriterium, nämlich der Anzahl der sexuellen Höhepunkte und deren Häufigkeit im Verhältnis zur Intensität des Geschlechtslebens, ohne Rücksicht auf das damit verbundene Gefühlserlebnis.

Es wird kein Beweis dafür geliefert, daß die Ehefrauen, die am häufigsten eine körperliche Befriedigung erreichten, auch tatsächlich die *glücklichsten* Ehen führten, oder dafür, daß zwischen dieser Häufigkeit und dem Bestand der Ehe eine direkte Beziehung zu erkennen wäre. Dr. Kinseys Interviewer haben nicht nachgeprüft, ob geschiedene Frauen in ihrer Ehe seltener als andere Befriedigung erreicht hatten; erst das würde die aufgestellte Theorie erhärten. Es wird auch nicht nachgewiesen, daß diejenigen unter den ledigen Frauen, die die größte sexuelle Erfahrung hatten, zugleich am glücklichsten und anpassungsfähigsten wären.

Noch vieles andere spricht dafür, daß die kritischen Einwände gegen den ersten Bericht und die Skepsis gegenüber der nun vorliegenden Arbeit sehr berechtigt waren. Vor allem bleibt es höchst zweifelhaft, ob eine exakte Darstellung des sexuellen Verhaltens von Mädchen und Frauen ohne Berücksichtigung der individuellen, sozialen und psychologischen Faktoren überhaupt möglich ist. Diese Faktoren hat Kinsey bisher ganz außer acht gelassen.

Zum Schluß noch ein kleines persönliches Erlebnis. Als ich von Indiana, wo ich in Kinseys Material Einblick genommen hatte, zurückflog, dachte ich darüber nach, weshalb der neue Kinsey-Bericht erstens so wirklichkeitsfremd und zweitens sowenig überzeugend wirkte. Da fiel mein Blick auf einen jungen Soldaten mit Frau und Kind, die auf der anderen Seite des Ganges saßen. Der Soldat war eingeschlafen, und auch das Baby lag schlafend im Arm seiner Mutter. Aber die junge Frau träumte, den Kopf an die Schulter ihres Mannes gelehnt, mit offenen Augen vor sich hin. Bald sah sie zärtlich zu ihrem Mann auf, bald senkte sich ihr Blick zu dem Kind auf ihrem Schoß und wanderte dann wieder zu dem schlafenden Gesicht über ihr.

Da wußte ich, was in dem Kinsey-Bericht fehlt: auf mehreren hundert Seiten voller Statistiken, Tabellen und Abhandlungen über „Geschlechtsverkehr vor und in der Ehe", „petting"*), „Ehebruch" und so weiter hatte ich nicht eine Zeile über jene beiden Erlebnisse gefunden, die, wie man meinen sollte, für das sexuelle Verhalten der Frau nicht ganz unwichtig sind: über Mutterschaft und — Liebe.

*) Austausch erotischer Zärtlichkeiten ohne die letzte Konsequenz.

„O, mia bella signorina, siete fantastica!"

Mit diesen Worten beugte sich ein schwärmerischer Italiener über die Hand seiner Dame. Sie lächelt zurück: „Ma per che, caro mio?" Kaum eine Sprache ist so dazu angetan, einer Frau etwas Schmeichelhaftes zu sagen wie die italienische. Im Deutschen würde das etwa heißen: „Sie sehen bezaubernd aus, gnädiges Fräulein" und sie würde zurückfragen: „Aber wieso denn, mein Lieber?" Denn jede Frau tut gern so, als sei es selbstverständlich und kaum der Erwähnung wert, gut auszusehen. Aber im Innern freut sie sich doch über das Kompliment.

Auch Sie hören solche Worte gern, nicht wahr? Und Sie wissen auch, daß sie in erster Linie Ihrem Gesicht und damit Ihrem Teint gelten. Jede Frau sieht darauf, einen schönen klaren Teint zu haben und tut alles, um die jugendliche Frische ihrer Haut zu erhalten und schädigende Einflüsse abzuwehren.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß die kühle Jahreszeit Ihrem Teint sehr gefährlich werden kann, weil der dann herrschende Wechsel der Temperaturen und die rauhe Witterung den Fetthaushalt der Haut empfindlich zu stören vermögen und sie spröde und rauh werden lassen. Dazu kommt die austrocknende Wirkung geheizter Räume, durch die Ihre Haut leicht die natürliche Fähigkeit verliert, das Gewebe mit den nötigen Fettmengen zu versorgen. Deshalb muß Ihrer Haut Fett von außen zugeführt werden, und zwar in Form eines besonders fetthaltigen Creams. POND'S DRY SKIN CREAM ist ein Mittel, das sich hervorragend dazu eignet, den erhöhten Fettbedarf der Haut auszugleichen, weil es stark mit hautverwandten Fetten, vor allem mit Lanolin angereichert ist. POND'S DRY SKIN CREAM bewahrt Ihren Teint vor der schädigenden Wechselwirkung von naßkalter Luft und geheizten Räumen. Er hinterläßt keinen Glanz und erhält Ihren Teint zart und geschmeidig.

"Angel Face"

das Make-up für Sie!

Angel Face macht es Ihnen so leicht, zu jeder Stunde des Tages gepflegt und gut auszusehen. Unaufdringlich hebt es die natürlichen Farben Ihrer Haut und gibt Ihrem Teint den reizvoll matten Schimmer, der das Gesicht einer Frau so anziehend macht. Angel Face bedarf keiner umständlichen Vorbereitungen und ist immer gebrauchsfertig, es krümelt und staubt nicht und paßt in jede Handtasche. Man trägt Angel Face ohne Wasser und Schwämmchen mit der kleinen weißen Velourquaste auf, und dann haftet es für viele Stunden.

Wählen Sie Ihre Farbe aus fünf auf die verschiedenen Hauttönungen abgestimmten Schattierungen.

POND'S

LONDON · NEW YORK

DR. WURMBOCK G·M·B·H MÜNCHEN 23

Ernest Havemann in der Wochenschrift *Life*

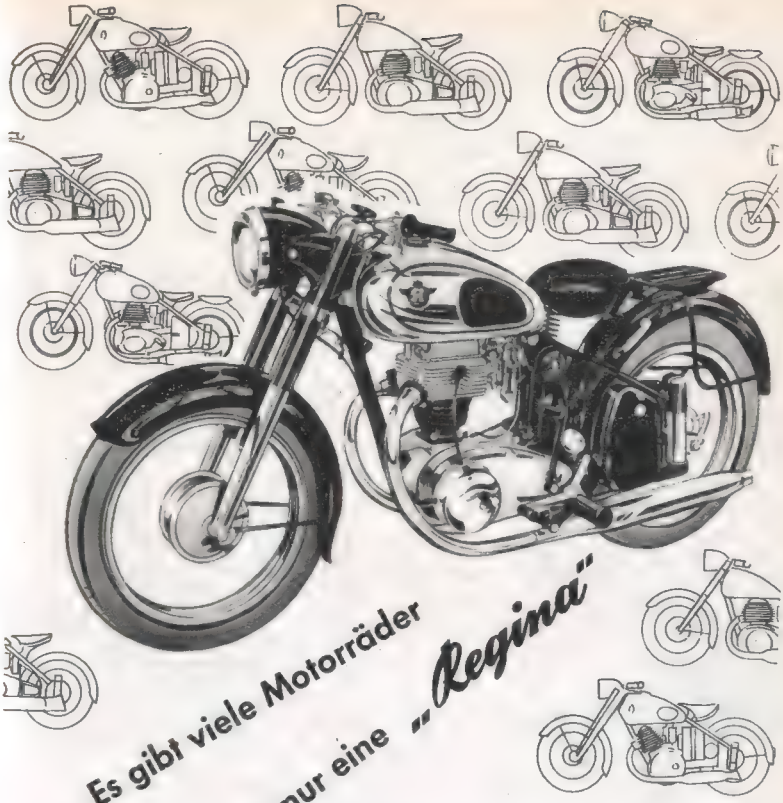
Das einzige einigermaßen Überraschende am ersten Kinsey-Bericht war die Feststellung, daß der männliche Geschlechtstrieb früher erwacht, stärker ist und sich bis in ein höheres Alter erhält, als man gemeinhin angenommen hatte. Das Überraschende an dem neuen Bericht — und diesmal ist es wirklich eine Überraschung — ist die Entdeckung, daß der weibliche Geschlechtstrieb im Durchschnitt später erwacht und erheblich schwächer ist, als man vermutete.

Die Optimisten, die es für selbstverständlich hielten, daß unsere Weltordnung für das sexuelle Verlangen jedes Mannes auch ein entsprechendes weibliches Verlangen vorsieht, haben also gröblich geirrt. Der neue Kinsey-Bericht weist nach, daß der Durchschnittsmann — nicht aus eigener Schuld oder bösem Willen, sondern einfach dank seiner Körperbeschaffenheit und seiner Drüsenfunktionen — der Durchschnittsfrau wie ein „begehrlicher, hinterhältiger Bock" vorkommt, wie eine der befragten Frauen schreibt. Umgekehrt muß der normale Mann die durchschnittliche Frau für uninteressiert, unzugänglich und schlechthin frigide halten — was ebenfalls auf die körperlichen Gegebenheiten der Frau und nicht auf besondere Sprödigkeit oder Eigensinn zurückzuführen ist.

Beim flüchtigen Lesen von Kinseys Bericht über das sexuelle Verhalten der Frau wird dieses Ergebnis nicht ohne weiteres erkennbar, und es besteht die Gefahr, daß es im Sturm der Entrüstung und im Für und Wider der Meinungen übersehen wird. Die von Dr. Kinsey und seinem Stab eingeholten 5940 Interviews stellen eine Art Kollektivbeichte der amerikanischen Frauen dar, aus der hervorgeht, daß ihr Verhalten keineswegs dem entspricht, was ihre Eltern, Ehegatten und Seelsorger für wünschenswert halten.

Die Statistik für Frauen ergibt rein zahlenmäßig ein fast so verblüffendes Bild wie diejenige für Männer, die im Jahre 1948 soviel Aufsehen erregt hat. Aber die Gesamtzahlen täuschen und bedürfen einer erheblichen Modifizierung. So stellt Kinsey fest, daß bei fast der Hälfte der Frauen, die nicht jungfräulich in die Ehe traten, der voreheliche Geschlechtsverkehr sich auf den Verlobten beschränkte — vermutlich als eine Probe für die bevorstehende Ehe — und in vielen Fällen nur ein einziges Mal oder zumindest sehr selten stattgefunden hatte.

Das gleiche gilt für die Ehebruchstatistik. Fast die Hälfte (41 Prozent) aller treulosen Frauen hatten nur *einen* außerehelichen Partner, und bei fast einem Drittel (32 Prozent) beschränkte sich der Ehebruch auf wenige Male, oft nur auf ein einziges Mal. Bis auf einige Ausnahmefälle geschah er unter unvorhergesehenen, oft rein zufälligen Umständen: der Ehemann befand sich auf



Es gibt viele Motorräder aber nur eine „Regina"

Typische Konstruktionsmerkmale findet man bei jedem Motorrad. Selten aber vereinigt ein Fabrikat in sich eine solche Fülle von Vorzügen — **Sicherheit, Kraft, Linie, Straßenhaftung, Fahrkomfort** — wie Horex „Regina". Kein Wunder, daß dieses Fahrzeug der Welt meistgekauftes 350 ccm Motorrad wurde.

HOREX WERKE KG

FRITZ KLEEMANN

BAD HOMBURG

einer Geschäftsreise, ein Freund des Hauses schneite zufällig herein und genehmigte mit der Strohwitwe ein paar Gläschen — und schon ratterte Dr. Kinseys Registriermaschine. In manchen Fällen geschah der Ehebruch weniger um seiner selbst willen als aus Rache für eine tatsächliche oder eingebildete Untreue oder ein anderes Unrecht des Ehemannes. Darunter finden sich einige wenige Fälle einer fast rührenden weiblichen Unterwürfigkeit; wie Kinsey sagt, war die betreffende Frau ihrem Mann nur „aus Gefälligkeit gegen einen geachteten Freund untreu, obwohl ihr eigentlich nichts daran lag". Alles in allem geht aus der Statistik über die Seitensprünge der Ehefrauen mit Sicherheit nur eines hervor: daß das Raubtier im Manne stets auf der Lauer liegt.

Auch innerhalb der Ehe scheint im großen und ganzen der Mann der Tonangebende zu sein. Kinsey zufolge heiraten die Männer vorwiegend aus Leidenschaft; wenn die sexuelle Beziehung irgendwie nicht klappt, sind sie schnell dabei, sich scheiden zu lassen, sich eine Geliebte zu nehmen oder sich dem Trunk zu ergeben. Die Frau hingegen heiratet im allgemeinen, um ein Heim zu gründen, sich fürs Leben an einen und nur einen Mann zu binden und um Kinder zu bekommen, deren Wohl und Wehe zum Mittelpunkt ihres Lebens werden kann. Sie wird durch eine unbefriedigende Ehe viel weniger leicht aus der Bahn geworfen, da sie von vornherein ihr Hauptinteresse anderen Dingen zuwendet.

Aus dem vorliegenden Zahlenmaterial geht eindeutig hervor, daß im Durchschnitt das Geschlechtsleben für die Frau nicht die ausschlaggebende Bedeutung hat wie für den Mann. Kinsey stellt immer wieder fest, daß Frauen nach kurzen Liebesaffären oder nach vorübergehend sexuell sehr bewegten Ehen monate- oder jahrelang, mitunter sogar für immer, völlig enthaltsam lebten.

Die normale Frau hat anscheinend kein Verständnis dafür, daß sie ihrem Mann im Falle einer Trennung — beispielsweise, wenn er im Krieg ist — in dieser Beziehung fehlt; die meisten Männer wären bitter enttäuscht, wenn sie wüßten, wie leicht ihren Frauen die erzwungene Enthaltsamkeit fällt. Nur wenige Frauen suchen von sich aus sexuelle Erlebnisse oder leiden ernstlich unter einem keuschen Leben.

Im Endeffekt kommt es bei einer Auswertung der in den beiden Kinsey-Berichten enthaltenen Zahlen auf die alte Wahrheit hinaus, daß die Frauen das ruhigere Geschlecht sind. Nach Dr. Kinsey wird das Bewußtsein des Durchschnittsmannes mehr oder weniger ständig vom Sexus beherrscht: er schwärmt für den mehr ent- als verhüllenden Bikini-Badeanzug und für leichtbekleidete Revuegirls im Scheinwerferlicht; er verfügt über einen hochempfindlichen Alarmapparat, der beim ersten Anblick eines hübschen Beines, beim flüchtigen Hauch eines verführeri-

...DARAUF EINEN Dujardin

schen Parfüms — ja sogar beim ersten Keimen einer Phantasievorstellung in seinem stets wachsamen Gehirn anschlägt.

Mindestens die Hälfte aller Frauen wird diese Tatsachen höchst erstaunlich finden. Frauen haben selten erotische Wachträume, und der bloße Anblick ihres noch so stattlichen Gatten oder Liebhabers läßt sie völlig kalt. Sofern sie sich überhaupt Gedanken darüber machen, finden sie den menschlichen Körper eher abstoßend.

Es liegt auf der Hand, daß sich daraus unzählige Mißverständnisse ergeben müssen. Der Mann fühlt sich ungeliebt und unbegehrt, wenn seine Frau durch den Anblick seiner entblößten Männerbrust nicht erregt wird, oder er kommt sich wie ein Verstoßener vor, wenn sie ihm etwa von einem Besuch bei ihren Eltern schreibt, es sei dort so schön, daß sie gern noch eine Woche länger bleiben würde. Wenn eine Frau entdeckt, daß ihr Mann mit Vergnügen eine Nachbarin, die ihre Schlafzimmervorhänge nicht geschlossen hat, beim Ausziehen beobachtet, so fühlt sie sich persönlich beleidigt oder hält ihn für pervers. Sie zweifelt an seinem Verstand, wenn er mitten am Tag Zärtlichkeiten erwartet, wo sie doch soviel im Haus zu tun hat und der Botenjunge jeden Augenblick klingeln kann — während er sich ihre Zimperlichkeit nur mit „völliger Kälte" erklären kann.

In der schönen Literatur, vor allem aber in jenen Bestsellern, die unter historischem Deckmantel Pornographie liefern, haben alle Frauen wogende Busen und unentwegt bebende Nüstern. Das übliche Schlußbild des Films zeigt die Heldin mit geschlossenen Augen, wie sie schwer atmend in die Arme des Helden sinkt. Die Reklame bedient sich bei der Anpreisung von Haarnadeln bis zur Luxusjacht der verführerischen Frau in einem mehr oder weniger angedeuteten Badeanzug.

In dieser allgemeinen Atmosphäre sexueller Überspanntheit muß die Durchschnittsfrau sich gegenüber der erdrückenden sogenannten öffentlichen Meinung als anomal kalte Natur inmitten einer leidenschaftsgeladenen Frauenwelt vorkommen. Nur selten hat sie die Möglichkeit, ihren Eindruck zu korrigieren, denn, wie Kinsey sagt, „weder junge Mädchen noch ältere Frauen sprechen miteinander so offen wie Männer über ihr Geschlechtsleben". Sie muß also allein damit fertig werden, oft dazu in völliger Unwissenheit, denn nur 5 Prozent der von Kinsey befragten Frauen hatten durch Elternhaus, Schule oder Kirche mehr als die allerelementarste Aufklärung erhalten. In den Büchern, die sie liest, stößt sie auf die erotischen Phantasien männlicher Autoren; im Theater werden ihr Stücke geboten, die der Phantasie männlicher Dramatiker und Regisseure entsprungen sind.

Kein Wunder, daß sie sich häufig von der Natur betrogen und enttäuscht vorkommt, weil sie die Ge-

Aus dem Hause KRAFT

Wenn Sie KRAFT's VELVETA verlangen, wissen Sie, daß Sie etwas Gutes bekommen: Eine Käsespezialität, die Wohlgeschmack mit hohem Nährwert verbindet. Und so gut wie VELVETA sind auch die anderen Erzeugnisse aus dem Hause KRAFT.

3204

deshalb vollkommen

fühle, die man anscheinend von ihr erwartet, nicht aufbringt. Kein Wunder auch, daß sie häufig gegen ihr ehrliches Gewissen diese Gefühle vorzutäuschen sucht, um nicht anomal zu erscheinen.

Auf der anderen Seite kann auch der Mann nicht wissen, daß die ewig leidenschaftliche Frau seiner Träume nur ein Produkt seiner Wunschvorstellung oder der Phantasie männlicher Literaten ist. Daher empfindet er seine Frau — die normale Frau — als unnatürlich kalt und hält sich für einen Pechvogel, der in der Ehelotterie zufällig das falsche Los gezogen hat.

Das wesentliche Ergebnis des Kinsey-Berichtes für die menschliche Gesellschaft — vielleicht die bedeutsamste Entdeckung auf dem Gebiet des menschlichen Verhaltens — ist folgendes: (1) Ungeachtet aller Romantik und aller übersteigerten Sinnlichkeit unserer Zeit ist die Frage der Beziehung zwischen den Geschlechtern bisher keineswegs gelöst. (2) Eine Lösung dieser Frage ist nicht leicht wegen der dabei mitspielenden, besonders gearteten physischen und psychischen Verschiedenheiten. (3) Eine Hoffnung auf Besserung scheint nur dann berechtigt zu sein, wenn beide Seiten sich um eine Kenntnis des anderen Geschlechts und um eine verständnisvolle, einfühlende Haltung bemühen.

„Die sexuelle Anpassung in der Ehe", schreibt Dr. Kinsey, „ließe sich weit häufiger erreichen, wenn die Männer sich klarmachten, daß die Reaktionen ihrer Frauen typisch weibliche Merkmale sind, und wenn die Frauen Verständnis dafür aufbrächten, daß das sexuelle Interesse ihrer Männer zu den typischen Eigenschaften des Mannes gehört." Wenn von dem ganzen Bericht nur dieser eine Gedanke übrigbleibt — nämlich daß es uns allen mehr oder weniger ähnlich ergeht —, dann wäre schon ein großer Schritt zur Vermeidung von Kränkungen und Bitterkeiten getan, die so oft das Verhältnis der Geschlechter zueinander vergiften.

Albert Deutsch in der Monatsschrift *Woman's Home Companion*

Der neue Kinsey-Bericht kann sowohl Männern wie Frauen zum Verständnis der entscheidenden individuellen Unterschiede auf sexuellem Gebiet und damit zu einer besseren Anpassung in der Ehe verhelfen. Nachstehend einige der hauptsächlichsten Ergebnisse:

Das sexuelle Erleben der Frauen bewegt sich nach Art und Häufigkeit in erstaunlich weiten Grenzen — in letzterer Beziehung ist der Spiel-

Ihr 1. Rendez-vous

Du hast einen zauberhaften Mund, Chérie . . . . . .
Das Kompliment galt einer Französin, warum nicht Ihnen?
GUITARE, der nichtschmierende Lippenstift aus Paris ist auch in Deutschland erhältlich. Wer noch keinen besitzt, findet sicherlich unter der reichhaltigen Auswahl das ihm zusagende Modell. GUITARE gibt dem Mund jenen hauchzarten, samtartigen Schimmer, der so anziehend wirkt. Er macht Ihre Lippen auffallend durch den lebendig frischen, natürlichen Glanz und — färbt nicht ab, denn

Guitare

PARIS

- auftragen
- einwirken lassen
- abtupfen —
- hält unverändert schön den ganzen Tag.

DM 2.85 3.50 5.— 7.50 9.—

VALDOR - PARIS - LONDON - HOLLYWOOD

raum sogar noch größer als der für die Männer ermittelte.

Es gibt kein typisches sexuelles Verhalten. Jede Frau macht ihre eigenen, ganz individuellen Erfahrungen.

Die überlieferte Ansicht, daß die Geschlechtsreife bei der Frau früher eintrete als beim Manne, hat sich als Irrtum erwiesen. Nach Kinsey liegt der Höhepunkt der Potenz beim Mann durchschnittlich zwischen dem sechzehnten und neunzehnten Lebensjahr, bei der Frau durchschnittlich dagegen erst gegen Ende zwanzig. Nach diesem Höhepunkt nimmt die Aktivität des Mannes konstant ab, während die Frau dazu neigt, ihre maximale Potenz beizubehalten und sie erst mit zunehmendem Alter allmählich zu verlieren.

Diese Diskrepanz zwischen der männlichen und weiblichen Potenz ist laut Kinsey an vielen Ehekrisen schuld. Kinseys Mitarbeiter haben festgestellt: „Eine der häufigsten Ehetragödien ist darauf zurückzuführen, daß der Mann in jungen Jahren am stärksten nach sexueller Erfüllung verlangt, während der Trieb der Frau in dieser Hinsicht noch unentwickelt ist, zumal sie gegen anerzogene Hemmungen kämpfen muß, die einem unbeschwerten Eheleben im Wege stehen. Die meisten Frauen überwinden diese Hemmungen mit den Jahren, und ihr Interesse an der sexuellen Beziehung wird größer; es kann sich bis in ihre fünfziger oder sechziger Jahre erhalten. Inzwischen kann aber das Verlangen des Mannes sehr viel schwächer geworden sein, vor allem einer Frau gegenüber, die sich ihm in früheren Jahren häufig versagt hat."

Es wird festgestellt, daß bei zwei Dritteln aller Ehen irgendwann einmal das Geschlechtsleben nicht funktioniert hat und daß in manchen Ehen diese Disharmonie chronisch geworden ist. Bei etwa drei Vierteln der von Kinsey erfaßten Ehescheidungen werden unter anderen auch sexuelle Probleme als Scheidungsgrund angeführt.

Der Kinsey-Bericht enthält nicht nur Irrtümer und Widersprüche, er enthält auch Theorien, die für manchen unannehmbar sein werden. Gewisse Tatsachen und die zu ihrer Ermittlung angewandten Methoden werden auf Widerspruch stoßen, mehr noch vielleicht die Auslegung dieser Tatsachen. Trotzdem wird der reife Leser in diesem Buche wertvolle Hinweise finden für das Verhältnis zu seinen Kindern und für deren Erziehung, für eine harmonische Gestaltung der Ehe, für das Verständnis vieler sexueller Probleme und damit für den Ausbau eines gesunden und glücklichen Familienlebens.

So NACHLÄSSIG Nachbarn in anderen Dingen sein können, deine Kinder schicken sie dir pünktlich zur verabredeten Stunde zurück, wenn nicht gar noch früher. T.

PLAYER'S
VIRGINIA
No.6
IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT
BRITISH AMERICAN
TOBACCO CO. (E) G.M.B.H.
HAMBURG
CIGARETTEN
VIRGINIA
PLAYER'S
VIRGINIA No.6
Rauche
staune
gute
Laune!

Unsere geschmackvollen, in roten Kunstleder ausgeführten *Einbanddecken mit Goldprägung* erfreuen sich bei unseren Lesern einer ständig wachsenden Beliebtheit. Sie sind nicht nur eine Zierde für Ihre Bibliothek, sondern bedeuten zugleich eine wertvolle Bereicherung Ihres Bücherschatzes.

DAS BESTE *aus* READER'S DIGEST ist keine Zeitschrift, die man achtlos beiseite legt, wenn man sie gelesen hat. Es gibt vieles, was man gern wieder einmal zur Hand nehmen oder nochmals lesen möchte - einen Beitrag über Gesundheits-, Ehe- oder Erziehungsprobleme, einen fesselnden Buchauszug oder die amüsanten Anekdoten, die kleinen Lebensweisheiten und manches andere. Mit wenigen Handgriffen können Sie Heft für Heft in diese hübschen Einbanddecken selbst einbinden. So wird DAS BESTE für Sie zum Buch und zu einem Nachschlagewerk von bleibendem Wert, an dem Sie immer wieder Freude haben.

Jede Einbanddecke DM 3.–

Nr. 1:	September 1948 – April	1949	Nr. 6:	Juli – Dezember	1951
Nr. 2:	Mai – Dezember	1949	Nr. 7:	Januar – Juni	1952
Nr. 3:	Januar – Juni	1950	Nr. 8:	Juli – Dezember	1952
Nr. 4:	Juli – Dezember	1950	Nr. 9:	Januar – Juni	1953
Nr. 5:	Januar – Juni	1951	Nr. 10:	Juli – Dezember	1953

Nr. 11: Januar – Juni 1954 (ab Dezember 1953 lieferbar)

Die Zustellung erfolgt portofrei gegen *Voreinsendung des Betrages* auf unser Postscheckkonto Stuttgart Nr. 38627 *oder gegen Nachnahme* (zuzüglich 30 Pfg. Nachnahme-Gebühr). Ältere Hefte liefern wir auf Wunsch für 85 Pfg. pro Exemplar nach, so lange unser Vorrat reicht. Zur Vermeidung von Irrtümern bitten wir Sie, Ihre Adresse und Wünsche auf dem Zahlkartenabschnitt deutlich anzugeben.

Verlag DAS BESTE GmbH., Stuttgart W, Paulinenstraße 44

Die TERROR MASCHINE

Aus dem Buch) von*

GREGORY KLIMOW

DER SOWJETOFFIZIER GREGORY KLIMOW wurde in den Tagen der russischen Oktoberrevolution von 1917 geboren und wuchs als „eingefleischter Jungwolf Stalinscher Zucht" auf. Nach zweijähriger Tätigkeit als leitender Beamter der Sowjetischen Militär-Administration in Berlin-Karlshorst kam er 1947 zu der ungewollten Erkenntnis, daß er sein Lebtag einem durch und durch unmenschlichen System gedient hatte. Er floh nach dem Westen. Sein Bericht schildert packend das Leben innerhalb der Sowjetbürokratie so, wie es wohl auch zahllose andere Russen sehen, die heute noch die ungeheuerliche Terrormaschine im Osten in Gang halten müssen.

*) *„Berliner Kreml", Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, 1952*

DIE TERRORMASCHINE

Im Juli 1944 wurde ich wegen meiner guten, fortgeschrittenen Sprachkenntnisse, namentlich im Deutschen, vom Leningrader Frontabschnitt zu einem Lehrgang an der Moskauer Akademie für den Auslandsdienst abkommandiert. Dort mußte ich zuerst einmal tagelang Fragebogen über Fragebogen ausfüllen und mich in Sprachen und im leninistischen Marxismus prüfen lassen. Das regte mich nicht weiter auf. Mit meinen sechsundzwanzig Jahren war ich schon durch viele solche Prozeduren gegangen. Dann wurde ich zum Chef der Ausbildungsabteilung, Oberst Gorochow, befohlen.

„Sie sind also Ingenieur, sehr schön", hebt er freundlich an. „Wie stellen Sie sich nun Ihre künftige Laufbahn vor, Hauptmann Klimow?"

„So, wie es das Staatsinteresse verlangt", antworte ich prompt. Mit solchen Fragen kann man mich nicht fangen.

„Und zu welchem Zweck haben Sie sich mit Fremdsprachen beschäftigt?"

Ich weiß, warum er das fragt. In Sowjetrußland sind Sprachkenntnisse nur Ausnahmeerscheinungen. Man kann damit so wenig anfangen, daß es kaum jemandem einfällt, seine Zeit mit Sprachstudien zu vergeuden. Außerdem läuft man dabei Gefahr, auf die Listen der NKWD, der geheimen Staatspolizei, zu kommen. Meine Antwort lautet daher:

„Weil ich glaubte, daß man als Ingenieur fremde Sprachen braucht."

„Woher hatten Sie denn die fremdsprachlichen Grundlagen?" fragt der Oberst weiter. „Wohl als Kind eine Gouvernante gehabt, wie?"

Ein Verhör wie bei der NKWD! Wer in seiner Jugend eine Gouvernante hatte, wurde zu den Kreisen der „Gestrigen" gerechnet. Heute allerdings sieht man in den Moskauer Parks wieder Gouvernanten auf Schritt und Tritt. Sie begleiten die Kinder der Kremlgewaltigen und sprechen mit ihnen französisch und englisch. Die neuen Herren haben rasch die Allüren der von ihnen gestürzten und vielbeschimpften Oberschicht übernommen.

Es gelang mir schließlich, die Bedenken des Obersten zu zerstreuen. Ich kam in die Deutsche Abteilung. Wir studierten dort — vielfach an höchstens vier Wochen alten, heimlich fotografierten deutschen Dokumenten — das deutsche Heereswesen sowie die charakteristischen Gewohn-

REI
wäscht Wolle wunderbar!

heiten der Deutschen, was man in den verschiedenen Gegenden ißt und trinkt und wie man sich kleidet, welche deutschen Stämme einander nicht leiden mögen, und warum nicht. Und vieles andere. Es war ein schwerer, anstrengender Lehrgang. Ich beendete ihn im Februar 1945. Als die Deutschen am 8. Mai kapitulierten, war ich in Moskau und stand nun an der Schwelle eines neuen Lebensabschnitts. Nach allem, was ich hintenherum gehört hatte, war ich für ein Lehramt an der Akademie vorgesehen. Das war ein vorzügliches Sprungbrett zu einer glänzenden Laufbahn. In Moskau wohnen, Beziehungen zu der neuen Führerschicht anknüpfen, ein weites Betätigungsfeld haben — verlockende Aussichten! Allerdings darf man auf diesem Wege stets nur geradeaus blicken. Wendet man sich ein einziges Mal zurück oder auch nur zur Seite, so ist man verloren. Sowjetführer steigen entweder stetig auf, oder sie verschwinden eines Tages spurlos.

Und um aufzusteigen, muß man völlig frei von inneren Konflikten sein und unbeirrbar an die sowjetischen Ideale glauben. Natürlich kann man es auch mit Heuchelei betreiben, sich auf bloße Karrieremacherei einstellen, skrupellos in der Wahl der Mittel. Und das tun auch viele. Aber konnte ich nach einem solchen Idealersatz greifen? Höchstens doch, wenn ich dabei die Gewißheit hatte, daß zumindest das Endziel des Sowjetsystems über alle Kritik erhaben war. Diese Gewißheit aber besaß ich nicht mehr.

Für mich wäre es das beste — so sagte ich mir —, in eins der besetzten Gebiete geschickt zu werden. In neuer Umgebung und produktiver Arbeit würde ich dort vielleicht meinen Glauben, der ins Wanken geraten war, zurückgewinnen. So beantragte ich denn meine Versetzung ins Ausland, wobei ich meine persönlichen Gründe wohlweislich verheimlichte.

Im allgemeinen werden auch die schon so streng gesiebten Lehrgangsteilnehmer vor einem Auslandseinsatz noch einmal genau überprüft, und zwar sowohl von der Armee als auch von der Auslandsabteilung der Kommunistischen Partei, denn es konnte immer sein, daß der eine oder andere inzwischen „wurmstichig" geworden war oder daß sich in seiner Verwandtschaft etwas Belastendes ergeben hatte. Sippenhaftung. Eine der unangenehmsten Seiten des sowjetischen Lebens. Man mag persönlich ein noch so einwandfreies Mitglied der Gemeinschaft sein — sobald irgendein entfernter Verwandter mit der NKWD in Konflikt kommt, wird man automatisch in die Gruppe der „politisch Unzuverlässigen" eingereiht. (Im Lauf der Zeit ist die Zahl der Verfolgten so groß geworden, daß die automatisch zu „Unzuverlässigen" erklärten Staatsbürger heute die stärkste Bevölkerungsschicht bilden). In wichtigen Fällen verlassen sich die sowjetischen Macht-

CINZANO

ROSSO (Rot) — BIANCO (Weiß)

GRÖSSTE
Vermouth-Produktion
DER WELT

S.A. FRANCESCO CINZANO & CIA. TORINO - ITALIA

haber daher nicht auf die Fragebogen und Gutachten, sondern prüfen den Kandidaten in ihrem hysterischen Mißtrauen wieder und wieder.

Ich bin also nicht wenig überrascht, als mir der Chef der Akademie, General Bijasi, wenige Tage später kurz eröffnet, daß ich zum Stab der Sowjetischen Militär-Administration (SMA) in Berlin-Karlshorst abkommandiert sei. Man hält mich offenbar für so zuverlässig, daß sich eine nochmalige Überprüfung meiner Person erübrigt.

„Sie werden sich des Vertrauens würdig erweisen, das Ihnen das Vaterland schenkt. Davon bin ich überzeugt. Viel Erfolg, Genosse Major!"

„Danke ergebenst, Genosse General", sage ich, sehe ihm fest ins Auge und erwidere seinen kräftigen Händedruck. Es ist mir Ernst. Ich fahre ja nach Berlin, um einmal als besserer Sowjetbürger nach Moskau zurückzukehren.

Die Douglas S-47 geht kreisend auf Berlin hinunter. Ein Ruinenfriedhof, so weit das Auge reicht. Eine tote Stadt. Ein SMA-Wagen bringt mich nach dem Vorort Karlshorst. Typische kleine Mittelstandshäuser. Äußerlich schmucklose Kästen. Innen aber ein Komfort, wie ihn der Sowjetbürger nicht im entferntesten kennt. Ich war verblüfft, wie neu alles aussah. Selbst Treppenstufen und Geländer glänzten von tadellosem Anstrich. In der Sowjetunion sind die meisten Häuser schon seit 1917 nicht mehr renoviert wor den.

Tags darauf melde ich mich be General Schabalin, Marschall Shu kows Stellvertreter für Wirtschafts fragen. Hinter einem riesige Schreibtisch ein ergrauter Kopf Quadratisches, energisches Gesicht Tiefliegende graue Augen. Auf den dunkelgrünen Uniformrock nur we nige Orden, dafür auf der rechten Brust ein Abzeichen in Rot und Gold: Mitglied des Zentralkomi tees der Kommunistischen Partei Also kein Frontgeneral, sondern ein arrivierter alter Parteifunktionär.

Der General sieht in aller Ruhe meine Papiere durch und reibt sich dabei von Zeit zu Zeit die Nase Sichtlich befriedigt sagt er dann „Sie arbeiten mit mir im Alliierten Kontrollrat. Merken Sie sich aber ein für allemal, daß unsere Verhandlungspartner im Kontrollrat sam und sonders Agenten der kapitalisti schen Spionagedienste sind. Also — keinerlei persönliche Bekanntschaf ten, keine Privatunterhaltungen überhaupt sowenig reden wie mög lich. Bei uns haben alle Wände Ohren. Denken Sie daran. Übrigens — spielen Sie?"

„Nein."

„Trinken Sie?"

„Nur in den Grenzen des Erlaubten."

„Hm, ein dehnbarer Begriff. Und die Frauen?"

„Ich bin Junggeselle."

Er saugt an der Zigarette und bläst nachdenklich den Rauch aus

Ohne Launen
bei Wind und Wetter

Mit Allwetterschutz gegen Staub und Nässe und Stoßsicherung.

In jedem DUGENA Fachgeschäft - kenntlich am roten Kreis im Dreieck - finden Sie DUGENA Uhren in reicher Auswahl, deren Anschaffung der DUGENA Zahlungsplan so sehr erleichtert.

„Dumm, daß Sie nicht verheiratet sind, Genosse Major."

Ich verstehe, worauf er anspielt. In der Akademie ist es strenges Gesetz, daß Junggesellen nicht im Ausland verwendet werden, höchstens in besetzten Gebieten. Ein auf einen Auslandsposten abkommandierter Offizier muß verheiratet sein, damit man seine in der Sowjetunion zurückbleibende Frau nötigenfalls als Geisel benutzen kann.

An einem der folgenden Tage ließ mich General Schabalin rufen und übergab mir ein Aktenstück. „Sehen Sie sich das durch. Diktieren Sie einer für Geheimsachen zugelassenen Stenotypistin einen Auszug, und kommen Sie dann mit der ganzen Geschichte schnellstens wieder zu mir."

Ich schloß mich in der Geheimabteilung ein und widmete mich den Schriftstücken. Zwei deutsche Professoren, ehemalige Mitarbeiter des Statistischen Reichsamts, sagten aus, sie seien kürzlich entführt und mit dem Flugzeug nach Wiesbaden in die Zentrale der amerikanischen Wirtschaftsspionage gebracht worden, wo man sie drei Tage lang verhört habe. Beigefügt waren Kopien der Verhörsprotokolle. Da sie der Registratur der Amerikaner entstammten, war es klar, daß wir in der genannten Spionagezentrale einen heimlichen Helfer haben mußten.

Kurz darauf traf bei uns ein vom amerikanischen Hauptquartier in Berlin-Zehlendorf an General Schabalin adressiertes Paket ein. In dem amtlichen Begleitschreiben teilten uns die Amerikaner höflich mit, daß sie uns im Sinne des im Kontrollrat vereinbarten Austausches von Informationen über die deutsche Wirtschaft einiges Material zur Kenntnis bringen wollten. In der Anlage fand ich die gleichen Schriftstücke, die unser Spionagedienst beigebracht und mit dem Stempel „Geheim!" versehen hatte.

Ich zeigte sie General Schabalin. Er kratzte sich nachdenklich hinterm Ohr und sagte: „Tatsächlich — dasselbe Material. Die wollen sich wohl bei uns anbiedern?" Dann murmelte er: „Bestimmt ein Trick. Es sind doch Spione, einer wie der andere."

WENIG SPÄTER luden die Amerikaner den General und seinen Mitarbeiterstab zu einer Konferenz nach Frankfurt ein, auf der über die I.G. Farben verhandelt werden sollte. Schabalin beauftragte mich, unsere Delegiertenliste zum amerikanischen Hauptquartier nach Zehlendorf zu bringen und die Flugzeugfrage zu regeln.

Am Ziel holte ich meinen Ausweis hervor, aber der amerikanische Posten schien sich nicht im geringsten dafür zu interessieren. Er wies mir wortlos den Weg zur Auskunft. Ich dachte bei mir, das sei ja eine famose Gelegenheit, sich ein wenig umzuschauen, und ging an der Auskunft vorbei den Korridor hinunter.

Alle Türen sperrangelweit offen, die Zimmer leer, nur hier und da ein paar deutsche Putzfrauen. An jeder

DAS MODEPARFUM
TURF
SAUBER · FRISCH
ANHALTEND
TERAS HAUS
MAX SCHWARZLOSE BERLIN
EAU DE COLOGNE AB DM 1.90
PARFUM AB DM 2.25

Tür ein Schildchen, „Major Soundso", „Oberst Soundso", darunter die Angabe der Dienststelle. Was um alles in der Welt sollte das heißen? Keinerlei Vorsichtsmaßnahmen? Bei uns hängt man keine Namensschildchen an die Türen. Wir werden doch unseren inneren und äußeren Feinden nicht auf die Nase binden, wer wo sitzt!

Ich komme mir wie ein Spion vor. Schließlich bin ich in voller Uniform! Mir wird angst und bange, und ich beschließe, mich nun doch an die Auskunft zu wenden. Zwei gummikauende Soldaten dirigieren mich gleichmütig zu General Clays Vorzimmer. Während ich dort warte, fährt plötzlich ein langnasiger kleiner Soldat wie der Blitz aus dem Zimmer des Generals, wirft der Sekretärin ein paar Worte zu und reißt die Mütze vom Haken.

Das muß ja ein strenger Vorgesetzter sein, dieser General, denke ich bei mir, wenn sich seine Soldaten so die Beine ausreißen.

In diesem Augenblick streckt mir der Mann die Hand hin und überschüttet mich mit einer Flut englischer Sätze. „General Clay", murmelt die Sekretärin im Hintergrund vorstellend. Ehe ich noch weiß, was mir geschieht, ist der General verschwunden. Das war kein General, das war eine Atombombe! Alles, was ich verstanden hatte, war „okay".

Dann erschien ein anderer Offizier, hörte mich mit kühler Sachlichkeit an, nickte und ging hinaus. Wenig später kam er wieder und sagte mir, wann das Flugzeug für uns bereitstehen werde. Offenbar hatte er die Sache draußen telefonisch geregelt. Unsere Delegiertenliste brauchte ich ihm überhaupt nicht vorzulegen. Später habe ich mich noch oft davon überzeugen können, daß die Amerikaner mit einem gewöhnlichen Telefongespräch auskommen, wo man bei uns eine ganze Urkunde mit den Unterschriften von drei Generälen und der Gegenzeichnung des Innenministeriums verlangt.

Einmal nahm mich General Schabalin mit nach Dresden, wo die SMA die Ortskommandanten Sachsens zusammengetrommelt hatte, um zu hören, was sie zu zahlreichen gegen sie vorgebrachte Klagen zu sagen hätten.

Es versammelten sich gegen 300 Offiziere aller Ränge, vom Major aufwärts. Der Militärgouverneur von Sachsen, General Bogdanow, forderte sie auf, ihre „Erfahrungen auszutauschen" und die Tätigkeit der Kommandanturen schonungslos zu kritisieren. Er ließ durchblicken, daß die SMA hierüber bereits viel besser unterrichtet sei, als sie ahnten. Das hieß mit anderen Worten: falls sich jemand schuldig fühle, solle er möglichst viele Sünden seines Nächsten aufdecken, um damit seine eigenen zu vertuschen.

Als erster erhob sich ein Oberstleutnant. Er ließ den Blick über seine Kameraden gleiten, als wollte er sich ihres Beistandes versichern, doch studierten sie sämtlich aufmerksam

Die Karline, sie erschien, einst bei MAGGI-FRIDOLIN: Also, ich kann Suppen kochen, täglich andere, ein paar Wochen. Aber Fleisch, Gemüse, Fisch, Nudeln, Reis auf meinem Tisch, müßten noch verfeinert sein, doch was geb' ich da hinein? Nun, ganz einfach und in Kürze, Feingeschmack gibt MAGGI's WÜRZE!

In jeder Küche: MAGGI Erzeugnisse – immer sehr gut, immer preiswert, immer zeitgemäß. Aus Frankfurt/Main Postfach 1/188 a schreibt gern mehr und schickt Rezepte

MAGGI Fridolin

der freundliche Helfer der Hausfrau

ihre Stiefelspitzen. Stockend begann er: „Bei manchen Kommandanten treten Unmoral und bourgeoise Neigungen hervor. Ihre innere Sauberkeit ist . . . äh . . . nehmen wir einmal den Fall des Majors X. . . .“

„Bitte hier keine Pseudonyme!“ unterbricht ihn General Bogdanow. „Wir sind ja unter uns.“

„Also — nehmen wir den Fall des Majors Astafjew“, sagte der Oberstleutnant. „Seit seiner Ernennung zum Kommandanten machen sich bei ihm Zersetzungserscheinungen bemerkbar. Er lebt in einem Fürstenschloß, und zwar in einem Stil, wie ihn nicht einmal die Höflinge der Zaren gekannt haben. Er braucht mehr Dienerschaft, als der Fürst seinerzeit gehabt hat. Morgens, wenn Herr Major Astafjew nach der üblichen nächtlichen Sauferei geruhen, die Augen zu öffnen, wissen Herr Major überhaupt nicht, wo Herr Major sich befinden, bis er seinen Kater mit einem halben Eimer Gurkenessig heruntergespült hat. Dann streckt er, wie es einem gnädigen Herrn zukommt, die Füßchen aus, und zwei deutsche Mädchen ziehen ihm die Strümpfe an, das eine den linken, das andere den rechten, und ein drittes hält den seidenen Hausmantel bereit. Auch die Hosen können Herr Major nicht mehr ohne fremde Hilfe anziehen.“

Ein verständnisinniges Gelächter geht durch den Saal. Der Lebensstil des wackeren Majors imponiert den Anwesenden sichtlich.

„Aber es kommt noch schlimmer. Major Astafjew organisiert sich deutsche Frauen nach eigenem System. Ein ganzes Sonderkommando hat weiter nichts zu tun, als das Gebiet der Kommandantur nach Frauen für ihn durchzukämmen.“

Zum Schluß ruft der Redner aus: „Es ist unsere Pflicht, solche beschämenden Auswüchse anzuprangern und diesen Rindviechern einmal nachdrücklich die proletarischen Gesetze in Erinnerung zu rufen.“

Bei Erwähnung der proletarischen Gesetze verschwindet die angeregte Heiterkeit aus den Gesichtern, und die Blicke wandern wieder auf die Stiefelspitzen. Wegen eines ausgeschlagenen Zahns oder wegen einer eingeworfenen Fensterscheibe wird man nach sowjetischem Recht nicht belangt. Stibitzt man aber in einer Fabrik ein Stückchen sozialistischen Zuckers, so werden einem dafür womöglich fünf Jahre aufgebrummt. Zähne und Fensterscheiben gelten noch als Privateigentum und genießen daher nicht den Schutz der sozialistischen Gesetze. So geht jedes gesunde Rechtsempfinden verloren. Kommt es dann zu Auswüchsen, so wird ein Sündenbock gesucht, und Sündenbock zu sein ist höchst unangenehm. Man kann alles mögliche anstellen, ohne bestraft zu werden. Plötzlich aber kann eine Kleinigkeit buchstäblich den Kopf kosten.

General Bogdanow hatte richtig spekuliert. Der Eröffnungsansprache des Oberstleutnants, die wahrscheinlich mit der SMA abgekartet war, folgten nun hemmungslose gegen-

Anspruchsvolle Frauen in aller Welt

Marquise de Lévis-Mirepoix

Die Marquise de Lévis-Mirepoix

ist zweifellos eine der reizvollsten Frauen der französischen Gesellschaft. Ihre Familie, deren Stammsitz die berühmte Burg Léran in den Pyrenäen ist, läßt sich bis ins 12. Jahrhundert nachweisen.

Die Marquise weiß, daß natürliche Schönheit und jugendlicher Liebreiz gepflegt sein wollen, und so treibt sie viel Sport und benutzt regelmäßig die Pond's Creams für ihre Haut.

„Ich wüßte nichts Besseres für meine tägliche Hautpflege als eine regelmäßige Reinigung und leichte Massage mit dem herrlich fetthaltigen Pond's C-Cream. Es ist so erfrischend, vor allem, wenn ich vom Sportplatz komme. Tagsüber und bevor ich mich pudere, benutze ich den fettlosen und angenehm parfümierten Pond's V-Cream, dann weiß ich, daß meine Haut wundervoll matt bleibt", sagt die liebreizende Marquise.

Allabendlich eine gründliche Säuberung und Massage mit Pond's C-Cream belebt die Haut und unterstützt die natürlichen Funktionen. Tagsüber ist ein leichter Auftrag von Pond's V-Cream ein guter Schutz gegen schädliche Witterung und eine ideale Puderunterlage.

Pond's Creams sind gar nicht teuer, man erhält sie schon ab DM 1,35

POND'S

LONDON · NEW YORK · DR. WURMBÜCK G. M. B. H. MÜNCHEN 23

seitige Bezichtigungen. Die Kommandanten bewarfen sich und die andern eifrig mit Schmutz, wobei die Sekretäre emsig jedes Wort mitstenografierten. Generäle und Obersten standen wie Schulknaben da und bekannten ihre Sünden — ein seltsamer Anblick, der die Mentalität einer im Kadavergehorsam erzogenen Masse spiegelte. Wenn es von oben so befohlen wird, bekennen selbst hohe Offiziere pflichteifrigst ihre Verfehlungen und geloben, künftig brave Kinder zu sein.

Nach der Zusammenkunft fragte ich General Schabalins Adjutanten, der sich in diesen Dingen auskennt: „Was blüht denn nun diesem Major Astafjew und den anderen, die man hier durchgehechelt hat?"

„Nichts", antwortete er lächelnd. „Schlimmstenfalls Versetzung auf eine andere Kommandantur. Diese Hammel sind ja der Partei treu ergeben, und solchen Leuten wird vieles verziehen."

Zu den ersten wirtschaftlichen Maßnahmen der SMA gehörte ein Befehl, einen Bodenreformplan auszuarbeiten. Es hieß darin demagogisch, der Plan solle „vom deutschen Volk selber" entworfen werden. Gleichzeitig aber erhielt General Schabalin geheime Anweisungen, wie die Reformen auszusehen hätten.

Ich konnte bei mehreren Gelegenheiten verfolgen, wie die „freiwillige Bodenreform" durchgeführt wurde. Ein deutscher Landrat von der SMA Gnaden, eine farblose Erscheinung, überbrachte uns den „deutschen" Plan für eine Bodenreform in Sachsen. Eine abgetragene Aktentasche unter den Arm geklemmt, stand er wartend in kriecherischer Haltung da, während sich der General den Plan durch einen Dolmetscher erklären ließ.

Als Schabalin hörte, daß der Entwurf eine Höchstgrenze von 100 bis 200 Morgen für Landbesitz vorsah, geriet er in Wut. „Idioten!" brüllte er. „Viel zuviel! Das ist nun schon der dritte Entwurf, der nichts taugt! Darauf können wir nicht eingehen!"

Der Landrat knetete hilflos an seiner Aktentasche herum und versuchte zu erklären, daß der Entwurf die besonderen Verhältnisse der sächsischen Landwirtschaft und die fortgeschrittene Mechanisierung berücksichtige und auf eine möglichst gute Bodennutzung abziele.

Es war aber alles nur in den Wind geredet. Der General ließ sich die deutschen Argumente nicht einmal übersetzen. Ihm ging es lediglich um die Ausführung der ihm erteilten Instruktionen. Als er fand, daß er der Sache genug Zeit gewidmet habe, wandte er sich dem Dolmetscher zu: „Sagen Sie dem Mann, der Plan muß umgearbeitet werden. Wir haben die Interessen der deutschen Bauernschaft wahrzunehmen."

Der Landrat verließ uns völlig entgeistert. Seine ganze Beweisführung war umsonst gewesen. Die Methode des Generals lief darauf hinaus, den „deutschen Entwurf" so lange umarbeiten zu lassen, bis er in

Schenke
wertvoll
schenke...
Pelikan

allen Einzelheiten den Geheimanweisungen entsprach, die in seinem Safe ruhten.

EINE WOCHE nach der Potsdamer Konferenz begleitete ich General Schabalin zur ersten Sitzung der Wirtschaftskommission des Kontrollrats. Sie begann pünktlich um zehn. Nachdem man sich über eine ständige Geschäftsordnung geeinigt hatte, beriet man über die Tagesordnung der nächsten Sitzung. Der Chef der amerikanischen Delegation schlug vor, zunächst einmal festzulegen, welche Politik (*policy*) man bei der wirtschaftlichen Entmilitarisierung Deutschlands verfolgen wolle.

Die Dolmetscher übersetzten das englische Wort *policy* („Politik" im Sinne von „Grundsätzen") infolge einer Verwechslung mit *politics* („Politik" im eigentlichen Sinne) mit dem russischen Wort für *Politik*. General Schabalin fuhr wie von der Tarantel gestochen hoch: „Politik? Was für Politik? Alle politischen Fragen sind auf der Potsdamer Konferenz geregelt worden!" Der amerikanische Vorsitzende, General Draper, pflichtete ihm bei. „Sehr richtig. Unsere Aufgabe besteht lediglich darin, diese Beschlüsse in die Tat umzusetzen, und so müssen wir uns über die dabei zu verfolgende Politik einigen ..."

Und wieder übersetzten die Dolmetscher „Politik".

General Schabalin widersprach kategorisch: „Nichts von Politik! Das ist alles schon geregelt. Ich muß bitten, hier keinen Druck auf mich auszuüben. Ich denke nicht daran, an den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz rütteln zu lassen!"

So begann die erste stundenlange Redeschlacht am runden Tisch. Es ging dabei einzig und allein um das vertrackte doppelsinnige Wort „Politik".

Der Sowjetdiplomatie war es in Potsdam gelungen, mehr Zugeständnisse zu erzielen, als sie selber erwartet hatte. Der Kreml sah darin einen großen Sieg über die westlichen Verbündeten, der nun durch die SMA voll ausgewertet werden sollte. General Schabalin verteidigte sich wie ein Löwe. „Nichts von Politik!" rief er immer wieder, und ich las in seinem Gesicht den unausgesprochenen Nachgedanken: „Wollt ihr denn, daß ich nach Sibirien geschickt werde!" Typisch für den Sowjetbeamten, der selbst in höchster Stellung nichts auf eigene Verantwortung tut.

Wie ich bei den Sitzungen beobachtete, konnten die amerikanischen und britischen Delegationen im Verlauf der Verhandlungen ihren Standpunkt ändern. Die Sowjetdelegation dagegen kam und ging stets mit starren, im voraus festgelegten Auffassungen. Der Kreml hätte sich hier ebensogut durch einen Briefträger vertreten lassen können. Niemals wurde eine bei den Besprechungen auftauchende Frage am selben Tag entschieden. Der General mußte sich erst in der Nacht darauf telefonisch Instruktionen aus Moskau holen.

Anfangs war ich naiv genug, zu glauben, daß es auf den Sitzungen

An alle, die eine *feine Nase* haben!

Bisher gab es nur zwei Möglichkeiten, empfindliche Nasen vor unerwünschten Gerüchen im Haus und in den Wohnräumen zu schützen: entweder schlechten Geruch mit einem stärkeren, mehr oder weniger angenehmen Geruch zu überdecken oder die Fenster aufzureißen. Beide Lösungen aber sind unvollkommen. Menschen mit feiner Nase „riechen das Essen immer noch im ganzen Haus", sie riechen noch heute, daß gestern geraucht wurde, sie riechen die Katze, den Hund und den schlecht gelüfteten Kleiderschrank, sie rümpfen die Nase über eine Kinderwindel, sie wissen, daß gestern Waschtag war und heute gebadet wurde, und sie vermerken äußerst übel die Gerüche, die einem vollen Abfalleimer entströmen.

Wie peinlich ist das alles für feine Nasen, und wie peinlich erst für die Hausfrau; wie peinlich, wenn Gäste schon im Treppenhaus riechen, was ihnen zum Essen vorgesetzt wird! So wird es für alle eine gute Nachricht sein, daß die Wissenschaft einen besseren Weg zur Beseitigung von Raumgerüchen gefunden hat, ein Mittel, das nach langjährigen Versuchen erstmalig in Amerika unter dem Namen „air-wick" hergestellt wurde und — da es sich glänzend bewährte — in kürzester Frist die Welt eroberte:

Wie angenehm ist es, auch zu Hause frische und gesunde Luft zu atmen. Und das ist heute so einfach zu erreichen: Man zieht nur den Docht aus der air-fresh-Flasche — schon wird jeder Raumgeruch neutralisiert und verdorbene Luft in reine, und anregende Atmosphäre umgewandelt.

Dieses nach der Original-airwick-Formel zusammengesetzte, patentierte Raum-Desodorans bringt nun die Dr. Carl Hahn KG, Düsseldorf, in Deutschland auf den Markt. Es ist in Apotheken, Drogerien und Parfümerien erhältlich.

air-fresh überdeckt nicht die Gerüche sondern löst sie auf und neutralisiert sie. Es enthält eine Vielzahl hochspezifischer Ingredienzien, darunter auch Chlorophyll. Durch die Verdunstung der air-fresh-Lösung, die nach dem Herausziehen des Dochtes aus der Flasche einsetzt, wird schlechter Geruch schon beim Entstehen unterdrückt. air-fresh erzeugt in Wohn- und Arbeitsräumen eine frische, gesunde Luft, die den Organismus fühlbar belebt. Es ist für jeden gepflegten Haushalt und auch für Büros, Warte- und Krankenzimmer unentbehrlich — mit einem Wort: überall da, wo übelriechende, muffige, verdorbene Luft entstehen kann.

Jeder kann nun in frischer und gesunder Luft leben und arbeiten. Und für alle, die eine feine Nase haben, ist es erst recht ein Glück, daß es jetzt air-fresh gibt!

air-fresh

(sprich: „ärfresch")

einmal zu irgendwelchen Beschlüssen kommen werde. So mißtrauisch ich auch den Westmächten gegenüberstand, gewann ich doch bald die Überzeugung, daß sie ehrlich bestrebt waren, gemeinsam mit uns die Nachkriegsprobleme zu lösen. Die Schaffung der Vereinten Nationen bezeugte ihr Verlangen nach Weltfrieden. Auch wir taten so, als läge uns an einer Zusammenarbeit. Nach den ersten Sitzungen des Kontrollrats aber wurde es — zumindest für mich — ganz deutlich, daß dieser Wunsch beim Kreml nicht im geringsten vorhanden war.

Schon bei der ersten Sitzung sprang einem der große Unterschied in die Augen. Man begrüßte uns als Verbündete, als Freunde in Krieg und Frieden. Wir aber betrachteten die anderen als Feinde, mit denen wir uns nur aus taktischen Gründen an einen Tisch setzten. Das merkten die Alliierten nicht? Um so schlimmer für sie!

Der Kampf um das Wörtchen „Politik" ging noch volle drei Stunden weiter. Unsere Verhandlungspartner blickten immer wieder unmißverständlich auf die Uhr. Der westliche Magen ist an Pünktlichkeit gewöhnt.

Schließlich wurde die Sitzung vertagt. Wir gingen als Sieger daraus hervor. Wir hatten eine ganze Woche gewonnen, die Zeit bis zur nächsten Sitzung.

Unterdessen gingen unsere Demonteure eifrig ans Werk, die deutschen Industrieanlagen zu plündern. Was bei den Verhandlungen auch noch herauskommen mochte — unsere Verbündeten würden sich vor vollendete Tatsachen gestellt sehen.

Durch meine Arbeit im Kontrollrat bekam ich Gelegenheit, unsere Verbündeten auch außerhalb der offiziellen Sitzungen kennenzulernen. Nach einer der üblichen fruchtlosen Debatten wurden wir alle von Sir Percy Mills, dem Chef der britischen Delegation, zum Mittagessen eingeladen. Ich betrat sein Haus mit zwiespältigen Gefühlen.

Die Gäste ließen ihre Kopfbedeckungen und Aktentaschen in der Diele. Das Mädchen nahm mir die Mütze aus der Hand und wollte auch nach meiner Aktentasche greifen. Was tun? Es war die rote Aktentasche des Generals. Sie enthielt nur die letzten Sitzungsprotokolle, aber sie unbewacht auf dem Tisch in der Diele liegen zu lassen wäre ein Staatsverbrechen gewesen, und sie mitzunehmen hätte reichlich albern ausgesehen. General Schabalin erlöste mich aus der peinlichen Lage. Er sagte leise: „Warten Sie draußen im Wagen auf mich, Major."

Erleichtert gehe ich hinaus, setze mich in den Wagen und stecke mir eine Zigarette an. Wenige Minuten später erscheint ein englischer Hauptmann und bittet mich wieder ins Haus. Ich habe keinen Hunger, sage ich. Aber er sieht mich so verdutzt und hilflos an, daß mir schließlich nichts weiter übrigbleibt, als ihm zu folgen. Bei meinem Eintritt wirft

TROST und HOFFNUNG
WIE TROSTLICH berühren Blumen die trauernden Gedanken! Ihre zeitlose Schönheit lindert das Leid und erfüllt die Herzen mit neuer Hoffnung. Zu jedem Gedenktag sind Blumen durch FLEUROP eine dankbar empfundene Aufmerksamkeit. Sie verbinden uns in Freud und Leid und lassen allen Trennungsschmerz vergessen . . .
Sag es mit Blumen durch
FLEUROP
BLUMEN IN ALLE WELT
Die FLEUROP-Gebühren betragen nur 10% des Blumenwertes zuzüglich Brief- oder Telegrammgebühren. Annahme in allen FLEUROP-Blumengeschäften mit den bekannten Zeichen.

mir General Schabalin einen Seitenblick zu, sagt aber nichts. Später erfuhr ich, daß ihn unser Gastgeber ausdrücklich um sein Einverständnis gebeten hatte, mich hereinrufen zu lassen. Nicht umsonst rühmt man die Engländer als die taktvollsten Menschen der Welt.

Die Aktentasche übergab ich dem General. Das erschien mir als einfachster Ausweg aus dieser idiotischen Situation. Soll *er* sich albern vorkommen!

Ich stand an einem zum Garten hinausgehenden Fenster und unterhielt mich mit Brigadegeneral Bader. Nach Schabalins liebenswürdiger Darstellung war er einer der gewiegtesten internationalen Spione. Ich habe also die Ehre, mit einer hervorragenden Persönlichkeit zu plaudern. Wir sprachen eine Mischung von Deutsch und Englisch. Ich beschränkte mich auf unverfänglich banale Äußerungen über den ungewöhnlich heißen Sommer. Dabei bemerkte ich den forschend auf mich gerichteten Blick des Generals, den offenbar schon die Befürchtung quälte, Bader sei im Begriff, mich als Agenten anzuwerben.

Bei Tisch unterhielt sich Schabalin mit unserem Gastgeber mittels Dolmetscher. Gelegentlich, wenn Sir Percy einen Witz machte, zwang er sich zu einem Lachen. Allmählich verbreitete sich aber doch eine Atmosphäre von Herzlichkeit und Gastfreundschaft, und je länger sich das Essen hinzog, desto mehr lockerte Schabalin seinen bolschewistischen Panzer. Schließlich schwang er sich s gar zu einem Toast auf den Hau herrn auf.

Ich saß ganz unten am Ende d Tafel. Wenn ich vom Teller au blickte, begegnete ich Schabalin durchdringendem Blick. Es wurd mir klar, daß mich der General einer seits pflichtgemäß überwachte, ande rerseits aber herausbekommen wol te, ob ich ihn überwachte. Er hatt mich im Verdacht, Auge und Oh der Partei zu sein, und war auf de Hut vor mir. Wenn man in de Sowjethierarchie aufsteigt, fühlt ma sich ständig verfolgt und wird vo lauter Angst und Mißtrauen seine Lebens nicht mehr froh.

WÄHREND der ersten Zeit im be setzten Deutschland genossen wi eine überraschende Ungebundenheit Wir konnten ganz offen und unbe schränkt in die Westsektoren gehen — daß Stalin uns auf diese Weise mit Europa bekannt machte, war sein größter Fehler, denn das brachte uns dahin, die Verhältnisse in der Sowjetunion viel kritischer zu betrachten.

Wir durften auch ohne weiteres die Offizierslokale in den Westsektoren besuchen und wurden dort stets als gern gesehene Gäste begrüßt. Es fiel uns auf, daß unsere Kameraden aus dem Westen viel besser ausgestattet waren als wir und eine viel größere persönliche Freiheit genossen. Verblüfft sahen wir, daß der einfache amerikanische Soldat dieselbe Zigarettenmarke raucht wie sein Gene-

de Schlafstunde fördert die Entwicklung des Babies. Schläft aber ein Kind unruhig, nn soll man stets nach den Ursachen forschen. Rötungen an den Oberschenkeln sind oft schlechtem Schlaf schuld. Erfahrene Mütter beugen dem vor und vermeiden mit dem 3-Phasen-Schutz« von Penaten von vornherein jedes Wundsein: 1. Entfernen der remereste und Rückstände mit Penatenöl, 2. hauchdünnes Eincremen mit Penaten-reme – so entsteht der Penaten-Schutzfilm, 3. leichtes Überpudern der eingecremten ellen mit Penatenpuder. Der Penaten-Schutzfilm bekommt dadurch eine zähe, pasten-tige Konsistenz. Cremeflecken in den Windeln werden vermieden.

ral. In der Roten Armee bekommt man entsprechend seinem Rang verschiedene Zigarettensorten zugeteilt.

Auch über Deutschland gingen uns die Augen auf. Staunend beobachteten wir, wie viele alte Männer und Frauen sauber und ordentlich gekleidet waren und mit wieviel Ehrfurcht und Rücksichtnahme man ihnen begegnete. Daß man das Alter ehren soll, wissen wir auch. Aber wie man es ehrt, das haben wir vergessen. Unter den in der Sowjetunion herrschenden Lebensbedingungen sind die Alten für uns zu einer Last geworden, und das hat unser Verhältnis zu ihnen getrübt. Ihre Renten sind klein. Sie können davon nur leben, wenn sie nebenher noch arbeiten oder wenn sie von ihren Kindern unterstützt werden. Wie sollen die Kinder aber helfen, wenn sie selber nichts haben? Völlig widersinnig fanden wir es, daß die Kriegsbeschädigtenrenten im siegreichen Rußland geringer sind als im besetzten Deutschland.

Überhaupt sahen wir mit Überraschung, daß der Durchschnittsmensch im Westen einen für unsere Begriffe unglaublich hohen Lebensstandard hat. Der Ausruf des Rotarmisten, der zum erstenmal die Wohnung eines Arbeiters im westlichen Europa sah, wurde bei uns zum geflügelten Wort: „Du — Kapitalist?!"

So kam es, daß der Sowjetsoldat die Deutschen achten, ja beneiden lernte. In den deutschen Kommunisten sah er bald allerdings nur noch Verbrechergesindel. Jeder Sowj bürger, der Europa gesehen hat, davon überzeugt, daß nur ein w Moskau bezahlter Abschaum ko munistisch werden kann.

Ende 1945 machte man mich zu leitenden Ingenieur bei der Industr verwaltung. Eine unserer Hau aufgaben bestand darin, die Repa tionslieferungen sicherzustellen. D wurde uns durch einen unbereche baren Faktor äußerst erschwert: d Demonteur.

Anfangs war die Demontage b sonderen Beutebrigaden der Arm übertragen worden. Den Sowjets g lang es, die vereinbarte Viermächt besetzung Berlins durch allerlei M chenschaften einen ganzen Mon hinauszuschieben. In dieser Zeit a beiteten die Beutebrigaden fieberha in den für die Westmächte bestimm ten Sektoren. Man demontierte r dikal — selbst die Leitungsrohre d WCs wurden herausgerissen.

In der hochindustrialisierten S wjetzone konnten die Beutebrigade ihre Aufgabe nicht bewältigen. Ma setzte daher noch andere Demontag trupps ein, die nun ebenfalls mehre Monate lang fieberhaft arbeitete Demontieren wurde förmlich zu Manie. Jedes Volkskommissariat, sogar einzelne Sowjetfabriken schick ten eigene Demontagetrupps nac Deutschland. Aus Moskau kame „Spezialisten" der staatlichen Leni Bibliothek, um Goethe und Schille zu demontieren. Die Fußballelf de Moskauer Dynamo-Stadions gin

Du siehst im Spiel die Kraft

von **Pril**

Mit PRIL „entspanntes Wasser“ ist flüssiger als gewöhnliches Wasser. Es schiebt sich mühelos unter Fett und Schmutz und schwemmt alles weg. Im Nu ist das Geschirr ohne abzutrocknen glanzklar.

Der lustige „Entspannungs-Bogen“ beweist die Wunderwirkung des entspannten Wassers: man schiebt den Pfeil in den Schußkanal des Bogens, läßt ein Stäubchen PRIL in den „Pulverraum“ fallen und schon schießt der Pfeil durchs Wasser!

Kostenlos erhalten Sie den „Entspannungs-Bogen“ (dieses lehrreiche Spielzeug, mit dem Sie im Wasser richtig schießen können) mit einem Probebeutel PRIL.

GUTSCHEIN FÜR 1 „ENTSPANNUNGS-BOGEN“

und einen Probebeutel PRIL. Auf Postkarte kleben und als Drucksache einsenden an FEWA-Werk, Düsseldorf.

auf die Suche nach einem zur Demontage geeigneten Schwimmbekken.

Man war nur von der einen Idee beherrscht, soviel Tonnage wie möglich zu verfrachten, gleichgültig, ob man die Dinge in der Sowjetunion überhaupt verwenden konnte oder nicht. Planlos, zügellos. Dutzende von Malen setzte der Kreml einen Endtermin für die Demontagen fest, und immer wieder verschob er ihn.

Als ich mit der Sache zu tun bekam, hatte man die verschiedenen Demontageorganisationen in einem Sonderausschuß für Demontagefragen koordiniert. Diese Institution arbeitete meiner Dienststelle, die für Reparationslieferungen sorgen sollte, überall entgegen. Es kam zu einer Art sozialistischem Konkurrenzkampf. Zwei Melker molken die Kuh um die Wette. Wir wollten die Fabriken im Interesse der Reparationen in Gang halten, die Demonteure dagegen wollten alles ohne Rücksicht auf die Folgen wegschleppen.

Besonders scharf trat dieser Interessengegensatz im Fall der Jenaer Zeiß-Werke hervor. Der Demontage-Ausschuß hatte seinerzeit auf dem Abbau der ganzen Fabrik bestanden. Das Ergebnis war jedoch unbefriedigend gewesen. Der eigentliche Wert der Werke lag nämlich weniger in den Anlagen als in den alten, bewährten Fachkräften, darunter den einfachen Schleifern, die ihr Handwerk schon vom Vater und Großvater übernommen hatten. So hatte sich die erste Demontage als unwirtschaftlich erwiesen. Die in die So wjetunion überführte Zeiß-Anlag arbeitete mit Verlust, während d amputierte Jenaer Werk nach w vor Erzeugnisse von echter Zei Qualität herausbrachte.

Die Jenaer Produktion machte der Reparationsbilanz bereits eine erheblichen Posten aus. Da ab drängte der für die erste Demontag verantwortliche General auf ein zweite. Natürlich stieß er bei un auf heftigen Widerstand. Es ka zu erbitterten Auseinandersetzungen Nachdem der Kreml die Bericht beider Parteien zur Kenntnis ge nommen hatte, befahl er, eine Anzah hochqualifizierter Fachleute der Je naer Zeiß-Werke zur Arbeit nac der Sowjetunion zu bringen. Mit an deren Worten: man demontierte nu auch die Facharbeiter der Firma Hiernach sank die Produktion de Jenaer Zeiß-Werke sofort scharf ab

Bei näherem Zusehen erwies sic die nach unseren Begriffen so planlo arbeitende deutsche Wirtschaft al ein äußerst präzis eingespielter, kom plizierter Mechanismus, dessen Stu dium für einen sowjetischen Wirt schaftsfachmann hochinteressant war Im Gegensatz zur Sowjetindustri hängt die deutsche Industrie weit gehend von der Zusammenarbei verwandter Betriebe ab. In der So wjetunion erstrebt man unter Aus schaltung wirtschaftlicher Erwägun gen, rein nach militärstrategischen Gesichtspunkten, eine Autarkie de Groß- und Kleinbetriebe.

DURA SCHARF

GARANTIE
Für die Güte jeder FASAN-DURASCHARF wird garantiert. Wer also glaubt, die dreifache Lebensdauer nicht bestätigt zu finden, erhält gegen Einsendung der angebrochenen Packung vollen Ersatz oder Rückvergütung des Kaufpreises.

aus Original-Schwedenstahl in Oddeholm-Spezial-Legierung hergestellt. Stück für Stück einzeln lederabgezogen und in gewissenhafter Kontrolle überprüft.

BLAU
Lackiert, daher vor Rost geschützt! Preis 10 Stück DM 1.50

ROSTFREI
Abtrocknen überflüssig, – schont daher Handtücher! 10 Stück DM 2.00

Schnittig und schnitthaltig, daher gleichbleibend angenehmes Rasieren bei dreifacher Lebensdauer!

W 05156

RUD. OSBERGHAUS · SOLINGEN

Grundlage der kapitalistischen Wirtschaft ist die Rentabilität. Die Kalkulation bestimmt die Struktur des Unternehmens. In der Sowjetwirtschaft dagegen arbeitet die Grundindustrie meist mit Verlust — für westliche Begriffe eine Absurdität. Ihre Betriebe sind auf Staatszuschüsse angewiesen, die der Staat durch überhöhte Verbraucherpreise aus der Leichtindustrie sowie aus der kollektivierten Landwirtschaft herauspumpt.

Als eine der ersten Maßnahmen zur Sowjetisierung der deutschen Wirtschaft ließ der Kreml kleine Unternehmer und Industrielle kurzerhand enteignen und ihre Betriebe — kleine Fabriken, Mühlen, Reparaturwerkstätten usw. — von örtlichen Verwaltungsstellen als „volkseigene Betriebe" weiterführen. Die Sowjets suchten daraus politisches Kapital zu schlagen, indem sie sich damit brüsteten, die Unternehmungen zum „Eigentum des deutschen Volkes" gemacht zu haben. In Unkosten stürzten sie sich dabei nicht, denn in der neuen Planwirtschaft war diese ganze, unter der Rubrik „Nutzlose Industrie" eingestufte Gruppe ohnehin nicht lebensfähig. So wurde ein großer Teil des deutschen Wirtschaftslebens unter die Kontrolle örtlicher deutscher Behörden gebracht, die ihrerseits der SMA unterstanden.

Eines Abends saß ich in meinem Zimmer und las, als es klingelte. Ich öffnete. Im Korridorlicht sah ich eine grellblaue Mütze mit himbeer rotem Rand und blau eingefaßt Achselstücke. Ein MWD-Offizier Ich fühlte eine unangenehme Leer im Magen.

„Gestatten?" Mein Besucher ging mit sicherem Schritt an mir vorbe und legte unaufgefordert Mantel und Mütze ab. Dann wandte er mir sein Gesicht zu: „Na, altes Haus, bereit deinem Gast einen würdigen Empfang!"

Verwirrt starrte ich den Major des Staatssicherheitsdienstes an und er kannte meinen alten Schulfreund Andrej Kowtun.

Andrej war immer ein sonderbarer Kauz gewesen, ein Mensch von unbändigem Ehrgeiz und maßloser Eitelkeit. Zu seinen hervorstechendsten Zügen gehörte ein geradezu tierischer Haß gegen das Sowjetsystem, der mir unbegreiflich und zuzeiten ausgesprochen unsympathisch war. Mir lagen solche Extreme nicht.

Der Krieg hatte uns nach entgegengesetzten Himmelsrichtungen verschlagen. Andrej hatte eine Gruppe regulärer Partisanen in Divisionsstärke kommandiert. Einmal hatte er mir einen merkwürdigen Brief geschrieben, einen überspannten Hymnus auf Vaterland, Partei und Regierung. Außer zahlreichen Orden hatte man ihm den Titel „Held der Sowjetunion" verliehen. Mein Freund hatte also verstanden, Karriere zu machen.

Auf seiner Brust funkelte über mehreren Ordensschnallen ein fünfzackiger goldener Stern, die höchste sowjetische Tapferkeitsauszeichnung.

ch finde immer wieder, daß ihr rtes, sehr schalkhaftes Gesicht urch die Brille zwar an Anmut ver-ert, dafür aber etwas Rührendes, apferes, Eigenwilliges gewinnt. lso wird mein leises Bedauern über as Vorhandensein der Brille durch ne schwer zu definierende Mischung us Mitgefühl, Beifall und Erst-echt-Verliebtsein übertönt, einer lischung, die ich ebensogut Brillen-chtung wie Brillenzärtlichkeit nen-en könnte. Dieses Mädchen, diese ebliche Brillenfremde ist es, zu der ch eigentlich sprechen möchte. Aber t sie nicht eine der vielen reizvollen nd liebenswerten Frauen, denen es, und heraus gesagt, wichtiger ist, esser zu sehen, als besser auszu-ehen und deren Einsicht folglich rößer ist als ihre Schwachsicht? Venn ich also zu ihr spreche, so preche ich zu allen ihren Schwestern nd wahrhaftig, ich möchte jeder ein-elnen zunächst ein Kompliment machen. ch möchte ihr sagen: „Wie vernünftig nd sympathisch ist es, daß Sie eine Brille ragen und — wie reizvoll. Ja, reizvoll, enn es glitzert hinter Ihren Gläsern als ein, ch möchte sagen, asketischer Reiz, das Ver-

Sigi Spieker: Porträt einer Dame mit Brille
Farbaufnahme mit ZEISS-TESSAR

sprechen einer persönlichen Meinung, einer guten Unbekümmertheit, eines selbstverständlichen Anspruchs, und dies zwingt mich, Ihnen auf den ersten Blick eine tiefere, dringendere Aufmerksamkeit zu schenken. Nennen Sie es Respekt, nennen Sie es Neugier, nennen Sie es seelische Versuchung — jedenfalls ist es für Sie günstig."

---

extprobe aus dem Buch „Über Brillen und über das Brillentragen", herausgegeben on Carl Zeiss, Oberkochen. Das Buch liegt in jedem Fachoptikergeschäft für Sie zur nsicht auf. Seine Lektüre wird Ihnen die richtige Einstellung zur Brille geben und hnen erläutern, welche Vorteile Sie mit ZEISS-PUNKTAL-Brillengläsern erwerben.

Seine Erscheinung strahlte die ruhige Selbstsicherheit eines Mannes aus, der gewohnt ist, zu befehlen.

Wir plauderten über unsere Schulzeit. Ich holte eine Flasche Wein und stellte sie auf den Tisch. „Das ist das schlimmste — ich kann nicht trinken!" sagte er. „Andere saufen eine ganze Flasche aus — und vergessen. Ich kann das nicht."

„Plagen dich allmählich Gewissensbisse?" fragte ich. „Sag mal, Andrej, warum hast du mir damals eigentlich solchen Blödsinn geschrieben? Galt das der Zensur?"

„Vielleicht wirst du mir nicht glauben", erwiderte er, „aber ich hab's damals so empfunden. Die Kriegsjahre waren die glücklichsten meines Lebens. Ich watete in Blut — aber ich war tief davon überzeugt, daß es für eine große und gute Sache geschah. Damals war für mich alles so rein und klar wie frisch gefallener Schnee." Seine Stimme schwankte. Nichts mehr von Selbstsicherheit.

„Und heute?"

„Heute geht mir der Glauben an diese Dinge oft genug verloren. Was tu' ich denn heute?" In seinem Gesicht zuckt es, in seine Stimme tritt ein tiefer, unterdrückter Groll. „Heute töte ich die deutsche Seele und den deutschen Geist. Die Sache hat nur einen Haken, daß ich dabei selber seelisch zugrunde gehe."

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er langsam: „Ich werde von Zweifeln gemartert. Ist nicht vielleicht das ... was wir hier auszurotten versuchen ... besser als alles, was wir bei uns zu Hause haben? Um die Deutsc tut's mir nicht weiter leid. Um selber tut's mir leid. Wir zerstör hier eine hochentwickelte Kul gestalten sie nach unserem Vorb um, und dieses Vorbild — z Speien!"

„Sag mal, Herr MWD-Major, machst du eigentlich zur Zeit?"

„Neben den bekannten MW Aufgaben haben wir viele ande von denen der Außenstehende nic ahnt. Zum Beispiel überwachen die gesamte Tätigkeit eures SM Apparats und greifen, wo es not t schnell und unauffällig durch. Ü jeden SMA-Offizier führen wir nau Buch, hinauf bis zu Marsch Sokolowski. In deine Personalakt habe ich übrigens auch schon hine geschaut. Ich kann dir sogar sagen, welchen Theatern du gewesen bist und mit wem. Vorläufig ist mit alles in Ordnung. Gratuliere."

Nach einem Blick auf mich fuhr fort: „Häufig laden wir Wilhel Pieck und andere sogenannte Führ der Deutschen zu einer freundschaf lichen Aussprache ein. Unsere teur Gäste wagen sich uns nur auf Fu spitzen zu nahen. Und wirklich, we uns ihre Nase nicht mehr gefällt Buchenwald ist nicht weit. Weißt eigentlich, wie wir nach der Kapit lation Berlin gesäubert haben? W brauchten dazu nur eine einzi Nacht: 30 000 Menschen wurd aus den Betten geholt und ohne F derlesens nach Sibirien verfrachte Die Listen hatten wir schon lang vorher fertig daliegen."

„Laßt dicke Männer um mich sein . . ."

o sagte Cäsar — und er wußte auch, warm. Auch andere große Männer haben stgestellt: Ein dicker Mann wird dir nie haben. Doch nichts jetzt gegen dicke änner; denn sie sind freundlich, gut und cht beschaulich. Ihre Trägheit ist nicht wollt, sie ist Notwendigkeit. Und was e alten Römer betrifft, so wissen wir, e waren reich, sie wohnten in Palästen, e lagen weich auf Polstern und schmauen gute Sachen. Ja, ja, die alten Römer. nd was dann wurde, wissen wir. Die alten ömer sind nicht mehr. Zweitausend Jahre nd dahin, und alles ist ein bißchen nders. Mit den Palästen ist es auch vorei, und auf den weichen Polstern ruhen wir nur selten. Sie meinen, es sei traurig? Vielleicht! Heute rennen, werken, schaffen wir. Die Korpulenz ist da ein bißchen hinderlich. Nicht wahr, so ist's? Jawohl, so ist's! Was tun, denn schließlich will man nichts entbehren. Also richtig ernähren, das ist wichtig.

Vollwertige Nahrung ist der beste Quell für Lebensfrische! Vollkommenes Wohlbefinden kann nur vollwertige Nahrung schenken, die außer den Nährstoffen auch genügend Wirkstoffe, Vitamine enthält. Die feine Sanella mit den reinen, nahrhaften Fetten und den wertvollen Vitaminen A und D ist vollwertige Nahrung, wie sie der Körper zu seinem Wohlbefinden braucht.

arum täglich SANELLA täglich Vitamine!

Er schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: „Ja, damals, nach der Kapitulation, damals hatte ich gedacht, wir würden uns alles holen, was Europa an Werten besitzt — schließlich waren wir ja die Sieger — und dann im eigenen Hause Ordnung schaffen. Statt dessen zwingen wir die Leute hier, unseren Dreck zu schlukken, und saugen zugleich unser eigenes Volk bis zum letzten Blutstropfen aus." Wut erstickte ihm die Stimme. „Haben wir dafür gekämpft?"

„Hör mal, Andrej", sagte ich, „angenommen, du redest hier nicht als Lockspitzel, sondern wirklich so, wie du fühlst und denkst — wie verträgt sich das denn mit deiner Tätigkeit im MWD?"

Er sah mir ins Auge.

„Es macht mir Spaß, wie die Menschen bei meinem Erscheinen erschrecken. Das ist das einzige Vergnügen, das mir meine Arbeit noch bietet. Wenn alles in einem leer ist, sucht man unwillkürlich nach einem Ersatz. Kennst du die Berufskrankheiten der MWD-Beamten?" Er lachte bitter auf. „Der Suff ist noch die harmloseste. Die meisten sind süchtig. Morphium. Kokain. Es ist statistisch erwiesen, daß drei Jahre Tätigkeit in gewissen Zweigen des Staatssicherheitsdienstes genügen, einen zum hoffnungslosen Neurastheniker zu machen. Diese Dinge kann kein normaler Mensch aushalten. Du hast es gut. Du bist Ingenieur. Deine Arbeit riecht nach Öl und Rauch. Bei mir riecht alles nach Blut."

Ich hatte Mitleid mit Andrej. Der Mann, der so selbstbewußt zu mi hereingekommen war, hatte de Eindruck gemacht, auf der Höhe se nes Erfolgs zu stehen. Jetzt abe spürte ich, daß er zu den Verdamm ten gehörte. Und die unheimlich Ruhe, mit der er sprach, verstärkt dieses Gefühl nur noch.

„Aber du bist doch auch In genieur", sagte ich. „Geh doch i deinen alten Beruf zurück!"

„Völlig ausgeschlossen!" antworte te er. „Aus dem MWD führt kei Weg zurück. Kennst du vielleich einen, der wieder herausgekomme wäre? Außerdem — wer einma Macht über andere gehabt hat, de taugt nicht mehr dazu, Schmetter linge zu fangen und Geranien z ziehen. Macht schmeckt verdamm gut. Man will immer noch mehr."

Er saß noch eine Weile schweigend dann erhob er sich und sagte: „Muß jetzt gehen. Besuch mich mal, wenn du nach Potsdam kommst."

Im Sommer 1946 baten mich zwei Vertreter des sowjetischen Schiffbau ministeriums, Oberst Bykow und Fregattenkapitän Fedorow, die mit der Erteilung von Reparationsaufträgen betraut waren, mit ihnen die Sowjetzone zu bereisen. Die beiden — sehr nette Menschen übrigens — waren erst kurz zuvor aus Moskau gekommen und betrachteten nur alles mit offenen Augen. Mir war es interessant, zu sehen, wie sie bei Fabrikbesichtigungen stumm die Arbeitsbedingungen mit denen in der Sowjetunion verglichen.

OUI, MADAME...
Ich verrate Ihnen das Geheimnis, das jedes
Frauenbein chic und charmant macht:
ERGEE
Perlonstrümpfe
Ergee
STRÜMPFE
DWIN E. RÖSSLER FEINSTRUMPFWIRKEREI

Als wir durch ein thüringisches Dörfchen kamen, musterten sie sprachlos die langen Reihen der hell und freundlich gestrichenen Häuser an den waldigen Hängen. Sie konnten kaum glauben, daß dies eine Arbeitersiedlung sein sollte. „In diesem Land leben die Arbeiter ja in richtigen Kurorten!" sagte Fedorow mit Neid in der Stimme.

In einem Werk imponierten ihm besonders die mit gefederter Rückenlehne und verstellbarer Sitzhöhe ausgestatteten Stühle der Arbeiterinnen. „Das ist doch für Arbeiter reinster Luxus!" meinte er. „Und haben Sie gesehen, daß man in der Verwaltung die gleichen Stühle hat? Die Arbeiter haben hier die gleichen Stühle wie die Direktoren!"

Die Menschen des Westens können sich schwerlich vorstellen, was einen Sowjetrussen, namentlich einen Ingenieur, bei seinem ersten Besuch in einer deutschen Fabrik am meisten überrascht. Es ist nicht die westliche Technik mit ihren modernen Maschinen, *es ist die Stellung, die der einzelne in der Gesellschaft einnimmt.* Der Besucher muß erkennen, daß die Menschen im westlichen System des freien Wettbewerbs der Kräfte viel mehr Rechte und Freiheiten genießen und überhaupt viel mehr vom Leben haben.

Wir fuhren tagelang kreuz und quer durch Thüringen und Sachsen. Dabei kam mir zum erstenmal voll zum Bewußtsein, wie sehr mein erstes Jahr außerhalb der Sowjetunion meine Ansichten beeinflußt hatte. Meine beiden Reisegefährten waren für mich wie ein Meßinstrument, an dem ich meine eigenen Reaktionen ablesen konnte. Bestürzt sah ich, wie stark sich mein ganzes Denken gewandelt hatte. Nicht, daß ich nur alles verneinte, woran ich geglaubt hatte, und etwas anderes bejahte. Aber mein Gesichtskreis war so viel weiter geworden.

Als ich eines Tages in einer SMA-Angelegenheit in Potsdam war, besuchte ich Andrej Kowtun. Seit unserer ersten Begegnung in Karlshorst waren mehrere Monate vergangen. Inzwischen hatte er mich fast jede Woche besucht, ganz spontan, zu allen möglichen Tages- und Nachtzeiten. Er schien ein krankhaftes Vergnügen darin zu finden, über unsere Schulzeit zu plaudern.

Ich schlug ihm vor, mit mir nach Berlin in ein Theater zu fahren, doch wollte er durchaus, daß wir in seinem Büro blieben und miteinander sprachen. Er verschloß die Tür und nahm sogleich das alte Thema wieder auf, das ihn nicht mehr losließ.

„Erinnerst du dich noch an unsere Kindheit?" fragte er. „Du mußt doch damals alles ebenso empfunden haben wie ich. Aber du hast dich nie geäußert. Ich ging zu den Jungkommunisten, du nicht. Jetzt bin ich Major im Staatssicherheitsdienst und doch ein größerer Feind des Systems als alle meine Gefangenen zusammen. Und du? Bist du überzeugter Sowjetbürger?" Er beugte sich vor und

Zufrieden scheinen bedingt zufrieden sein

Die erprobten Vorzüge der *Jockey*-Herrenunterwäsche garantieren Ihnen Behaglichkeit! Das Gefühl, bequem und korrekt angezogen zu sein, prägt sich aus in Ihrer Erscheinung!

Jockey **Long**
Overknee
Medium
Slip

alle mit Verschluß, der nie klafft
Masculin Support
enganliegende Paßform

Jockey
Die Herren-Unterwäsche

JETZT mit dem NEUEN SUPER-ELASTIC Gummiband

HERSTELLER: VOLMA WIRKWAREN GMBH HECHINGEN/HOHENZ.

blickte mir gerade in die Augen. „Sag mir, bist du ein Gesinnungslump oder nicht?"

„Ich bin bestrebt, ein guter Kommunist zu werden", antwortete ich nachdenklich. Es hatte ehrlich klingen sollen, aber es klang unecht und scheinheilig.

Er saß eine Weile stumm da, als suchte er hinter meinen Worten einen versteckten Sinn. Dann sagte er kalt: „Du meinst ja wohl, was du sagst. Du möchtest also das Sowjetsystem lieben lernen, nicht wahr? Wart mal, du wolltest doch so gern ins Theater — ich werde mal eine kleine Vorstellung für dich arrangieren. Wird dir sicherlich helfen, ein guter Kommunist zu werden."

Er holte einige Schriftstücke hervor, blickte hinein und gab telefonisch ein paar Anweisungen. Dann schaltete er den Lautsprecher einer im Zimmer des Untersuchungsbeamten aufgestellten Mikrophonanlage ein. „Erster Akt", sagte er.

In die Stille fallen zwei Stimmen, eine weibliche, deutsch, und eine männliche, deutsch mit russischem Akzent.

„Wenn Herr Leutnant gestatten, möchte ich mich nach dem Schicksal meines Mannes erkundigen", sagt die Frau.

„Sein Schicksal hängt davon ab, wie Sie für uns arbeiten."

„Herr Leutnant, vor genau einem Jahr haben Sie mir versprochen, daß mein Mann freikommt, wenn ich gewisse Bedingungen erfülle."

„Das Material, das Sie uns in letzter Zeit geliefert haben, war u befriedigend. Es könnte sehr u angenehm werden, wenn Sie u zu gewissen Maßnahmen zwinge würden. Es könnte sein, daß S Ihren Mann an einem Ort wiede sähen, der Ihnen bestimmt nicht b hagen würde."

Man hörte ein unterdrücktes Au weinen.

Andrej stellte den Apparat ab un reichte mir ein Papier aus dem Akte stück, das Urteil des MWD-Militä gerichts, das dem Mann 25 Jah Zwangsarbeit zudiktierte.

„Kommunist seit 1928", erläuter Andrej. „Acht Jahre KZ bei de Nazis. Nach der Besetzung Au tritt aus der KPD. Und hier das Re sultat. Seine Frau arbeitet als Do metscherin bei den Engländern Man vertraut ihr dort, weil sie di Frau eines Verfolgten des Naz regimes ist. Sie ist für uns eine äu ßerst wertvolle Agentin."

Er öffnete ein anderes Aktenstück „Aha, da ist ja der Fall! Baroni von . . .!" sagte er. „Seit 1923 ha sie ein Heiratsinstitut für höher Kreise, daneben ein paar Bordelle 1936 Gestapo-Agentin; 1945 bei un registriert; zwei Söhne kriegsge fangen in der UdSSR."

Er reichte mir die Akte herüber Ich fand darin unter anderem di Fotografie einer gutaussehende grauhaarigen Dame mit weißen Spitzenkragen und Bilder hübsche junger Mädchen, ihrer Schutzbefoh lenen. Jedes Foto auf einem Blat mit Personalangaben und einer Ru

BOLS

LIKÖRE · GIN · WHISKY · GENEVER

brik „Belastendes Material". Unter dem Bild einer lebensfroh lächelnden Blondine hieß es: „1946 Syphilis. Bräutigam diente bei der Waffen-SS; seit 1944 in sowjetischer Gefangenschaft." Die nächste Fotografie zeigte ein Mädchen mit Rehaugen. Darunter: „Uneheliches Kind. Vater Mitglied der NSDAP, seit 1944 in der Sowjetunion interniert."

„Das Haus der Baronin liegt im amerikanischen Sektor", erklärte mir Andrej. „Und dort liegt auch ihr Tätigkeitsfeld." Er sah nach dem Aktenzeichen der Fotografie des rehäugigen Mädchens und suchte aus seiner Registratur das dazugehörige Aktenstück hervor. „Da, sieh dir das an!" Es waren die Berichte der jungen Agentin, ergänzt durch Bilder amerikanischer Soldaten in Uniform, Liebesbriefe, Angaben über Dienststelle, politische Einstellung, Heimatadresse."

„Wozu denn die Privatadressen in Amerika?" fragte ich.

„Wenn wir den Mann einmal brauchen, können wir uns dann jederzeit mit ihm in Verbindung setzen. Das geht drüben sogar leichter als hier", erwiderte er.

Ein besonderer Umschlag enthielt Fotos des Mädels in Gesellschaft eines amerikanischen Leutnants. Zuerst kamen Amateurbilder, die alle Stadien der allmählich intimer werdenden Beziehungen zeigten. Dann, auf eigenem Blatt, numeriert und mit Daten versehen, Bilder ganz anderer Art, unverkennbar mit einer automatischen Mikrokamera aufgenommen. Ausgesprochene Por graphien. Auf jedem Bild war amerikanische Leutnant deutlich erkennen.

„Dieser Knabe arbeitet jetzt a für uns", sagte Andrej grinsend. hat in Amerika eine Braut. Vor Wahl gestellt, kompromittiert werden oder uns stillschweigend helfen, zog er letzteres vor. Er lie uns wertvolles Material."

Nach kurzer Pause fuhr And fort: „Das ist nur ein kleiner A schnitt aus der Arbeit der Baron Und wir haben noch mehr Fra dieser Sorte — in allen vier Be zungszonen. Und fast von je Agentin ist ein Angehöriger in serer Hand. Das billigste Spiona system der Welt."

Ich schwieg. Im Halbdunkel Zimmers sieht Andrej plötzlich m und gealtert aus. Seine Augen s trüb und ausdruckslos. Mit nervö Fingern wühlt er in den Papier

„Andrej!" rufe ich jäh und dr den Lampenschirm mit rascher wegung so, daß der Lichtschein sein Gesicht trifft. Er hebt den K und sieht mich mit leerem Blick die Augen starr, die Pupillen er tert, ohne jede Reaktion auf grelle Licht.

„Du weißt ja mit Lichtreakt Bescheid, nicht wahr?" sage ich sanft wie möglich. „Diagnose: du b völlig fertig. In ein, zwei Jahren b du nur noch ein lebender Leichnam

„Ich weiß", flüstert er.

„Kannst du nicht einen and Ausweg finden als Morphium?"

Warum ?

nter einem jugendlich schönen, männlichen pthaar so oft schon die Glatze verborgen ezeichnet?

i Ursachen wirken bei der Entstehung des schen männlichen Haarausfalles zusammen: as Wachstum der knöchernen Schädelwölbung r den allgemeinen Wachstumsstillstand hin-, so daß die knöcherne Schädelwölbung allhlich umfangreicher wird.

Die derbe Unnachgiebigkeit des sogenannten nenhelmes, der über die knöcherne Schädelbung zieht und mit dem der Haarboden in n bekannten Glatzengebiet fest verwachsen Durch die wachsende Schädelwölbung geraten Sehnenhaube und Haarboden im Glatzenbiet allmählich unter Spannung und Druck, es mmt zu fortschreitender Verdünnung des Haardens, zur Verschlechterung der Durchblutung d anderen Störungen der behaarten Kopfhaut, n vermehrten Haarausfall und verringerter arregeneration und zuletzt zur Glatzenbildung.

dem mit der Sehnenhaube nicht fest verchsenen Teil des Haarbodens, nämlich in dem die Glatze umrahmenden biet des Resthaarkranzes, in dem eine Zug- und Druckerhöhung nicht eintreten nn, bleibt das Haarwachstum dauernd erhalten.

t die Zusammensetzung des biologischen Haartonikums Trilysin sind diese ssenschaftlichen Erkenntnisse maßgebend.

SCHEMA DER GLATZENFORM UND GLATZENENTWICKLUNG

a normale Haargrenze gegen die Stirn
b Gegend der Geheimratsecken
c Glatzenfeld am Haarwirbel
d Resthaarkranz

Die Pfeile zeigen die Entwicklungsrichtung zur Vollglatze an

TRILYSIN

DAS WISSENSCHAFTLICHE HAARTONIKUM

Die Schuppen verschwinden –
Das Kopfhautjucken läßt nach –
Der Haarausfall hört auf –
Der Haarboden gesundet.

„Zu spät, Grischa!" Er schüttelt den Kopf. „Zu spät. Ich hab' mir die Flügel verbrannt. Jetzt muß ich kriechen."

Im Herbst 1946 setzte der kalte Krieg ein. Nach anderthalb Friedensjahren begannen die Amerikaner an der Redlichkeit der sowjetischen Absichten zu zweifeln. Ihre Haltung wurde unnachgiebiger. Daraufhin zogen die Sowjets an ihrer Nachkriegsfront die Schrauben nur um so fester an. Der Besuch der Westsektoren wurde uns streng verboten. Ein hysterischer „Feldzug der Wachsamkeit" wurde aufgezogen, und wieder einmal mußte man alle drei Monate endlose Fragebogen ausfüllen. Das war zwar an sich für uns nichts Neues, doch gab uns die unvermittelte Rückkehr zu den alten Praktiken nach unserem verhältnismäßig ungebundenen Leben im besetzten Deutschland sehr zu denken. Und daheim hatten sich die Lebensbedingungen seit Kriegsende keineswegs gebessert, im Gegenteil, in vielen Teilen der Sowjetunion herrschte eine förmliche Hungersnot.

Eines Tages bekam ich einen Brief von meiner Großmutter. Sie hatte ihn beim Schein einer Petroleumfunzel geschrieben. Strom gab es nur zwei Stunden am Tag. „Deine Mutter geht schon früh um sieben zur Arbeit", las ich. „Abends schleppt sie sich am Stock nach Hause. Gestern hat sie auf dem Markt zwei Maiskolben bekommen. So konnten wir uns ein wenig Maisbrei machen. An Fleisch und Butter ist gar n zu denken." Es folgten einige vo Zensur unleserlich gemachte Z

Zwei Maiskolben — in einem reichsten Landwirtschaftsgebiet Welt!

Großmütterchens Brief rief Szenen aus der Vergangenheit in innerung.

1930. Ich gehe noch zur Sc Den größten Teil des Tages aber ich nach Brot anstehen. Man sch mir mit Tintenstift eine Nummer die Hand. Oft genug liegt sie 1000. Wenn der Lieferwagen scheint und die Brote ausgeladen den, kommt es immer zu wü Szenen. In anderen Ländern käm die Kinder als „Trapper und In ner" miteinander. Wir aber käm um das nackte Leben, um ein St Brot. So läßt man die künftigen meister des Sozialismus aufwach

1932/33. Hungersnot. Die K ken waren wegen Widerstandes gen die Kollektivierung liquid worden. Viele Felder bleiben u stellt. Bestellte Felder werden n abgeerntet — es ist niemand da, es tun könnte. Während des Win fressen wir Katzen und Hunde. V fallen verhungert auf der Straße Man weiß nicht, wieviel Millio in diesem Winter Hungers gestor sind. Man spricht von einem Dri der Landbevölkerung ganz S rußlands.

Und während die sowjetischen beiter und Bauern hungern, ist nügend Geld da zur Finanzier des „sozialistischen Aufbaus". M

Wer ihn sieht, ist begeistert
AMY 27
Der Füllhalter ohne Schwächen
Lieferbar in vier Farbtönen und der für Ihre Hand passenden Federspitze
19,50
in Luxusausführung
25,-
32,-
39,-
Eine vornehme Eleganz von bestechender Linienführung, die jedes Auge entzückt.
Eine neue, mühelose Art des Schreibens.
Eine neue, sichere Tintenführung, bis in die Federspitze hinein. Leichter, gleichmäßiger Tintenfluß.
Eine neue Konstruktion zum Ausgleich von Temperatur- und Luftdruckschwankungen. Klecksen unmöglich.
Der neue Lamy 27 versagt nie, auch nicht in großen Höhen (im Flugzeug oder im Hochgebirge).
In guten Fachgeschäften erhältlich.
Ein Spitzenerzeugnis
der C. Josef Lamy GmbH
Heidelberg

erzählt uns, die Schwerindustrie werde Maschinen für die Leichtindustrie bauen, und diese wieder werde Stoffe und Schuhe herstellen. Vorerst aber werden hauptsächlich Flugzeuge und Panzer gebaut. Nicht zu ändern: an allem ist die „kapitalistische Einkreisungspolitik" schuld.

September 1939. Nach Abschluß des Freundschaftspakts mit Hitler rollen Güterzüge auf Güterzüge mit sowjetischem Getreide, sowjetischer Butter, sowjetischem Zucker nach Deutschland, und gleichzeitig verschwinden alle diese Dinge aus den sowjetischen Läden, die ohnehin nie viel gehabt haben.

1941. Krieg. Rationierung, Kartensystem.

1944. Die Soldaten der Reserveregimenter können es gar nicht abwarten, an die Front zu kommen. Nicht aus Patriotismus. Aus Hunger. An der Front gibt's größere Rationen.

Der Hunger ist im Sowjetsystem ein Machtmittel, die Massen gefügig zu machen. Er ist ein vollwertiges Mitglied des Politbüros.

1945. Kriegsende. Die Menschen glauben, nun werde alles besser werden. Aber gegen Ende des zweiten Nachkriegsjahrs geht wieder der Hunger durchs Land. Die Partei will das Volk zwingen, die Illusionen zu vergessen, die man während der kritischen Phasen des Krieges absichtlich in ihm geweckt hatte. Und wieder ruft sie ihren ersten Diener zu Hilfe — den Hunger.

Die meisten gebildeten Sowjetrussen waren auf die Errungen schaften ihres Landes stolz: die mäch tige Schwerindustrie, die hervo ragenden Flugzeuge und Panzer. reute sie nicht, daß der Sieg einen hohen Preis gekostet hatte. Wir abe die wir jetzt im Westen waren, b griffen allmählich, daß wir ja noc gar nicht richtig gelebt, daß wir n immer Opfer für die Zukunft g bracht hatten. Und unser Glaube a diese Zukunft war nunmehr er schüttert. Unser ganzes Leben waren wir nur immer einem Trugbil nachgejagt.

Auch war die Zeit, da man un überall als Befreier und Verbündet begrüßt hatte, nur noch eine Er innerung. Schon zogen am Horizon wieder drohende Kriegswolken auf

Wir hier, an der Grenze zwei Welten, wir, die wir mit eigene Augen gesehen hatten, wie ehrlich sich der Westen um den Frieden be mühte und wie wir alle seine Ver suche, mit uns zu friedlicher Zusam menarbeit zu kommen, sabotierten, wir wußten vieles, was man dahein nicht wußte. Wir wußten nur zu gut, daß unsere Verbündeten so schnell, wie es die Transportverhältnisse erlaubten, demobilisiert hatten, während wir unsere angeschlagenen Divisionen ebenso schnell auf volle Kriegsstärke brachten und sie mit neuen Flugzeugen und Panzern ausstatteten. Wir zerbrachen uns den Kopf — wozu das alles? In der Folgezeit traten die Gründe klar hervor. Der Kreml sah im Friedenswillen des Westens ein Zeichen der Schwä-

KÖRTING

ucht den besten Werbespruch für den neuen ÖRTING-SYNTEKTOR – eteiligen Sie sich an unserm PREISAUSSCHREIBEN!

ie besten Vorschläge werden mit folgenden Preisen ausgezeichnet:

1. PREIS	14 Tage freier Aufenthalt in Grassau im schönen Chiemgau, einschließlich Hin- und Rückreise innerhalb des Bundesgebiets. UND ein KÖRTING-Fernsehschrankgerät VIDEOVOX 54 W im Werte von **DM 1 680,—**
2. und 3. PREIS	Je ein KÖRTING-SYNTEKTOR 54 W im Werte von **DM 468,—**
4. und 5. PREIS	Je ein KÖRTING-SONATOR 54 W im Werte von **DM 376,—**
6. bis 10. PREIS	Je ein KÖRTING-CONBRIO 54 W im Werte von **DM 308,—**
11. bis 30. PREIS	Je ein Gutschein im Werte von DM 50,—, der von jedem Fachhändler bis 31. 1. 1954 beim Kauf eines KÖRTING-Empfängers in Zahlung genommen wird.

Alle Preise werden bis 24. Dezember 1953 verteilt.

KÖRTING

hat das letzte UKW-Problem gelöst!

Durch die neue, sensationelle

YNCH RO-DETEKTOR-SCHALTUNG

ist es jetzt möglich,

mehr UKW-Sender besser zu hören!

Durch den entscheidenden Schritt vom Ratio-Detektor zum SYNCHRO-DETEKTOR erhielt der KÖRTING-SYNTEKTOR 54 W alle für Weitempfang auf UKW notwendigen Eigenschaften: Extreme Trennschärfe — Höchstempfindlichkeit — Höchstwirksame Störbegrenzung — Automatische Rauschsperre, die völlige Stille zwischen den UKW-Senderkanälen gewährleistet.

Lassen Sie sich die KÖRTING-Empfänger der Serie 54 bei Ihrem Händler vorführen: AM-FM-Vollsuper 410 W DM 288,— ● Conbrio 54 W DM 308,— ● Sonator 54 W DM 376,— ● Syntektor 54 W DM 468,—.

KÖRTING *baut seit 1925 Spitzenerzeugnisse der Rundfunktechnik*

Am Preisausschreiben ist jedermann teilnahmeberechtigt außer den KÖRTING-Betriebsangehörigen. **Der Werbespruch soll möglichst kurz sein.** Einsendungen auf einer Postkarte bis 30. Nov. 1953 unter Kennwort „SLOGAN B". Mit Zuerkennung der Preise gehen die Vorschläge in unser Eigentum über. Die Entscheidung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges durch die Geschäftsführung der

KÖRTING RADIO WERKE GRASSAU CHIEMGAU

che und in der Demobilisierung der Demokratien eine willkommene Gelegenheit zu weiterer Aggression.

Wir, die Mitglieder der sowjetischen Besatzungsmacht, wußten ganz genau, wodurch erneut eine Kriegsgefahr heraufbeschworen wurde. Diesmal wußten wir, wer mit der Lunte am Pulverfaß spielte. Schuld an allem, was kommen mochte, hatten einzig und allein die Männer im Kreml.

ANFANG 1947 machte Berija eine Besichtigungsfahrt durch die Ostzone. Sein Besuch in Karlshorst hatte zur Folge, daß SMA-Offiziere in wachsender Zahl abberufen wurden. Aus Moskau kamen neue Männer, denen man sofort die Parteibonzen ansah.

Auch ich bekomme eines Tages meine Abberufung: „Oberingenieur G. P. Klimow ist zur weiteren Verwendung seiner fachlichen Fähigkeiten in die Sowjetunion zurückzuschicken."

Es gibt mir ein sonderbares, unbeschreibliches Gefühl der Freiheit. Ich spüre eine große Veränderung kommen. Der Damm, der mich so lange zurückgehalten hat, ist geborsten.

Das eine ist mir klar: gehe ich nach Moskau zurück, so muß ich fortan mein ganzes Leben lang lügen und heucheln — einfach um des nackten Lebens willen. Ich werde ein Heim haben — und doch nur immer auf das nächtliche Pochen warten. Ich werde heiraten — und meiner eigenen Frau mißtrauen. Ich werde Kinder haben — und vielleicht werden sie mich verraten und zu Waisen werden, die sich ihres Vaters schämen.

Ich muß mir jetzt selber eingestehen, daß ich mich mein Lebtag gezwungen hatte, an etwas zu glauben, woran ich nicht glauben konnte, für etwas zu kämpfen, was mir ganz nicht verteidigenswert erschien. Ich hatte mich mit Illusionen getröstet. Jetzt habe ich keine Illusionen mehr. Die heiße Wut steigt in mir hoch. Ich bin ein Jungwolf Stalinscher Zucht gewesen. Oft genug habe ich mit Klauen und Zähnen um mein Leben gekämpft. Ich kann auch jetzt kämpfen.

Stundenlang wandere ich in meinem Zimmer auf und ab. Ein einziger Gedanke beherrscht mich: *Ich kann nicht zurück!* Erst gegen Morgen werfe ich mich aufs Bett und finde Schlaf.

Während der nächsten Tage übergebe ich meinem Nachfolger nach und nach die Dienstgeschäfte. Ich zögere es bewußt hinaus. Ich will Zeit gewinnen.

Den Vormittag verbringe ich immer in Karlshorst, ordne meine Papiere und verabschiede mich von meinen Bekannten, die mir gratulieren und alles Gute wünschen. Ich muß mir den Anschein geben, als freute ich mich auf die Heimkehr. Nachmittags durchstreife ich das winterliche Berlin, in Zivil, die Pistole in der Tasche. Ich besuche deutsche Freunde und horche sie aus.

neues
von
Knorr
1953
Knorr
GEFLÜGELCREME
Knorr
REIS m. TOMATEN
Knorr
PILZ
Knorr
FRÜHLING
Knorr
ERBSEN m. SPECK
Knorr
BUCHSTABEN
Knorr
GRÜN. m. SCHINKEN
Knorr
KLARE FLEISCHSUPPE
Knorr
HÜHNER SUPPE
Knorr
KÜNSTLERNUDELN
Knorr
NUDELNEST
Knorr
Eiscreme
Knorr
HAFER MARK
EXTRA ZARTE
Knorr
HAFERFLOCKEN
EXTRA ZARTE
Knorr
HAFERFLOCKEN

Ich muß in Erfahrung bringen, wie man es anstellt, in den Westen zu kommen. Es gelingt mir nicht.

Eines Tages, ich war wieder einmal ergebnislos umhergeirrt, und die Dämmerung sank schon über die Stadt, suche ich einen mir bekannten deutschen Fabrikdirektor auf. Wir hatten uns bei unseren dienstlichen Verhandlungen manchmal recht freimütig über politische Dinge unterhalten. Ich bin müde und hoffnungslos. Wie ich ihm erzähle, daß ich nach Moskau zurückgehe, seufze ich unwillkürlich auf.

„Sind Sie denn nicht froh, daß Sie nach Hause kommen?" fragt er.

„Ich würde gern mit Ihnen tauschen", antworte ich.

Er wirft mir einen Blick zu. „Dann gefällt's Ihnen in Deutschland also mehr als in Rußland? Warum bleiben Sie denn nicht einfach hier? In einer der anderen Zonen? Ich kann Ihnen Empfehlungsbriefe an zuverlässige Leute in Thüringen geben, die Ihnen über die Grenze helfen."

„Aber dazu brauche ich doch Ausweise!"

„Ich kenne einen, der sie Ihnen gern verschaffen wird." Er lächelt und setzt hinzu: „Er ist Offizier der Volkspolizei."

Tags darauf gibt er mir eine deutsche Kennkarte und macht mich mit dem Polizeioffizier bekannt. Wir verabreden, daß der Offizier am nächsten Mittag um eins mit dem Wagen durch eine bestimmte Straße bei Karlshorst fährt und mich aufnimmt.

Am nächsten Morgen springe ich in aller Frühe aus dem Bett. Mein Passierschein für den Grenzübergang bei Brest-Litowsk läuft heute ab. Wenn man mich heute noch in Karlshorst vorfindet, wird es mir schwerfallen, meine Anwesenheit zu erklären. Die Gefahr wird mit jeder Minute größer.

Meine Wohnung muß den Eindruck erwecken, daß ich nach Moskau zurückgekehrt bin. Der Inhalt meines Schreibtisches fliegt in den Ofen, ganze Stöße von Schriftstücken, Fotos und Briefen. Was mich noch mit der Vergangenheit verbunden hatte, geht in Rauch und Flammen auf. Nachdem alles getan ist, wandere ich mit übergehängtem Mantel von einer Zimmerecke zur andern. Der Ofen ist ausgebrannt. In dem leeren Zimmer wird es wieder kalt. Die Uhr schlägt zwölf. Noch eine Stunde.

Da — ein scharfes Klingeln an der Tür, anhaltend, fordernd. Meine Hand umklammert die Pistole in der Rocktasche. Es klingelt noch herrischer. Ich gehe zur Tür. Ich zwinge mich, langsam zu gehen.

Im grauen Zwielicht des Wintertages sehe ich einen Mann in MVD-Uniform. Dann kommt mir zum Bewußtsein, daß es Andrej Kowtun ist.

„Komm herein", sage ich kurz.

Er läßt sich schwer in den Sessel fallen, den er immer nimmt, wenn er mich besucht. „Du fährst also —" sagt er mit fremder Stimme. „Und du wolltest mir nicht einmal Lebewohl sagen?"

Peinliches Schweigen. Ich hatte drej eine Zeitlang nicht gesehen, d jetzt fällt mir auf, wie sehr er ch verändert hat. Sein Gesicht ist gefallen, gealtert, die krankhaft nzende Haut scharf über die ckenknochen gespannt. Seine gan- Erscheinung drückt müde Hoff- ngslosigkeit aus. Ich fühle tiefes itleid mit diesem Menschen, der r noch eine leere Hülle ist. Aber h traue ihm nicht. Das erlaubt ine MDW-Uniform nicht. Meine ste Kugel für ihn, wenn man mich tzt holen will!

Der Zeiger steht auf halb eins. Ich hne mich über den Tisch. Mein antel schlägt auseinander. Andrejs ugen starren auf meine Rocktasche. er Griff der Pistole ist sichtbar.

Ich fühle, wie mir der Mund trok- en wird. Vor Rückkehr in die dSSR müssen Sowjetoffiziere alle affen abliefern. Das weiß niemand esser als ein Major des Staatssicher- eitsdienstes. Aber Andrejs Gesicht igt keine Überraschung.

„Wir werden uns ja wohl nie wie- ersehen", sagt er. Seine Stimme llt schwer in das drückende Schwei- en. „Ein Leben lang habe ich dir icht getraut, und als ich dann an dich aubte, hast du mir nicht getraut."

Seine Worte schneiden mir ins Herz, aber ich finde keine Antwort. Ein Gedanke durchzuckt mich: woher weiß er, daß ich heute gehe? Vielleicht hat er schon den Haftbefehl für mich in der Tasche?

„Sei nicht böse, daß ich gekommen bin", sagt er wie eine Antwort auf meine Gedanken. „Wenn *ich's* nicht getan hätte, wären andere gekommen. Solltest du einmal an mich denken, Grischa, dann vergiß das eine nicht: ich tue, was ich kann!"

Jäh wie ein Pistolenschuß fährt das Aufschrillen des Telefons dazwischen. Ich nehme den Hörer ab. Drei deutsche Wörter: „Der Wagen wartet."

Andrej geht schleppend zur Tür hinaus. Ich stehe und lausche, bis seine Schritte verhallt sind.

Einen Augenblick noch zögere ich auf der Schwelle. Dann werfe ich die Tür hinter mir hart ins Schloß. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich gehe hinaus — der Zukunft entgegen.

Anmerkung der Redaktion: Major Klimow kam wohlbehalten über die Zonengrenze. Er lebt jetzt in München und gibt dort antikommunistische Schriften heraus, die ihren Weg in die Ostzone nehmen. Sein Buch ist in ganz Europa zum Bestseller geworden.

Edsor
FMT
Edsor Kronen
SCHALS und TÜCHER
beliebt wie Edsor Kronen Krawatten
NICHT IN JEDEM, NUR IN BESTEN HERRENARTIKELGESCHÄFTEN ZU HAB